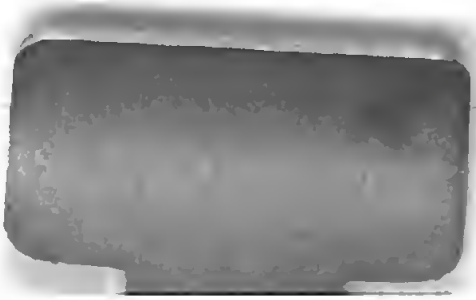
Princeton University Library
32101 064144015

V.4-5

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben's

ſämmtliche Werke.

Mit Ausſchluß der rein mediziniſchen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Vierter Band.

Wien 1851.

Verlag von Carl Gerold.

3441
.998
.1851
v.4-5

Confessionen.

512066

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung 1

Wissen 25

Kunst 91

Leben 107

Vorwort.

Es ſind Bruchſtücke eines Lebens. Man muß ſie nicht als Anſichten oder Lehrſätze, ſondern als Ergebniſſe gewiſſer Lebens-Epochen, — nicht theoretiſch, ſondern geſchichtlich — auffaſſen, wenn man ſie richtig beurtheilen will. Hält man ihre Veröffentlichung, nach dieſer Erklärung, für überflüſſig, ſo iſt nichts dagegen zu erinnern, und — man laſſe ſie eben ungeleſen. Allein, wer zu denken gewohnt iſt, weiß, daß ihn ſolche problematiſche Ergebniſſe meiſt, durch Anregung, zu eigener Denkproduktion mehr gefördert haben, als fertige Lehren, die man

ihm zu verdauen gab. Ja, wenn Jeder, der da mit offenen Augen lebt, und ſich einige Rechenſchaft ablegt, dieſe Rechenſchaft mit aller Demuth, öffentlich abzulegen den Muth hätte, — welcher Gewinn für das fortſchreitende Ganze!

F.

Einleitung.

Aus den Blättern des „Einſamen.“

Ein ächter Einſiedler müßte ſich ſelbſt genug ſein, ſeine Glückſeligkeit in den großen Maſſen der Natur finden, und, fern von den kleinen Leidenſchaften der Geſellſchaft, mit tiefer Empfindung der organiſchen Formen, immer in höheren Betrachtungen ſchweben.

Heinſe.

So erhaben iſt unſer Einſame nun eben nicht; aber ähnliche Ideale ſind ihm auch nicht fremd und mögen ihm in guten Stunden vorſchweben. Er will eigentlich nicht, daß man ihn einſam nenne; das iſt er — wie er behauptet — nur in der Geſellſchaft, die er oft genug beſucht. In ſeiner Klauſe, wohin er ſich nur ſelten zurückzieht, da lebt es recht voll und warm um ihn herum. Ihn umſchweben die Geiſter ſeiner Erinnerungen und Hoffnungen, und, wenn dieſe ſich in einander zu verwirren und zu zerfließen drohen, die ewigen Geiſter alles Großen und Schönen, die über Völker und Zeiten ſich die unſichtbaren, gewaltigen Hände reichen, und mit heiligem, nur ihm fühlbaren Gruße dem höher geſinnten Sohn eines verarmten

Jahrhunderts zunicken, und ihm Licht in die Seele und Muth in den Busen flammen, und in zauberischen Bildern auf das verheißene, gelobte Land einer verjüngten Menschheit hinweisen, daß er wieder glaube und dichte und schaffe — da ist er nicht einsam, da ist er gesellig, denn er hat sich selbst — eine Genossenschaft, um die ihn die halbe Welt beneiden würde, wenn sie je in dieser Gesellschaft gewesen wäre. Und wer weiß? wenn man zu Zweien ist (und das wäre hier der Fall), so kann man es nicht umgehen, gefragt zu werden. Und da möchte Manchem das Antworten Verlegenheit machen. Genug, Theodor ist, wie man schon sieht, eine Art gemüthlicher Timon, schwärmerischer Diogenes. Yorick würde ihn unter die „behaglichen Einsiedler" gesetzt haben. In der Epoche, von welcher wir zu erzählen haben, war er übrigens faktisch ein Eremit. Obwohl es mitten in einem der strengsten Winter war, von dessen Strenge, in Ermangelung wichtigerer Ereignisse, alle Zeitungsblätter erfüllt waren, hatte er den Sonderlingsgedanken ausgeführt, sich, gerade zu der Zeit, wo in der Stadt die gesellige Einsamkeit am größten war, auf's Land in seine einsame Geselligkeit zu begeben. Man konnte es für einen Anfall von Sehnsucht halten, der obigen Maxime von Heinse gemäß, dem Manöver der Schneelawinen aufzulauern, welches allerdings große Massen der Natur sind. Dem sei wie ihm wolle; er bewohnte das bekannte, für ihn eingerichtete grüne Zimmer eines ländlichen Gasthauses, machte, zu öfterem Kopfschütteln der freundlichen Wirthin, in Gesellschaft seines gleichgestimmten Hundes, wie weiland Dr. Faust, stundenlange Ex-

kurſionen über Eis und Schnee, und noch ſpät nach dem frugalen Abendmahle flackerte das einſame Licht hinter dem ſchwankenden Vorhange ſeines Fenſters, und ſchimmerte Troſt in die durſtige Seele eines armen Wanderers auf der Heerſtraße, der, müde und halb erſtarrt, die Nachtherberge ſuchte; denn nicht alle Leute haben dieſe Liebhaberei für Winterfußpartien wie Theodor.

Wir Städter wiſſen eigentlich gar nicht, was der Winter iſt; ich meine den Winter der Natur, vor dem wir uns ſchützen, ſtatt ihn zu genießen, dem wir den meiſt viel froſtigeren Winter der Convenienz unterſchieben. Wir kennen jenen nur aus den Schreckbildern unſerer weichlichen Phantaſie, oder aus der Schilderung eben ſo weichlicher Landbewohner, wie man die Kobolde aus den Ammenmärchen kennt. Theodor würde uns ganz andere Bilder zeichnen können; aber Naturſchilderungen ſind ſeine Sache nicht; er fühlt zu ſehr, um dichten zu können. Wenn die ganze Erde, ſo weit das Auge trägt, in ernſter Größe, mit dem majeſtätiſchen Gewande von Schnee umhüllt, vor uns ruht, Alles ſtill und ſchlafend, eine erſtarrte Unendlichkeit; wenn die Bäume ſehnſuchtsvoll ihre nackten braunen Arme nach dem verlornen Schmuck des Lebens ausſtrecken; wenn im nahen Forſte kein Blatt mehr rauſchend vom Zweige fällt, und der Nordwind nur dürre Aeſte ächzend wiegt oder fernher über dunkle Nadelwälder dumpf donnert; wenn der Hirſch des Waldes lechzend vom Jagen an die gewohnte Quelle eilt, und ſtaunend an der Eisdecke ſtehen bleibt, die ihm ſtatt ihrer entgegenſtarrt; wenn aus dem Eispalaſt des Nordens, den

ewige Nebel umwallen, eherne Stürme, wie Oſſians Geiſter, über die träumende Erde ziehen, und die Kraft des Menſchen erwecken und herausfordern zum ſtolzen Kampfe mit dem Element; wenn jetzt der Schnee von den dunkeln Wolkenfittigen herab ſeine weichen, tauſendgeſtaltigen Flocken wie Blumengeiſter auf die Gräber verwelkter Blumen fallen läßt; wenn am Tage der ſchwärzliche Tannenwald eine ernſte, unſterbliche Farbe, wie eine feierliche Verheißung, mitten aus dem weißen Leichentuche der Gefilde uns zuwendet, des Nachts der milde Strahl des ſcharf umgrenzten ſilbernen Mondes von dem Kriſtall der weiten Eisfläche melancholiſch zurückleuchtet; wenn der Puls der Natur zu ſtocken ſcheint, damit das Wort des Geiſtes im Innern der Menſchenbruſt lauter ertöne; wenn nun nach dem kräftigenden Spaziergange über kniſternden Schnee und dröhnende Eisrinden, das friedlich beleuchtete Dörfchen dir doppelt heimiſch entgegenſchimmert, und der luſtig aufwirbelnde Rauch die zufriedenſte Stunde kräftig-thätiger Menſchen dem Himmel verkündet — da, da fühlt ſich's recht innig und tief, daß „die Winter der Natur — der Geiſter Lenze" ſind, daß ſie, wie alles Rauhe, Schwierige, Dunkle, dem Menſchen eine höhere Mahnung, eine Bürgſchaft für ſeine Miſſion, die nicht von dieſer Erde iſt, bedeuten. Wo die Kräfte der Natur am lebendigſten und für eine Ewigkeit der Geſchlechter wirken, da ziehen ſie ſich in das Dunkel des Geheimniſſes zurück. In verſchloſſener Furche, von keinem Strahl der Sonne beglänzt, keimt der Same zu künftiger Ernte. In der unergründeten Tiefe des menſchlichen Buſens gähren die ſchaffenden wie die ſcheinbar zerſtörenden

Kräfte, welche die geiſtige Welt zu bilden und zu verwandeln beſtimmt ſind; und nicht im lauten, kleinlichen Getümmel des Marktes, ſondern in verſchwiegener Einſamkeit reift das Große im Menſchengeſchlechte, das Unvergängliche der Geſchichte heran. Gaffend ſtehen die verkümmerten, nachgebornen Geſchlechter, in deren Mitte plötzlich, wie ein Wunderbau, den Feenhände über Nacht gefördert, das Werk der Ewigkeit hereinragt, mit unverdroſſenem, nächtlichen Schweiße befeſtigt und vollendet, während ſie ſchliefen und von ſchnöden Genüſſen träumten.

In ſolche Gedanken vertieft, nach einem ſolchen Spaziergange, war Theodor eben heimgekehrt. Waren es die in ihm webenden Gedanken, war es überwältigende Ermüdung, beides oder keines von beiden — genug, er mußte, wie öfters, ſehr geiſtesabweſend ſein, und man hätte ihn für jenen berühmten Zerſtreuten halten können, der eben im Begriffe war, ſeine Kleider in's Bett zu legen und ſich ſelbſt über die Stuhllehne zu hängen, denn — er bemerkte weder das hübſche Geſicht Mariannen's, die ihm in ſeine Stube hinaufleuchtete, noch — daß ſie weinte. Endlich ſchreckte ihn ihr lauteres Schluchzen aus ſeinen Betrachtungen.

„Was haſt du, Kind?" fragte er, indem er ſie gutmüthig betrachtete. „Darfſt du heut Abends nicht mittanzen, wenn ſie unten den Karneval begraben?"

„Ach, Herr, um's Tanzen! ... ich fürchte, wir begraben bald wen Andern ... und er iſt gar ſo gut, daß Einem das Herz brechen möchte!" .... Und hier barg ſie die Augen wieder in's Schnupftuch.

Theodor's Zerſtreutheit war augenblicklich verſcheucht. Er hatte ſie verſtanden, wandte ſich mit einem ſchmerzlichen Blicke um, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, folgte er ihr in ein anderes Gemach des Hauſes.

Vor einigen Monaten, als die großen Linden vor dem Gaſthofe ſich entlaubten und die erſten Stürme rauher über das ſtille Thal hinzogen, war ein Fremder aus einer Poſtkutſche am Hauſe abgeſtiegen, hatte einem zierlichen, in reiches Pelzwerk eingewickelten jungen Manne, der im Wagen ſitzen blieb, die Hand geſchüttelt und zugerufen: „Seien Sie unbeſorgt! ich finde gewiß das Nöthige. Grüßen Sie die Freunde und —" dies letzte Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, die ſich zu einem bittern Lächeln verzogen. Er winkte noch einmal mit der Hand, die Peitſche knallte, die Hunde des Dorfes bellten, und dicke Staubwolken umhüllten den Wagen, der ſchon über die dröhnende Brücke gerollt war.

Der Fremde kündigte der Wirthin an, daß er längere Zeit hier verweilen wolle. Obwohl es nun Spätherbſt, und, was der guten Frau bedenklicher ſchien, eben ein Freitag war, ſo war man hier doch durch Theodor's Beiſpiel auf originelle Geſchmacksrichtungen der Städter gefaßt, und ſo mochte ein unerwartetes Seitenſtück zu dieſem etwas für ſich haben. Zudem war das Aeußere des Fremden durchaus einnehmend. Etwa vierzig Jahre alt, fein, aber ſehr einfach gekleidet, freundlich ohne viele Worte, flößten ſeine bleichen, leidenden und dabei edlen Züge, ſein ſtark ergrautes Haar, ſein milder, durchdringend wehmüthiger Blick, eine ſchnelle, aus Achtung und

einer gemiſchten Rührung zuſammengeſetzte, eigenthümliche Theilnahme ein. Dieſe wuchs bei näherem Umgange. Er ſprach wenig, aber was er ſprach, war herzlich und bedeutend, und wenn er antwortete, ſo war es, als ob er mehr die Gedanken als die Worte Derer erwiederte, mit denen er ſprach. Ruhig haftete ſein Auge auf ſeiner Umgebung, ſie mochte ſich wie immer geſtalten; eine eigenthümliche Miſchung von Wohlwollen und ſcharfer Beobachtung ſprach aus ſeiner Geberde. Freundlich gegen Niedere, zeigte er eine gewiſſe, wie abwehrende Selbſtſtändigkeit gegen einige vornehme Gäſte, die — man wußte nicht, ob aus zudringlicher Theilnahme oder aus ſonſt welchem Motive — ihn in dieſem Aſyle ausgewittert hatten, und wußte ſie, nicht eben zur beſonderen Freude der Wirthin, auf's Baldigſte zu beſeitigen. Gern dagegen unterhielt er ſich mit den Landleuten, hörte ſie mit ſichtbarer Theilnahme, miſchte ſich, bei gegebenen Anläſſen, in ihre ſtreitigen Angelegenheiten, und war wiederholt zum willkommenen Friedensſtifter und dadurch bereits zu einer Art Orakel für ſie geworden, an das man ſich mit Vertrauen von jeder Seite wandte. Er ſelbſt ſchien jede Leidenſchaft abgethan zu haben, ging aber mit unverhehlbarer Wärme auf das bewegte Gefühl ein, das ſich vor ihm ausſprach, und bewies durch ſeine Antworten, daß er es völlig verſtanden habe. Die auffallendſten Irrthümer wußte er und pflegte er ſo zu beleuchten, daß zuletzt doch immer noch irgend etwas Wahres auf dem Boden durchſchimmerte, welches ſie — zwar berichtigte, aber auch zugleich erklärte. Man ſah, wie ihm jedes tiefe Gefühl ein Mitgefühl, jede

Heftigkeit ein Lächeln, jede Gemeinheit eine leichte Miene des Unmuthes abgewann. Allein stets nahmen seine Züge ihre gewohnte stille Haltung wieder an, und völliger Selbstbesitz stellte sich als die Errungenschaft und der eigentliche Ausdruck seines ganzen Lebens dar. Er schien viel gelitten zu haben, oder krank zu sein. Solche Verhältnisse konnten nicht umhin, die freundliche Wirthin sogleich für ihn zu bestimmen, und es war nun blos ihre Sorge, wie ihr älterer Gast Theodor es aufnehmen würde, wenn ein Unbekannter ihm plötzlich das ehrlich erworbene Monopol des Einsiedlers streitig zu machen gedächte.

Er nahm es auch anfangs nicht zum Besten auf, legte das Buch, in welchem er las (es war, glaub' ich, Schlosser's Geschichte), bald auf die rechte, bald auf die linke Seite der vor ihm liegenden Auszüge daraus, und brummte etwas von „nirgends Ruhe", und „anderes Asyl", und was sonst die Wirthin nicht recht verstand.

Der Fremde verließ seine Stube selten, und, ohne nach Arzt oder Apotheke zu verlangen, schien er wirklich und zwar ernstlich krank zu sein. Er ward von Tag zu Tag bleicher und stiller, seine Züge nahmen einen fremden Ausdruck an, und des Nachts brannte er beständig Licht auf seinem Zimmer. Er schrieb viel, hatte einmal eine bedeutende Summe Geldes unter einer Niemanden bekannten Adresse in die Stadt abgeschickt, und ließ dann und wann, zwischen schwer unterdrückten Zeichen schmerzlicher Resignation, Worte fallen, welche die Wirthin in die größte Besorgniß versetzten; denn es schien ihr, als gedächte er in ihrem Hause zu sterben. Da nun Niemand wußte, wer

er war, woher er kam, und wie es ſonſt um ſeine Verhältniſſe ſtehe, ſo kam noch eine verzeihliche ängſtliche Unruhe zu der innigen Theilnahme, welche ſein ſtilles, nichts forderndes, ſich ſelbſt verläugnendes Weſen abgewann.

Es war, unter ſolchen Umſtänden, die Lebensaufgabe der braven Frau, ihre beiden Einſiedler wo möglich einander zu nähern. Eine ſchwere Aufgabe! denkt man im erſten Augenblicke. Keineswegs! fügt der zweite berichtigend hinzu. Ein Einſiedler hat gar kein dringendes Bedürfniß, als: irgend eine Geſellſchaft, um ihr das Glück der Einſamkeit zu ſchildern; ſo wie Niemand ſo ſehr nach Menſchen lechzt, als der Menſchenfeind, um ihnen zu ſagen, wie ſehr er ſie verachte. Ich weiß nicht, ob unſere Wirthin von ſo pſychologiſchen Prämiſſen ausging: ſo viel iſt gewiß, daß ſie, was überhaupt das Gerathenere von beiden iſt, darnach handelte, daß ſie jedem der Eremiten fleißig vom andern erzählte, und daß, obwohl keiner vom andern etwas zu wiſſen begehrte, doch beide ſichtlich nur mit Mühe ihre innere Zufriedenheit verbergen konnten, als ſie ſich an einem der ſchönſten Wintermorgen (die Wirthin hatte dem Fremden geſagt, daß Theodor ſchon ausgegangen ſei) beim Ausgange trafen, grüßten und — mit einander fortgingen.

Mit herzlichem Vergnügen über ihr gelungenes Werk, zwei Sonderlinge bekehrt und nebenbei ihrer Wißbegierde ein Feſt vorbereitet zu haben, blickte ihnen die gute Frau lächelnd noch lange nach, bis ſie über die Brücke verſchwanden, und der blendende Schnee dem Auge der Schauenden weh that. So viel hatte ſie bemerkt, daß der ſonſt raſch

und kräftig ausſchreitende Theodor langſam neben dem Fremden einherging und öfter ſelbſt ſtehen blieb, wie es ſchien, um dem Andern Raſt und Erholung zu verſchaffen. Das Reſultat dieſes Spazierganges war merkwürdig genug. Theodor und der Fremde waren von dieſem Augenblicke an nicht mehr zu trennen, aber die Wirthin wußte ſo viel als zuvor. Aus Theodor war nichts herauszubringen, als daß er die Befürchtungen über den Zuſtand des Leidenden theilte, wobei er ſelbſt ergriffen ſchien, aber mit einer ſeltſamen Beimiſchung von unwilligem Ernſt, der das weitere Fragen abſchnitt; und als die Wirthin einmal ſelbſt die Ernſthafte ſpielte, und einige Vorwürfe über ein ſo hartnäckiges Schweigen in vielleicht kompromittirenden Verhältniſſen wagte, verſicherte er auf ſein Ehrenwort, nicht das Geringſte von Namen, Stand, Familie und Herkommen ſeines neuen Bekannten zu wiſſen, für deſſen Rechtlichkeit er ſich übrigens verbürge, und den er als ſeinen nächſten und beſten Freund bezeichnete, von allen, die er je ſo genannt. Ein ſolches Verhältniß war freilich unſerer Wirthin ſo wenig begreiflich, als es der Mehrzahl anderer Leute begreiflich geweſen wäre. Merkwürdig ſchien ihr auch, was ihrer Beobachtungsfertigkeit nicht entging, daß Theodor, obwohl nun mit den Leiden des Ankömmlings gewiß näher vertraut, eigentlich nicht traurig, ſondern, nebſt den erwähnten Spuren eines gewiſſen Unmuthes, lebhaft aufgeregt, manchmal hätte man ſagen können, feierlich geſtimmt war. Seine einſamen Spaziergänge wurden ſeltener, kürzer, und er kam erhitzt nach

Hauſe, wie Jemand, der Gedanken, welche Thaten werden ſollen, im Buſen wälzt.

Es bildete ſich in kurzer Zeit zwiſchen den beiden Bewohnern des ländlichen Aſyls eine Freundſchaft heraus, die man ſich nicht inniger vorſtellen kann. Theodor kam faſt nicht mehr von der Seite des Fremden, lauſchte ihm jedes Wort und jede Miene ab, war unruhig, wenn er von ihm auf kurze Zeit entfernt war, beobachtete aber ein eigenſinniges Schweigen über ihn; ja, ganz gegen ſeine ſonſtige Art, wurde er ſelbſt über die gutmeinende Zudringlichkeit ſeiner Wirthin in dieſem Punkte unwillig. Er aber ſchien, bei aller Bewegung, die man ihm anſah, in ſeiner Seele befriedigt, und glücklicher als je. „Ich bin nicht mehr einſam, — ſagte er bei einem Anlaſſe mit Innigkeit — und kann es nie mehr werden; auch nicht, — ſetzte er mit naſſem Auge hinzu — auch nicht, wenn ich allein ſein werde!“

Die letzten Tage her war es mit dem Befinden des Fremden raſch ſchlimmer geworden. Ein Arzt mußte aus der Stadt berufen werden. Auch von ihm war nichts zu erfahren. Er war ein ernſthafter, ältlicher, ſehr beſchäftigter, kurz angebundener Mann, zuckte die Achſeln, hieß, nachdem er den Kranken verlaſſen, auf Alles gefaßt ſein, und ſprach von nie zu hebenden Seelenleiden, die jeder körperlichen Heilung Hohn ſprächen. Wegen ſeines Wiederkommens befragt, ſchüttelte er, wie für immer verſagend, den Kopf, und war eben unter ſo traurigen Anzeichen fortgefahren, als Theodor, wie wir oben erzählten, nach

Hauſe kam, und von Mariannen ſo wehmüthig begrüßt ward.

Aber ach! er traf ſeinen Freund noch bei weitem übler, als er in dieſem Augenblicke gefürchtet hatte. Meine Leſer erwarten hier eine Sterbeſcene und zugleich die nöthige Aufklärung über den räthſelhaften Mann. Die Erſte gebe ich nicht, weil meine äſthetiſchen Maximen mich nöthigen, dieſes in unſern jetzigen Romanen ſo beliebten Vortheils zu pathologiſchen Effekten mich zu begeben; die Zweite kann ich nicht geben, weil ich ſie ſelbſt erſt vom weitern Verlauf dieſer Geſchichte erwarten muß. Ich ſage es alſo ſchlicht und beſtimmt: Ja, es war eine Sterbeſcene; aber, wie es ſcheint, von den üblichen ſehr verſchieden. Kein Klagen und Jammern erſcholl am Todtenbette, kein ängſtlich verzweifelnder und kein verrätheriſcher, habſüchtiger Blick belauſchte den letzten Kampf eines Sterblichen, kein Schauſpiel irdiſcher Erbärmlichkeit ſtörte den Geiſt, der ſich zürnend von den allzu lange geſchüttelten Ketten losrang. Alle Hausleute waren auf das wiederholte Geheiß des Kranken entfernt worden; nur hörte Marianne, die ſich auf den Gang geſchlichen hatte, daß Theodor mit lauter, kräftig bewegter Stimme feierliche Worte, wie einen betheuernden Schwur ausrief. „Ewig! ewig!“ wiederholte er mit Feuer, und hielt noch die Hand ſeines Freundes begeiſtert in der ſeinen, als das Lächeln, das ſtille, unausſprechliche Lächeln auf deſſen Antlitze ſchon verkündete, daß ſeine Seele bereits die Himmelsluft der Freiheit athme, in Regionen, deren Bewohner für unſer armes, bettelhaftes Daſein nur ein Lächeln haben können.

Draußen heulte und donnerte jetzt heftiger der entfesselte Wintersturm; kein Stern flimmerte durch die riesig aufgethürmten Wolkenmassen, und schwerer Hagel schlug prasselnd an die erklingenden Fensterscheiben, als Theodor ein Päckchen Papier in der einen, das flackernde Licht in der andern Hand langsam und schweigend in sein Zimmer ging. Das Licht brannte die ganze Nacht. Niemand wagte ihn zu stören. Noch der Morgen, der nach einer so wildschönen Leichenfeier, den Himmel wunderbar verklärte, daß er, rein und wolkenlos, wie ein unendlich blauer Krystall die Erde umleuchtete, traf den Einsamen über den Papieren.

Die Brieftasche des Fremden gab keine Aufschlüsse. Die hinterlassene Barschaft war sorgfältig eingewickelt, mit der Ueberschrift: „Meinen guten Pflegern." Auf einem andern Zettel stand: „Meine Papiere an Theodor." Kein Testament, keine Briefe. Viele bezeichnete Landkarten deuteten auf Reisen. Einige Bücher, sämmtlich in fremden Sprachen, meistens Reflexionen, Maximen, Denksprüche enthaltend. Daneben Manuscripte, theils eigene Entwürfe über mannigfache Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens, theils Auszüge und Uebersetzungen, dann Blätter in Chiffernschrift. Einige seltsame, kleine Utensilien, deren Bestimmung man nicht kannte; kein Schmuck, kein weibliches Porträt. Im Dorfe war sein Begräbniß; im ländlichen Kirchhofe ruhen seine Gebeine; eine Akazie neigt ihre Zweige über den Hügel. Nie hat seit jener Zeit Jemand um ihn gefragt; und nicht leicht ist an irgend wem das alte Wort: „Kannst du nicht verborgen leben, so suche

verborgen abzuleben," getreuer erfüllt worden, als an dieſem Unbekannten.

Von Theodor konnte man nichts erfahren. Nur, als er von ſeinem Freunde Julius beſucht ward, und dieſe Epiſode ſeines Einſiedlerlebens in den allgemeinſten Umriſſen zur Sprache kam, beſchloß er ſeine Erzählung mit abgeriſſenen Sätzen. „Du ſollſt noch weiter davon hören!" ſagte er heftig, und nach einer Pauſe, in der er etwas in ſich zu bekämpfen ſchien: „Freund, ſo weit ſind wir. Das iſt im Bilde unſer Leben, unſere Zeit. Machtlos bricht ſich die Jugendwelle höhern Strebens an dem kalten, flachen Strande des Gemeinen. Stumm und unwillig verſchließt ſich der Mund, dem das Wort des Lebens entſtrömt wäre, wenn man den erſten, verlorenen Laut der Sehnſucht verſtanden hätte. Das Herz ſchweigt endlich, das nicht für's Rechte und Gute pochen darf, der Geiſt wird irre an ſich ſelbſt, und frühzeitig altert die oft getäuſchte, in ihrer Liebe verhöhnte Seele. Wie kann Glaube und Muth in Menſchen leben, denen der große Gedanke des Ganzen genommen worden iſt? Was iſt des Menſchen Daſein ohne dieſes leuchtende Geſtirn einer höhern Welt? Eine Welle im Ocean, die zerfließt, während ſie zu werden wähnt!" Hier ſchien Theodor ſich in Betrachtungen ſinnend zu verlieren. Dann blickte er auf, ſah des Freundes Auge wartend auf ſich geheftet; und als ob er deſſen Gedanken beantworten wollte, fuhr er fort: „Kannſt du ſagen, daß ſie anders ſind? Wer kennt noch das Große, wer achtet es? Ein jämmerliches, armſeliges Leben, zwiſchen Nichtſein und Vergehen ſchleppen

ſie elend hin, und es iſt gleichgültig, gänzlich gleichgültig, ob ſie geweſen ſind! Nichts hatten ſie, das ihnen dieſes arme Daſein verklärte, nichts, das im Tode bei ihnen aushielte, nichts, das über den Tod hinaus den Begriff einer Ewigkeit erzeugte. Mildthätige Weisheit, wenn's hoch kommt, iſt Alles, was für Tugend gelten ſoll, als wenn die Menſchheit ein Spital wäre, und des Menſchen Werth in Almoſengeben beſtünde! Oder ſie träumen und grübeln hin in müßiger Selbſtheit, gaffen in's Leere, Unendliche, und denken: das wär's nun! Im Menſchen, und ſonſt nirgends, iſt das Höhere, das er ſucht; wer es da nicht hat, der wird es nicht glauben, nicht erkennen und nicht finden. Und wer es da verkannt und ermordet hat, — mit eiſigem Schauer wird er im kalten Schweiße der letzten Stunde fühlen: daß nichts im Leben der Mühe werth war, als nur das Eine, was er verſäumte — ein Menſch zu ſein! — O Freund!" ſetzte Theodor dann mit ſanfterer Stimme hinzu, „ich habe das, was ich da ſage, tief, tief gefühlt. Ein heiliger Schwur hat ſich daran geknüpft; könnt' ich dir ſeinen Sinn in das Innerſte deiner Seele drücken! Wer ſeiner Idee, trotz der Flachheit der Welt und trotz der Stürme ſeines eigenen Herzens treu bleiben, ausharren, und ſich einſam an ihrem Bilde erheben kann, auch wo ihn Keiner hört, — kein Volk jauchzt dem entgegen, kein Lorber wird ihn ſchmücken, kein Beſitz ihn erfreuen, keine Liebe ſeinem Herzen ſchmeicheln; ja, keine Nachwelt wird ſeine innerlichen Kämpfe vernehmen und ihm Genugthuung geben; aber er wird einen Frieden in der Seele haben, den die Welt nicht geben kann,

und ein Stern im Reiche der Geiſter ſein. Beuge meinethalben Jeder ſeine Knie vor dem Götzen, den ſeine Seele fordert, bleibe er der Knecht ſeines erbarmungswerthen Selbſt; ich will frei ſein und im Lichte wandeln!" So erging ſich damals der Einſame. Er brach aber dann ſchnell ab, als ob ihn der unwillkürliche Fluß ſeiner Rede gereut hätte, und ſprach dann nicht wieder von dieſen Dingen.

In die Stadt zurückgekehrt, machte er einen kleinen Kreis gewählter Freunde mit vielen der Papiere bekannt, die der Abgeſchiedene hinterlaſſen. Nach manchem Für und Wider wurde beſchloſſen, vorläufig nur die folgenden, zerſtreuten, aber durch einen, dem geübten Auge wohl erkennbaren Faden verbundenen Blätter zu veröffentlichen. Sie regen mehr an, als ſie geben, ſie bedeuten vielleicht mehr als ſie ſagen, ſie ſind mehr geſchichtlich als theoretiſch. Wie immer! jeder Menſch führe ein Tagebuch ſeines Lebens und laſſe den Andern darin blättern! Was daraus zur That oder zum ſelbſtſtändigen Werke gedieh, hat ſeinen Zoll pflichtgemäß entrichtet, — aber auch die leichte Beute des Augenblickes ſoll nicht mit dieſem verloren ſein! Immer eindringlicher ertheilen uns die Entwickelungen der Menſchheit, die wir ſelbſt mit erleben, die Lehre: daß ihre eigentlichen Keime anderswo geſucht werden müſſen, als wo ſie die Geſchichte bisher geſucht und der Welt verkündet hat.

Was Heinrich in ſeiner Sieſtaſtunde zwiſchen Wachen und Schlummern gähnend durchblätterte? Es waren Blättchen aus den Papieren des Unbekannten, die ihm

Theodor mitgetheilt hatte. Zwiſchen die Bemerkungen und Sätze, die er las, ſchlangen ſich in ſeinem Kopfe träumeriſche Bilder der vorigen Nacht, liebliche, kokettirende Mädchengeſichter, reizende Frauengeſtalten, abenteuerliche Masken, was Alles ſich tanzend und wandelnd bei tauſendfachem Kerzenſchimmer vor ſeinen Augen bewegt hatte. Dieſe Augen glitten jetzt matt und irrend über die folgenden

Blätter.

Wer ſchlichtet ihn, dieſen furchtbaren, mich zermalmenden Kampf: Begierde nach ungeſtörter, fortſchreitender Entwickelung meines Daſeins — und Hemmung, wohin ich blicke: in mir und außer mir.

Das ganze Leben iſt nur ein fortgeſetztes Bedürfniß von Menſchen zu Menſchen: ſich zu finden, ſich zu verſtehen; ja, ſie verſtehen ſich in der ſtillen, tiefſten Meinung ihres Herzens, ſie flehen einander ſchweigend um Erlöſung an, und ein ewiger Abgrund thut ſich gähnend zwiſchen ihnen auf, unüberſchreitbar, unergründlich. Ein ſelbſterſchaffener Fluch liegt bleiern auf dem elenden Geſchlechte, das ohne Tod nicht leben, ohne Ruin nicht werden kann. Ihm bleibt nur das erbärmliche, um ſeine Seele betrogene Daſein mit dem Tantalusbewußtſein deſſen, was es ſein könnte; eine Sehnſuchtsfolter unter der hohnlachenden Maske eines Troſtes. Glücklich und zugleich unſelig, die dieſen Klageruf nicht verſtehen.

Es gehört eine ſeltene, große Energie zum ächten Laſter, aber eine noch größere, faſt unerhörte zur ächten Tugend. Darum ſtaunt die Welt über eine Brinvilliers, einen Danton, — aber einen Ariſtides begreift ſie gar nicht.

Man hat nur an ſo viel Freude und Glück Anſpruch, als man ſelbſt gewährt.

„Vaincre ou mourir!“ iſt nicht nur die Deviſe des Soldaten, ſondern auch des Menſchen, der das Leben verſtehen gelernt hat.

Es bleibt einer der ſchönſten Antropomorphismen (Vermenſchlichungen), ſich die Leiden als Prüfungen zu denken, wobei uns das gerechte, aber unbetrügbare Auge eines Richters bewacht. Da bewähre dich, Thatkraft des Mannes! Da erprobe Dich, weibliche Duldkraft! und ſeid gewiß, die Palme wird Euch erblühen.

Die Erde iſt ſo ſchön; und doch iſt es ſo ſchwer, auf ihr zu leben! für den, der den Himmel nicht im Buſen trägt.

Da glauben unſere blaſirten Knaben ſchon was Rechtes zu ſein, wenn ſie nur weg haben, daß Glaube, Gefühl und Größe leere Worte, und alle Menſchen — ſie ausgenommen — völlig ſchlecht und dumm ſind! Da ſpielen ſie Mephiſtopheles und wiſſen nicht, daß er ihnen eben

ein Schnippchen ſchlägt. Klein und dumm iſt nur Einer: der da alle Anderen dafür hält; groß kann nur Der ſein oder werden, der das Große ehrt und achtet.

Warum ſoll man dem Gefühle mißtrauen? Um des Gefühles willen. Nur der Schwergeprüfte beſteht den Angriff der Zeit. Darum, wer ſein Gefühl hoch hält und nicht jedem neuen Gefühle, das die Zeit bringt, opfern mag, der prüfe es vor dem Richterſtuhle der Vernunft.

Bedürfniß der Zeit! ach, die Zeit bedarf nicht blos deſſen, was ſie zu bedürfen vorgibt, weit öfter deſſen, was ſie von ſich weist. Das Rechte, das Wahre war ſtets in der Minorität. Jeder Angeklagte darf appelliren, wenn er ſein Forum nicht anerkennt. Wer will mit uns rechten, wenn wir gegen die Gerichtsbarkeit einer in ihre Intereſſen verlorenen Gegenwart proteſtiren.

Erhöhung des Selbſtempfindens, das iſt es, was Jeder unbewußt anſtrebt; der Gemeine durch grobe Selbſtſucht und Dünkel, der Beſſere durch edlen, der Beſte durch jenen Heldenſtolz, durch den der Menſch zuletzt wirklich mehr als er ſelbſt, oder beſſer: ſo ganz Er ſelbſt wird, als Er's meiſtens nicht iſt. Was erfreut am Beſitz, am Ruhm, am Wiſſen, an der Tapferkeit, an der Liebe, als daß dadurch der Kern unſeres Daſeins in ſich wächst? wir fühlen uns mehr als ſonſt. Der Edelſte gibt ſich hin, um ſich doppelt zu beſi-

ßen. In Kampf und Entſagung läutert ſich das Daſein, und nur durch den Tod verklärt es ſich zum Leben.

Es war eine Perle im Ocean; der Weiſe überſah ſie, der Trauernde verwarf ſie; der Thor, der glückliche Thor! hob ſie auf. Der Ewige vergönnte ſie ihm, nahm gnädig die Huldigung des Weiſen und des Entſagenden auf, — und ließ dem Thoren ſeine Perle.

„Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Wer das ſo recht beherzigte und beſäße! Der hätte ein Paradies, wo Andere von Höllenflammen ſelbſtiſcher Sehnſucht verzehrt werden. Alles Schöne und Herrliche gehört ſein eigen, ob es um ihn wiſſe oder nicht, und es gibt für den Menſchen kein Eigenthum, als das, was er liebt.

Der iſt der wahre Geiſterſeher, der den eigentlichſten Gehalt eines Menſchen von ſeiner zufälligen Form, von ſeinen Worten und Thaten, von ſeinen Schriften, ja Gedanken (was Alles nicht immer willkürlich iſt!) zu ſondern und zu ergreifen weiß. Ihm iſt die ſelige Gemeinſchaft der Geiſter ſchon hienieden eröffnet, die wir von der Läuterung durch die Verweſung des Leiblichen erhoffen.

Ich kann auch von einer Führung, aus Erlebtem, ſprechen; aber nicht von einer, die dafür ſorgt, daß es dem

lieben Schooßkinde wohl gehe, ſondern dafür, daß das liebe Kind Mann, daß der Menſch geſchult werde durch bittere Prüfungen, an denen ſich langſam und ſchmerzlich ſein Kern herausſchält. Die faulen Früchte aber werden weggeworfen.

Auch dies trägt zur Oede vieler Ehen bei, daß die Gatten nie Liebende waren; wären ſie's je geweſen, ſo würde die Erinnerung an jene ſchönſte Illuſion des Menſchenlebens ſie nie ganz verlaſſen. In jedem Weibe liegt der Keim der Liebe, aber die wenigſten Männer wiſſen ihn zu pflegen.

Die Ironie des Schickſals, die zerreißend in das Spinnengewebe der Sterblichen greift und das Gefühl ihrer Sicherheit furchtbar verneint, wird im Empfänglichen Religion. Denn ihr ſind wir nicht gewachſen. Sie errichtet in uns das alte Teſtament, über welchem der Glaube, der die Frucht unſeres Wandels iſt, in Licht und Frieden das neue aufbaut.

Mein Leben iſt, nach jener fürchterlichen Kataſtrophe, zerſtört. Ich kenne nur jene Art von Troſt, welche das verſteinernde Uebermaß des Schmerzes zu geben vermag, von welcher der gewöhnliche Leidende keinen Begriff hat. Den Vollmachtbrief des Glückes, in Gaben und Kräften mir ausgeſtellt, habe ich, mit blutendem Herzen, halberbrochen, zurückgegeben. Mein Weſen iſt aus ſeinen Angeln geriſſen und findet kein Gleichgewicht mehr. Ich habe ge-

rade noch ſo viel Bewußtſein, um meinen elenden Zuſtand recht vollſtändig zu ermeſſen. Dies Leben iſt lebendiger Tod.

Wir müſſen es wohl einer Welt, die wir nicht erleben, anheimſtellen, zu richten: wo unter unſern Zeitgenoſſen die Gaben, und wo die rechten Wege waren. Das Beſte aber richtet keine Zeit.

Tragiſcher Vorzug des Menſchen vor allen Geſchöpfen, daß er allein von ihnen entſagen und ſich ergeben kann.

Andere leben nur für uns, wenn wir nur für ſie zu leben ſcheinen.

Ich weiß, ſie haben für „Vergeſſenheit" andere, ſchönere Namen erfunden: Nachruhm, ewige Dankbarkeit u. dgl. m. Sie bauen Denkmale, um durch die Verewigung ihrer Genüſſe und Irrthümer die eigentlichen Anſprüche auf Ewigkeit zu betrügen; als ob ſie eine Ewigkeit geben oder nehmen könnten!

„Was iſt das? leuchtet der Morgen in den Beginn der Nacht hinein? Iſt es ein neuer Hohn des Geſchickes? Soll ich jetzt, jetzt einen Freund gefunden haben, um —"

Bei dieſen Worten ſchlief Heinrich ein, und träumte von ſeiner Tänzerin vom vorigen Abende. Schlummere zu, und auch du ſchlummere tief und feſt, du am Leben gebrochenes Herz! Gleichgültig wälzen ſich die müßigen Stun-

den der Alltäglichkeit über die Gräber der Todten, aus denen furchtbar ernste Stimmen, leise, aber unaufhörlich unverstandene Worte sprechen, welche lauter und immer lauter dereinst die jammervollen Taglöhner des Gemeinen aus ihrem Behagen schrecken werden. Eines ist gewiß, und sie sagen es Euch, die Ihr einzeln, dem Sterne treu, in seinem stillen Lichte wandelt: Nichts bleibt dem Menschen, wenn er sich selbst nicht bleibt. Unsere Asche nimmt das Schicksal zwischen die Finger, und bläst sie in die Elemente; unsern Charakter und seine Wirkung kann es nicht nehmen. Geheimnißvoll, aber gerecht, unerforschlich gerecht sind die Gewalten, welche die Menschheit lenken. Verzweifelnd reiben sich Hunderte an unzerreißbaren Ketten wund; Tausende schwinden unter hoffnungslos vergossenen, von Niemanden getrockneten, von Niemanden gesehenen Thränen; aber laßt uns in unsern Busen greifen: Wer wagt es, wenn er in die innerste Tiefe seines Herzens steigt, wer wagt es: Glückseligkeit als Antwort auf seine Gedanken und Thaten zu fordern?

Wissen.

Aphorismen können nur, in ſo weit ſie Reſultate ſind, auf Mittheilbarkeit Anſpruch machen. Einfälle, als ſolche, mitzutheilen, ſetzt entweder große Anmaßung voraus, indem man ſie für wichtig hält, oder Selbſtgeringſchätzung, indem man ſich zur Beluſtigung des Augenblickes hergibt. Reſultate aber nenne ich nicht nur das Abſchließliche, ſondern auch das aus der Betrachtung von Problemen ſich ergebende Anregende.

Wie prekär iſt der Werth ſogenannter „guter Gedanken!“ .... nicht nur glänzender, ſondern auch wirklich treffender! auf höheren Stufen der Einſicht verlieren ſie ſich immer mehr in allgemeinere Geſichtspunkte; und wenn die Menſchheit je über ſich vollkommen aufgeklärt ſein wird, wird es gar keine mehr geben. Man hat nur gute Gedanken, ſo lange nur noch einzelne Lichtblicke aus der allgemeinen Dämmerung ſich losreißen.

In einer eigenthümlichen Lage befindet ſich der Schriftſteller, während er diejenigen ſeiner Gedanken conzipirt, die ihm bedeutend erſcheinen. Er behorcht ſich ſelbſt.

Es mag wohl nichts „gedacht werden, was nicht ſchon gedacht worden wäre.“ Aber geſagt iſt Vieles noch nicht. Wie manche Fragen drängen ſich bei der Leſung der tiefgedachteſten Werke einem innigen Gemüthe auf, die man laut zu fragen, vielleicht nicht den Muth, nicht das Geſchick, oder nicht Gelegenheit hatte!

Nur Eine Anſicht iſt unwahr, die, daß nur Eine Anſicht wahr ſei.

Der ſogenannte (soi-disant) Philoſoph vom Fache ſpricht vom Dreifuß ſeines Dogma herab mit einer bequemen Sicherheit über die Anſicht des Mannes von Geiſt, worüber dieſer, der das Bornirte kennt, das jedes Dogma bedingt, im Stillen gemüthlich lächelt.

Es iſt ſchwer, ein vielumfaſſendes, folgerichtig in ſich gegliedertes und geſchloſſenes, philoſophiſch und dichteriſch originales Ganze, wie z. B. Oken, hinzuſtellen; aber es iſt noch ſchwerer, ein nüchternes, probehältiges, wahres und dabei unſchuldig klares und einfaches Büchlein, wie z. B. Garve that, zu ſchreiben.

Man verbindet wohl oft mit einem philoſophiſchen Ausdruck falſche Begriffe; aber jedem liegt auch irgend ein ächter zu Grunde. Dieſen zu finden, heißt den Schlüſſel zu den verwickeltſten Problemen finden.

Was ich lehre und bekenne, iſt nicht Optimismus (wie irgendwo gemeint wurde), denn ich dringe darauf, daß man ſich auch die Schattenſeiten nicht verheimliche; auch nicht Quietismus, denn ich fordere beſtändige Aktivität im Finden und Ueben des Rechten; auch nicht Skeptizismus, denn die Behauptung, daß die Dinge mehr als Eine Seite haben und an Allem etwas Wahres ſei, ſagt nicht, daß Alles wahr oder falſch ſei; nicht einmal Objektivismus, denn ich will dem Subjekte ſeine Rechte ungeſchmälert wiſſen; am wenigſten Indifferentismus, denn dieſe Anſicht ſetzt voraus und nährt die Theilnahme an allem Streben und Denken. Das gilt vom Wiſſen, Kunſt und Leben, in welchen überall Raum für unendlich mannigfache Anſichten und Leiſtungen iſt.

Die Hauptſache und auch das Schwierigſte iſt immer das Faſſen des Problems in Begriffe und Worte. Sind nur dieſe einmal gefunden, dann wirkt der menſchliche Denkorganismus leicht und bequem nach den eingebornen Geſetzen.

Das Problem iſt das rohe Produkt, das erſt zur menſchlichen Speiſe gemacht werden muß. Manches läßt ſich gar nicht kochen. Was aber gekocht iſt, wird leicht gegeſſen und verdaut. Wenn es unverdaut wieder abgeht, ſo weiß man, daß man es in Zukunft nicht wieder kochen ſoll.

Der Irrthum findet ſeine Nemeſis, wie die Menſchen ſind, noch allgemeiner als die Schuld, — aber Beide ſtraft das Leben gleich ſicher; jenen das äußere, dieſe das innere.

Wie in der Sinnenwelt uns das Trübe, der Schmutz die Wahrnehmung hindert, ſo in der geiſtigen der ſittliche Schmutz, der verderbte Wille. „Alles wird klar ſein um Dich, wenn Alles rein iſt in Dir.“

Welche Ungewißheit für den Lehrling, da er die Bekenner und Lehrer der verſchiedenſten Anſichten dieſelben Argumente gegen einander brauchen, in demſelben Tone, jetzt bemitleidend, jetzt belächelnd, jetzt belehrend, ſtets mit dem Kolorite der Wahrheit, einander zurechtweiſen ſieht, von einander ſprechen hört! Und doch iſt es gerade dieſer Umſtand, der ihn zum Wahren führen kann. Dieſelbe Sprache Vertrauen-einflößender Gewißheit, von Einer Seite allein gehört, würde ihn vielleicht für immer gefangen nehmen; von allen Seiten her ergehend nöthigt ſie ihn, ſich ſelbſt zu fragen; und nur die Aktivität des Geiſtes iſt zeugend.

Mit den Jahren ſteigern ſich nicht nur die Prüfungen, ſondern auch die Probleme; alſo alle Aufgaben für den denkenden, wie für den ſittlichen Menſchen. Vieles, was dem Jünglinge klar und leicht ſchien, entfaltet erſt dem Manne ſein Räthſel, und wo Licht war, wird Dunkel. Eine traurige Erfahrung, wenn nicht mit den Aufga-

ben auch die Kraft, ſie zu löſen, wächst, oder ihm Licht von oben zuſtrömt. Und iſt nicht das Wachſen der Aufgaben, die er doch ſelbſt entwickelt, ſchon ein indirekter Beweis wachſender Kraft?

Stumpfſinnig und achſelzuckend weist die Welt die unbekannten Erze zurück, die der Denker, in Liebe für ſie, aus den tiefen Schachten fördert. Er aber haut fort und fort, bis der Schacht über ihn zuſammenbricht, und ſeinen geheimen Schatz — entweder offen an den Tag legt, oder vielleicht für ewig mit ihm begräbt.

Die rohe Skepſis iſt nicht die abſolute, ſondern die ſuchende; und der rechte Gegenſatz der Skepſis iſt nicht der Dogmatismus, ſondern die vernünftige Vorausſetzung einer am Gegebenen zu entwickelnden Erkenntniß.

Es bedürfte eines noch unerfundenen Wortes, wodurch viele Widerſprüche und Streitigkeiten geſchlichtet würden. Ich meine: für den allgemeinen Sinn des Wortes: Gewißheit, welcher ein Verhältniß des Menſchen zu Wahrheiten ausdrückt, die mit ihm ſtehen und fallen. „Gewißheit" pflegt man eigentlich nur die mathematiſche und logiſche Erkenntniß zu nennen; es gibt aber eine vierfache Gewißheit: die des Verſtandes, der Sinne, des äſthetiſchen Beifalles, des Gewiſſens. Das Eine Wort für alle vier, die gleich gewiß ſind, iſt es, das ich vermiſſe.

Es findet ſich öfters, daß Mathematiker wie Muſiker eine gewiſſe Bornirtheit zeigen, Rechtsgelehrte dagegen große Schärfe und Lebendigkeit des geiſtigen Vermögens. Mathematik wie Muſik, innerhalb einer gewiſſen Sphäre, bethätigen nur einen Mechanismus, der mit ſinnlichen Objekten, auf vorgeſchriebene Weiſe, ſchaltet; nur in einer höhern Sphäre, wo ſie den Geſetzen dieſes Mechanismus nachſpüren und ſo über ſich ſelbſt hinausgehen, — eine Sphäre, wohin ſich nur Wenige erheben — regt ſich ein höheres Vermögen an. Der Juriſt dagegen hat es mit Geſetzen zu thun, denen beſtändig wechſelnde Verhältniſſe zu ſubſumiren ſind. Alle Probleme des Lebens laſſen ſich in Form von Prozeſſen auffaſſen und behandeln, und die praktiſche Philoſophie, — was iſt ſie zuletzt als eine auf Gott und Welt angewandte Jurisprudenz?

Dämmerung iſt Menſchenloos; nur, durch ſie zum Lichte ſich durchzuarbeiten, nicht ſie in Licht umzuwandeln, kann Menſchenbeſtimmung ſein. Darum wird immer der Glaube das Wiſſen ergänzen müſſen, darum wird immer ein, nicht verneinender, aber ſuchender und prüfender Skeptizismus die beſten Denker bezeichnen; darum iſt die wahre Philoſophie — die beſcheidene.

Wir müſſen wohl bedenken, wenn wir von einem göttlichen Verſtande, von einem reinen, ſchrankenloſen Geiſte reden, daß uns kein anderes Denken, als ein ſich von Schlüſſen zu Schlüſſen bewegendes (diskurſives), —

ein Denken, welches ſucht und findet, — nicht aber ein in der völligen Erkenntniß ruhendes (intuitives), welches bereits die Wahrheit beſitzt, — bekannt und begreiflich iſt. In jener Bewegung der Begriffe liegt für unſern Verſtand das Weſen des Denkens ſelbſt; in dem Erreichen ſeiner Zwecke die höchſte Befriedigung; in dem Fortſchreiten dahin ſeine Beſtimmung.

Ein zu geringes Selbſtvertrauen iſt in der Welt geiſtigen Schaffens ſo hinderlich wie in der geſelligen. Wer erſt Alles wiſſen will, was Andere geurtheilt haben, bevor er ſelbſt urtheilt, kommt ſo ſchlecht vorwärts wie ſein Gegenfüßler, der ſich auf ſich allein verläßt. Der Geiſt muß ſich fühlen und üben, um zu wirken und zu wachſen. Zugleich aber muß er ſich an fremdem Geiſte ſpiegeln und prüfen.

Die alte Frage: ob die Henne oder das Ei früher war? repräſentirt eigentlich das letzte Problem, auf das alle Wiſſenſchaft von der Natur zurückführt: die Antinomie der ſpekulativen Phyſik.

Bis ſie gelöſt iſt, wird eine lebendige Naturforſchung wohlthun: die Entwicklung des Ei's in der Henne und die der Henne im Ei gleich ſorgfältig zu betrachten.

Man wendet gegen das Philoſophiren ein, daß es ſich ewig im Kreiſe bewege, während die pragmatiſchen Beſchäftigungen und Aufgaben der Menſchheit vorwärts

ſchreiten und Fortſchritte fordern. Und wohin ſchreiten denn ſie zuletzt? wer iſt denn vermeſſen genug, das Räthſel unſerer Beſtimmung gelöſt zu wähnen? wer weiß denn, ob dieſe in dem, wornach wir ſtreben, oder im Streben ſelber liege? wer weiß, wohin die Ausbildung jedes in uns gelegten Gedankenkeimes zuletzt führen könne? kann irgend einer dieſer Keime — vergebens gelegt ſein? und arbeitet die Philoſophie nicht auf ein ſittliches Ideal hin? muß dieſes Ideal nicht in ſeiner lauterſten Reinheit gedacht, — auch nur als Möglichkeit gedacht ſein, — wenn die Menſchheit nur Einen Schritt vorwärts thun ſoll? Mögen das Jene bedenken, die — nicht bedacht haben, daß ihre Forderung einen geiſtigen Selbſtmord der geſammten Menſchheit in ſich ſchlöße, zu dem ſie, ſelbſt wenn ſie wollte, doch nie fähig wäre.

Es handelt ſich nicht um „Theorie oder Erfahrung, — ſondern um Behutſamkeit in beiden.

Es handelt ſich nicht um Originalität, wo es ſich um Wahrheit handelt. Ein abgeſchloſſenes und ausſchließendes Syſtem wird immer erwarten müſſen, daß die Zeit, wie ſie es bisher mit allen Syſtemen that, ſeine Relativität offenbare. Ein unkritiſcher Synkretismus iſt nicht einmal relativ brauchbar. Mag immerhin Ein Kopf dem andern nachdenken; aber nachdenken ſoll man wenigſtens, nicht blos nachſprechen.

Nicht der Scharfſinn der Abſtrakzion, nicht die Fülle des Thatſachen-ſammelns fördern den Naturforſcher, ſondern der Blick für das Zuſammengehörige in den Thatſachen (G's. „erhöhte Empirie?").

Was ſagt das: „Etwas aus ſich ſelbſt erkennen?" oder: „Etwas, das ſich ſelbſt erkläre?" An und für ſich iſt nur das Sein. Erkennen iſt Beziehen, Erklären iſt Ableiten, Zurückführen. Ein Syſtem bringt ein gegliedertes Ganze von Beziehungen; ein zweites in demſelben Fache eröffnet neue Beziehungen dieſer Beziehungen oder ihres Ganzen. So erweitern ſich unſere Kenntniſſe durch Syntheſe. Die Analyſe dreht ſich immer im Kreiſe herum. Daher der von Alters her anerkannte Vorzug der Beleſenen, Gereisten, Graugewordenen u. ſ. w.

Alles in Natur, Geſchichte, Wiſſen, Kunſt, Einzelleben u. ſ. f. folgt demſelben Geſetze der Metamorphoſe. Es tritt in's Leben, bildet ſich zu einer Form, durchdringt ſich mit ihr, bis es, von ihr geſättiget, ſie abſtreift, als caput mortuum liegen läßt, eine neue erfaßt, mit dieſer denſelben Prozeß durchgeht, und ſo — in infinitum. So häutet ſich die Pflanze, das Thier, der Menſch, die Geſellſchaft, der Staat, die Kirche, der Gedanke, das Syſtem, die Literatur, die Menſchheit — vielleicht das Weltall; — was wir ſo nennen.

Die Philoſophie hat nachgewieſen, daß ſowohl das Denken des Ich, als das Denken der Materie (des Zuſammengeſetzten in Einem) einen Widerſpruch enthalte. Dies führt auf die Annahme der Subſtanzen: einer geiſtigen Monas für das Ich, anderer Monaden für die Körper. So die theoretiſche Philoſophie; Kunſt und Handeln haben keinen Widerſpruch in ſich, — ſie verſöhnen vielmehr den äußeren.

Der Begriff des Mathematikers vom Punkte iſt der eigentliche Anfang und Ausgangspunkt aller Philoſophie der Natur. Hier wird das Sinnliche zum Begrifflichen gemacht.

Man ſollte eigentlich den Ausdruck „Materialiſt" gar nicht brauchen. Er veranlaßt die Vorſtellung von einer Denkart, einem philoſophiſchen Syſteme. Genau genommen iſt aber Materialismus nur der gänzliche Mangel philoſophiſcher Bildung. Denn dieſe fängt eben damit an, daß der Menſch in ſich ſelbſt zurückgehen und den Begriff „Geiſt" bilden und feſthalten lerne; ſo wie man in der Geometrie den Begriff des Punktes vor dem ſichtbaren Punkte bilden lernen muß. Wie Platon dem *Ἀγεωμέτρητος*, ſo kann man auch dem ſich ſo nennenden Materialiſten nicht geſtatten, in Dingen der Philoſophie das Wort zu nehmen. Es fehlt ihm das A, alſo auch das B und C davon.

Der Verfechter des Materialismus meint was Rechtes geſagt zu haben, wenn er frägt: was iſt denn „Geiſt?“ als ob er wüßte, was „Körper“ iſt!

Die beſte Widerlegung des Materialismus iſt der Streit um ihn. Der Geiſt, der ſich, als ſolcher, denkt und behauptet, — iſt.

Nicht dasſelbe gilt umgekehrt. Verneinen kann ſich der Geiſt, ſo lange er nicht zum Begriffe ſeiner ſelbſt entwickelt iſt.

„Es iſt völlig undenkbar, daß die Materie ſich ſelbſt erkenne.“ Der Materialismus findet dieſen Satz voreilig. Ihr verſteht — ſagt er — unter Materie, — weil es Euch ſo beliebt, — eben nur die lebloſe oder doch nicht vollkommen organiſirte Materie. Im Menſchen aber organiſirt ſie ſich eben bis zum Denken, d. h. bis zum Reflektiren über ſich ſelbſt. — Dieſe Behauptung iſt aber völlig falſch. Was der Menſch erkennt, iſt keineswegs Materie; er denkt nur — Gedanken; und es iſt eben das was er Geiſt nennt, was er durch's Denken in ſich entdeckt und dann außer ſich wieder findet. Die Materie auch ſeine eigene, d. h. ſeinen Körper, erkennt er nicht.

Die Welt, die wir die geiſtige nennen, iſt zuerſt zu unſerem Faſſungsvermögen in einem negativen Verhältniſſe. Uns führt die Unzulänglichkeit der phyſiſchen wie der blos begreifenden Kräfte zu ihrer Annahme. Dann, wenn

durch Bildung das Gewiſſen erzogen iſt, tritt ſie uns als poſitive Thatſache entgegen. Das Mißkennen dieſer Standpunkte hat zuerſt die abſolut dogmatiſchen Syſteme, — das Mißlingen dieſer den dogmatiſchen Materialismus, wie den dogmatiſchen Idealismus, und die Einſeitigkeit aller zuletzt den Skeptizismus und Indifferentismus hervorgerufen. Der ächte Kritizismus reduzirt alle Einſeitigkeiten auf Wortſpiele; und wer nicht im Stande iſt, die Meinung Eines (konſequenten) Syſtems in der Sprache des andern auszudrücken, möchte ſchwerlich noch beide völlig bemeiſtert haben Die ethiſchen Thatſachen ſind; können ſie auf, ich weiß nicht welchem, höchſten einſt zu erreichenden Standpunkte, aus der Natur erklärt werden, ſo iſt eben die Natur vergeiſtigt worden. Die Natur iſt; kann der Geiſt in ſeiner Selbſtentwickelung ſo weit gelangen, ſie nicht blos, wie in Fichte, als ſein Werk zu betrachten, ſondern wirklich vor Aller Augen hervorzubringen, ſo wird er in ſich ſelbſt zur Natur werden. Für jetzt ſcheint es gerathen, was Geiſt und Natur ſchaffen und bieten, als Gaben Einer ſie umfaſſenden Gottheit dankbar zu betrachten, zu erforſchen, zu benützen.

Im Menſchen iſt gegeben: zuerſt vor aller Reflexion, ein Eins. Das Bewuſtſein bringt eine Scheidung hervor. Dieſe führt, trotz aller Wendungen und Verrenkungen des Denkens, wieder auf Gegebenes. Als ſolches erſcheint nämlich zuletzt die Zweiheit. Jenes Erſte iſt die Vorausſetzung, das Gegebene der Anſchauung. Dieſe zweite iſt das Ergebniß, das Gegebene des Denkens. Das ganze

Gegebene ist: unsere Natur; die Art, wie wir geschaffen sind. Ueber diese können wir (natürlich) nicht hinaus, als — durch Thun, welches ein Erschaffen ist. So löst sich das Räthsel des Lebens nur im Handeln. Dies ist die Gewißheit, die, vor und neben aller Spekulazion, stets in der gesunden Denkart lag; dies ist der praktische Idealismus, der seit dem Erwachen der Spekulazion nie wieder aus ihr verschwand.

Der Dualismus ist zu tief in der menschlichen Natur begründet, als daß wir ihm je entrinnen können. Ein Knäuel, der wir selbst sind; den wir wohl zerhauen, aber nicht lösen können. Wenn ich sage: ich bin, so trenne ich mich schon von mir, denn ich denke mich. Trennen, Begrenzen, also Verneinen ist das Geschäft menschlichen Denkens; reine Bejahung würde, wie alleinige Repulsiv-kraft, Alles in ein schrankenloses — Nichts auflösen; reine Negation würde Alles vernichten; ja, sie ist undenkbar, weil Etwas gegeben sein muß, um es negiren zu können.

Ich ist kein Gedanke, sondern ein Empfinden. Wer aus reinem Verstande bestünde, oder auch nur im reinen Denken recht geübt ist, denkt nicht: „ich denke," sondern „dieses Denkende, A, B u. s. w. stellt sich die Dinge C, D u. s. w. vor. Eines dieser Denkenden empfinde ich als das meine, und sage: „ich denke" — um mich kürzer und populärer auszudrücken. Er sieht aber sehr wohl und deutlich ein, daß nicht dieses Vorstellen sein Ich ausmacht,

und auch ſein Ich nicht ganz Vorſtellen iſt. Das Ich bezeichnet das Individuum, und das Denken iſt gerade das Allgemeine, in welchem das Individuelle aufgehoben wird. So lange ſie rein denken, haben alle Menſchen ein gemeinſames Ich, aber jeder Einzelne empfindet ſich als Individuum.

Denken wir uns die geiſtige Monas in die irdiſche Sphäre verſetzt. Während der organiſchen Entwickelung nimmt ſie auf: es ſammelt ſich aller Stoff an ihr und um ſie herum. Auf dem Höhepunkte wird ſie That, — irdiſche That; ihre planetariſche Beſtimmung. In der Rückbildungs-Epoche nimmt ſie nicht mehr auf, aber auch nicht ab; ſie zehrt am Vorrathe, und es wird nun wohl darauf ankommen, wie viel ſie, nicht als Beſitz, ſondern als zu ihr gehörig, in ſich aufgenommen (aſſimilirt) hat, um für weitere Beſtimmungen reif, tauglich zu ſein.

Nicht nur das, woran wir uns erinnern, haben wir geiſtig in uns aufgenommen. Wir fühlen unſer geiſtiges Weſen wachſen, wir fühlen es bereits gewachſen, — ohne uns der Atome des Wachsthumes bewußt zu ſein.

Das Kind beginnt mit der Empfindung; die Sinne bilden ſich aus; die Aufmerkſamkeit erwacht; das Bedeutende wird feſtgehalten und bei Gelegenheit wieder hervorgerufen; die Fantaſie erfreut ſich im Jünglinge ihres freien Waltens. Auf dem Gipfel des Lebens tritt das Be-

wußtſein des Geiſtes hervor. Iſt dieſer einmal zum Beſitze ſeiner ſelbſt gekommen, ſo mögen dann immerhin die Anregungen und Stoffe von Außen ſeltener werden und ſich entziehen, die Organe mählich ihren Dienſt verſagen, — die geiſtige Entelechie iſt (für die Verhältniſſe dieſer irdiſchen Exiſtenz) zur Wirkſamkeit gelangt, — und darf ihrem weiteren Rufe bereitwillig entgegenſehen.

Man denkt ſich die Unſterblichkeit der Seele weit leichter an einem Krieger, der fechtend fällt, als an einem Menſchen, der von einem Bären gefreſſen wird. Warum? weil wir nicht anders als anthropomorphiſtiſch denken.

Freiheit?

Der Menſch iſt nicht frei. Aber der Geiſt, als ſolcher, iſt frei. Alſo auch das Geiſtige im Menſchen, als ſolches. Je reiner es alſo ein Menſch in ſich entwickelt, je mehr Kraft und gleichſam Raum in ſich er dem Geiſtigen gibt, deſto freier iſt er. Was aber iſt dieſes Geiſtige im Menſchen? Das Denken? Kann es ſelbſt ohne Gegenſtand, alſo ohne Bedingung menſchlich gedacht werden? Nur das Wollen kann, abgeſehen von jeder Bedingung des Gewollten, ſich ſein Geſetz ſelber ſein. Ob beſchränkt oder geſcheidt, ob geſund oder krank, ob mit, ob ohne Erfolg, — nach meinen Kräften ehrlich wollen, das kann ich immer. Das iſt die Freiheit des Willens. Sie iſt potentia gegeben und wird actu erworben. Sie bezieht ſich aber auch nur auf's Reich der Geiſter. Ihre Erſcheinung

iſt, wie alles Irdiſche, bedingt und unerklärbar. Das Irdiſche muß aus irdiſchen Geſetzen erklärt werden.

So treibt uns auch hier die Betrachtung zu jenem Dualismus, der uns durch unſere Natur gegeben iſt. Erklären können wir durch ihn uns ſelbſt freilich nicht; aber wiſſen können wir, daß wir es nicht können. Uns erklären, hieße uns erſchaffen.

Eine erworbene Freiheit mag wohl das praktiſch höchſte Ziel des Menſchen ſein; der Theoretiker aber wird immer fragen: wie will man ſie ohne Freiheit erwerben?

Man erinnere ſich: je höher die Individuen in der Weſenreihe, deſto ausgeſprochener ihr Entſtehen und Vergehen in der Erſcheinungswelt. Die todten Schichten der Erde ſind faſt bleibend; ſie verwandeln ſich in ſich ſelbſt. Das Höchſte auf ihr, am Geiſtigen — der Thier- und Menſchenleib — wird aus dem unſcheinbarſten Anfang geboren, ſtirbt gleichſam am entſchiedenſten. Der Geiſt ſelbſt, das Unſterbliche, offenbart ſich in der flüchtigſten Manifeſtation. Auch hier entdeckt der Denker das große Kompenſazionsgeſetz, die Nemeſis, die über Götter und Menſchen waltet.

N. Ich fühle, mich ſehr unklar ausgedrückt zu haben, und nehme mir vor, dieſe Gedanken künftig wieder aufzunehmen.

Wir zweifeln keinen Augenblick an der Einheit des letzten Grundes aller Naturwirkungen; wenn wir aber

nun fragen: worin liegen denn die beſonderen Bedingungen, welche die allgemeinen phyſikaliſchen Geſetze zur Erſcheinung des individuellen Lebens bringen? ſo erhalten wir zur Antwort: in der Organiſation des Lebendigen. Was iſt nun aufgeklärt? Wir wollen nicht mehr; wir dürfen nicht mehr wollen; wir machen nur aufmerkſam, daß die voreilige Verwiſchung der in der Wiſſenſchaft, der Erſcheinung gemäß, geſetzten Differenz zwiſchen dem Organiſchen und Nicht-organiſchen uns keineswegs fördern würde.

Ohne die Idee der Metamorphoſe nach Einem Typus wäre die Begrenztheit und Geſetzlichkeit der Schöpfung nicht begreiflich. Es könnten Nixen exiſtiren.

Geiſt und Körper ſind zwei Welten, nur im Menſchenorganismus unbegreiflich vereint; gut; eben daß ſie in ihm vereint erſcheinen, regt uns an, die Unbegreiflichkeit wo möglich, zu vermindern; und das will uns nur gelingen, wenn wir den Begriff des Organismus teleologiſch auffaſſen. Hier wird es uns klar, daß ſelbſt die Organiſazion des Menſchen auf ſeine Geiſtigkeit berechnet iſt. Auch der Naturforſcher muß dieſe Anſicht feſthalten, um die phyſiſche Natur des Menſchen zu verſtehen; denn verſtehen iſt ja nur — auf Begriffe bringen, und Begriffe gehören dem Geiſte an.

Hauptaufgabe der Philoſophie bleibt es: den Fluß der Dinge, wie den Beſtand derſelben, das Werden und das Sein, das Allgemeine und das Beſondere (die Allgemeinheit und die Beſonderheit) gleichmäßig zu berückſichtigen. Die meiſten Syſteme verfallen einer dieſer Einſeitigkeiten; die idealiſtiſchen dem Univerſalen, die realiſtiſchen dem Individuellen. Und doch bedingt ſich, für menſchliche Anſicht — und welche andere wollen Menſchen anſtreben? — Beides ſo unabweislich wie Geiſt und Körper.

„Gott, den wir unmittelbar zu erfaſſen nicht im Stande ſind, hat dem Himmel und der Erde anbefohlen, uns ſein Daſein anzukündigen. Uns aber und unſere Einſichten hat er nach dieſer göttlichen Sprache eingerichtet.“ Schließt die tiefſte und verwegenſte Spekulazion mehr auf, als dieſe ſimpeln Worte, — ich glaube Gellert's? . . . Ordo et connexio rerum — in Spinoza's Sprache — est eadem ac ordo et connexio idearum.

Und wenn die Gedanken der unendlichen Natur nicht die von uns endlichen Weſen ſind, — ſo laßt uns, die wir (sit venia verbo) Theile der Natur ſind, getroſt nach unſerem Gedankengange fortſchließen! wie wir eben denken können und müſſen. Die Natur mag die Konſequenzen verantworten.

Die Abhängigkeit ſeines Subjekts und dadurch der Wirklichkeit eines objektiven Höhern wird der Menſch, am demüthigendſten und erhebendſten zugleich, dadurch inne: daß es ihm nicht vergönnt iſt, ſtets auf der heitern, freien Höhe geiſtigen Ueberblickes und Schaffens ſich zu erhalten, auf der er doch manchmal mit Entzücken ſich bewegt. Es ſind Silberblicke ſeines Läuterungsprozeſſes, Lichtblicke einer Welt, in welche hineinzugreifen theils die Beſtimmung ſeines Schickſals, theils die Aufgabe ſeines Strebens iſt.

Wenige Menſchen faſſen die Tiefe der Myſtik (z. B. St. Martin) völlig auf. Wie will man ſich den erſten Impuls (die Möglichkeit) des Abirrens der ewigen Regel von ſich ſelbſt anders denken als durch einen Willen?

Es iſt mit mehreren Vorſtellungen der Philoſophen ſo, die dem naiven Denker zuerſt abenteuerlich ſcheinen. Wie will man ſich die Welt außer unſerer Vorſtellung vorſtellen? wie will man ſich das in's Unendliche Zuſammengeſetzte vorſtellen, ohne auf Monaden zu kommen? wie kann man ſich dieſe, in ihrem inneren Zuſtande anders denn als vorſtellend vorſtellen u. ſ. w.

Durch bloße Reflexion wird im Gebiete der Naturwiſſenſchaften nichts entſchieden, noch gefördert; wohl aber im Gebiete der philoſophiſchen. Schon dieſes Verhältniß muß auf den Dualismus einer Körper- und einer Geiſteswelt führen.

Durch Fühlen und Denken wird das Sittliche nicht gefördert, ſondern durch Wollen; nicht durch Wollen und Denken das Schöne, — ſondern durch Fühlen. So zeichnen die menſchlichen Auffaſſungsweiſen Prinzipien und Grenzen vor.

Die Sprache hat aber kein Wort für den unvermittelten Bezug. Einen ſolchen hat das Höhere im Menſchen (Geiſt?) zum Wahren, Guten und Schönen. Er erkennt das Wahre, will das Gute, fühlt das Schöne. Demonſtriren kann er mit dem Verſtande nur die logiſchen Verhältniſſe des Wahren, das er mit der Vernunft, des Guten, das er mit dem Gewiſſen, des Schönen, das er mit dem Geſchmacke wahrnimmt? (hier fehlt das erwähnte Wort.) Alſo drei Vermögen? Nein! Drei Ideen des Einen für ſie organiſirten Menſchengeiſtes. Noch Einmal: über unſere Empfänglichkeiten können wir nicht hinaus. Genug, daß der Menſch allein auf Erden etwas denken kann, was er nicht zu begreifen vermag. (Da ſind wir doch wieder bei Kant.)

Ein Hauptfehler unſerer philoſophiſchen Kritik iſt: daß man es dem Arbeiter im philoſophiſchen Weinberge zum Verbrechen macht, nicht ſämmtliche moderne Syſteme und Anſichten „in ſein Bewußtſein aufgenommen" zu haben. Man fordert mehr Geſchichte der Philoſophie, als Philoſophie, und ſieht leider nicht ein, daß uns gerade das ſelbſtſtändige Denken vor Allem Noth thut.

Die philoſophiſchen Syſteme ſeit Kant ſtellen eigentlich nur durchgeführte Demonſtrationen *ihrer* Unzulänglichkeit dar. Schon Kant erfuhr den Vorwurf, daß er die Vernunft bei der Hinterthür wieder hereinlaſſe (praktiſch), die er bei der vorderen (theoretiſch) verwieſen. Noch viel entſchiedener that dies Fichte, der geradezu das Unmögliche des Wiſſens durch ſein Wiſſen vom Wiſſen bewies, und an die Inſtanz des Glaubens verwies. Schelling, ſich noch weiter von der Verſtandesreflexion entfernend, kam folgerichtig dahin, ſeine Philoſophie ſelbſt für eine ſolche zu erklären, die man *äſthetiſch* (Syſt. d. tr. Ideal. S. 21) auffaſſen müſſe, bis Hegel durch Aufhebung des Satzes vom Widerſpruch ſich ſelbſt offen negirte. Soll nun ein leerer Skeptizismns eintreten? Gewiß nicht! Alles iſt ſeines Daſeins und Zweckes ſicher — innerhalb ſeiner Grenzen. Daß doch der Menſch ſo ungern das begreift! Die Religion iſt mehr als die Politik, — eben darum darf ſie nicht an ihre Stelle treten. Mag doch die philoſophiſche Anſicht nicht die höchſte umfaſſendſte für den Menſchen ſein, — warum will ſich eine höhere an ihre Stelle ſetzen, ihren Namen annehmen? Warum nicht auch hier das heilige Suum cuique?

Wer den Entwickelungen der deutſchen Philoſophie ſeit ihrer Reform (?) durch Kant mit hinlänglicher Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, um die einzelnen Syſteme in ihrer Relativität gehörig zu würdigen, wird zu dem Ergebniſſe gelangt ſein, daß der Geſichtspunkt Kant's vorzüglich für

die Behandlung der Philoſophie im Allgemeinen und der Logik insbeſondere, — der Fichte's für die der Ethik — der Schelling's für die der Aeſthetik (Kunſt-Philoſophie), — der Herbart's für die der Pſychologie und vielleicht der Naturwiſſenſchaft fruchtbringend werde. Wohin könnte ſofort Hegel's Geſichtspunkt deuten und führen? vielleicht beantwortet ſchon dieſes Dezennium eine Frage, die ich zu löſen mich nicht berufen fühle.

Eben ſo läßt ſich die Wurzel von Schelling's Ideal-Philoſophie finden. Gleich am Eingange ſeines Hauptwerkes für ſie *) ſtellt er, dem populären Sinne gemäß, als Aufgabe: die Wahrheit — in der Uebereinſtimmung der Vorſtellungen mit ihren Gegenſtänden aufzufinden. Einer ſolchen Aufgabe konnte nur die Löſung genügen, auf welche Sch. folgerichtig getrieben ward, abſolute Einheit des Subjektiven und Objektiven. Aber lange vorher hatten ſcharfe Denker das Verfängliche in jener populären Formaliſirung der Aufgabe erkannt. Ein materiales Kriterium der Wahrheit würde allen Unterſchied der Dinge aufheben; die Geſetze der Vernunft ſind Alles, was dem Menſchen zu erkennen möglich iſt (Kant, Log. S. 65). Schelling's Wege beſtätigten dieſen Satz. Sie führten zu einer Symbolik, deren Bilderſprache Nichts aufſchloß a's die Geſetzmäßigkeit des denkenden Vermögens. Die Philoſophie

---

*) Syſt. d. transc. Ideal. 1800. S. 1.

ward zu einem Weltgedichte, in deſſen idealer Beleuchtung die ſcharfen Konturen der Wirklichkeit ſich verloren.

Schelling's Natur-Philoſophie läßt ſich am Beſten genetiſch aus ſeinem bezeichnendſten Werke: von der Weltſeele, beurtheilen. Die Unerklärbarkeit der Ineinanderwirknng von Geiſt und Stoff, als Problem, durch ein Mittleres zwiſchen beiden heben zu wollen, vergleicht er richtig mit der Meinung, daß man auf einem Umwege vielleicht doch zu Lande nach England kommen könnte. Müde ſolcher Trägheitsbehelfe, habe die Philoſophie ſich vom Empirismus losgeriſſen und die Funktionen der Intelligenz transcendental aufgefaßt (Kant). Es bleibe alſo nur übrig, die ſomatiſchen Funktionen rein phyſiologiſch aufzufaſſen, — unbekümmert, wie endlich dieſe entgegengeſetzten Auffaſſungen ſich vereinigen werden (S. 296). So weit wäre Alles gut. Nun führt ihn aber dieſer Weg einer von ihm ſogenannten ſpekulativen Phyſik von den einfachſten phyſikaliſchen Vorgängen aufwärts bis zum Begriffe eines Organismus. Dieſer (auf dem damals gebahnten empiriſchen) „zum Bildungstrieb." Dieſer — über ſich ſelbſt hinaus, zu einer Weltſeele — dem geſuchten Band, welches doch nichts anderes als eine Hypotheſe iſt, wofür ſie damals Sch. ſelbſt noch auf dem Titel des Buches gab. War damit die Kluft für unſer Erkennen aufgehoben? Wenn immer abgeſchloſſ'nere Individualität der Kulminationspunkt des Organiſirens iſt (S. 219), wie verhält ſich der Geiſt im Menſchen, der alle Individuali-

tät aufhebt, zu dieſem ſo individuellen Organimus? Oder wenn eben im „Bande" alle Individuen, als ſolche, untergehen, wie können ſie daraus erklärt werden? Man ſieht deutlich, wie Schelling, von der Empirie ausgehend, jede Grenze überſchreitend, in eine Region gerathen mußte, in welcher Alles Eins, d. h. Nichts iſt.

Schelling's eigentliches und bleibendes Verdienſt liegt in der philoſophiſchen Behandlung der Hauptprobleme der Naturwiſſenſchaft; in dem, was er ſpekulative Phyſik nannte, und in der Schrift von der Weltſeele zuerſt und am beſten auseinanderſetzte.

Die philoſophiſchen Dogmen oder dogmatiſchen Philoſopheme haben, gerade je großartiger ſie ſind, deſto mehr den Nachtheil, daß ſie den Menſchen zu leicht und zu bald beruhigen. Das gilt nicht nur vom Quetismus der Alleinslehren, ſondern ſelbſt von jenem tüchtigen Idealismus, der, wie bei Fichte, auf Thätigkeit verweiſt. Es iſt (wie Joh. Müller von einer raiſonnirenden Verzweiflung ſprach) eine Art handelnder Verzweiflung, und jedenfalls eine Thätigkeit in blos ſittlicher Sphäre. Das aber war der Vorzug der Philoſophie Kant's, daß ſie eine kritiſche war, alſo jede Art Thätigkeit anregte und beſtimmte. Ihre ſchwache Seite war eben auch dort, wo ſie dogmaſirte, z. B. bei den Kategorien.

Wenn man philoſophiſche Schriften vor und aus Kant's Epoche lieſt, hat man das wohlthuende Gefühl einer dem menſchlichen Geiſte völlig gemäßen, auch nachhaltig zur Thätigkeit anregenden Denkbeſchäftigung. Nicht ſo bei den ſpäteren; hier fühlt man ſich augenblicklich, wie in Byron's Kain von Lucifer, in ein unendliches Leere mit fortgeriſſen; man ſchwindelt mit Vergnügen eine Weile „in the abyss of Speculation", und zurück bleibt — Lähmung und Ueberdruß. Das Wirken in der und für die Welt erſcheint als nichtig. Welches das rechte Denken ſei? „An ſeinen Früchten ſollt Ihr es erkennen."

Kant's theoretiſche und praktiſche Vernunft, Fichte's Wiſſen und Glauben, Herbart's Metaphyſik und Aeſthetik wurzeln in derſelben Doppelbedingung des menſchlichen Weſens. Zu dieſer Anſicht ſcheint alles ehrliche Denken zu führen, und das Reſultat iſt in der populären Vorausſetzung über das Verhältniß von Spekulation und Handeln (Denken und Thun) vorgebildet und beſtätigt.

Einheit iſt nur Geſetz für's Sollen; Ideal, — Vielheit iſt im Sein; Wirklichkeit. Vielheit finden wir vor, zur Einheit gelangen wir, Einheit erſchaffen wir, in uns oder nach dem Bilde unſeres Innern.

Kant und Platon ſind ſich in dem verwandt, was ſie eben zu den größten Philoſophen ihrer Zeiten macht:

ſie verfahren Beide kritiſch, und lehren weniger eine Philoſophie als das Philoſophiren. Solche Lehrer ſind die Befreier des menſchlichen Geiſtes, die eigentlichen Lichter der Welt.

Beide bezeichnet die eben ſo ſeltene als unſchätzbare Verbindung: eines unbefangenen, nüchternen, ſcharfen Skeptizismus mit der geläutertſten ſittlichen Idealität.

Durch nichts wird Kant's Werth ſo deutlich als durch die Betrachtung der vermeintlichen Widerlegungen, die ihn verkleinern ſollen.

Die innerſte Abſicht Platon's geht überall dahin: den Menſchen denken, d. h. zweifeln zu lehren, und dabei den Glauben im Gemüthe zu wecken, zu nähren, unüberwindlich zu machen.

Platon's Geiſt offenbart ſich Keinem, der ſein Syſtem zu verſtehen glaubt, und, ſei es beſtätigend oder kritiſirend, erläutert. Er entſchwebt ihnen wie der Schatten ſeines Freundes dem Achill; man muß, frei von irdiſchen Banden, weben und ſchaffen wie Er, um ihn brüderlich umarmen zu dürfen.

Platon iſt deßhalb ſo vielfach erklärt, beſtritten, vertheidigt, und durch das Alles nur immer dunkler gemacht worden, weil man ſich an das Theoretiſche hielt, das bei ihm nur Symbol oder Dialektik iſt. Man verſteht ihn gleich, wenn man im Auge behält, daß ſein Zweck immer nur der ethiſche und ſeine Form poetiſch iſt.

Platon. Skepſis des Verſtandes bei Zuverſicht der Vernunft; Schwärmerei mit Ironie; Dialektik, um die Nichtigkeit derſelben und die alleinige Gültigkeit des Sittlichen zu beweiſen — eine Bilderſprache und Symbolik, theils erfunden, theils mit Virtuoſität den verſchiedenſten Vorſtellungsweiſen entlehnt, — welche eben ſo ſehr der Ausdruck der Begeiſterung iſt, als der Beſcheidenheit, hohe Gegenſtände nicht mit dürrem Raiſonnement abthun zu wollen.

Wie vieler Züge bedarf es, um ſich dieſe großen Eigenſchaften in ihrem ſeltenen Komplex deutlich zu machen!

Sich eine Rück-Ahmung eines Zuſtandes zu denken, in dem die menſchliche Natur, nicht aber wir ſelbſt (als Individuen) einmal geweſen (Adam), bleibt ſchwer. Leichter und menſchlicher ſcheint die Vorſtellung der Erinnerung an einen Zuſtand, den die Seele ſelbſt erlebt hat (Platon).

So lange man Kant unter den übrigen Gründern philoſophiſcher Schulen (wie ſeine Nachfolger: Fichte, Schel-

ling, Hegel ꝛc.) angeführt, hat man ſeinen Werth noch nicht verſtanden. Nicht ſein Syſtem macht dieſen aus, ſondern ſeine Methode. Er hat den Punkt des Archimedes gleichſam außer der Philoſophie, durch den er ihre Welt bewegt. Das iſt der Begriff ſeiner Kritik, die ihm für immer den Vorzug vor den übrigen ſ. g. Philoſophen ſichern wird. So müſſen eben Syſteme gebaut, geprüft, verglichen, vereinigt werden. Wer Kantianer iſt, bleibt von Kant am weiteſten entfernt. Anders bei Spinoza, u. d. Andern.

Kant hat einen großen, weiten Blick eines Weltmannes im ſchönen Sinne des Wortes, bei dem ihm nur ein an Freiheit verwandter, nicht ſo leicht der des Philoſophen vom Fache zu folgen im Stande iſt.

Man lernt Kant's Werth erſt völlig begreifen, wenn man die nach ihm entſtandenen Uebertreibungen, und die daraus hervorgegangenen Widerlegungen ſeiner Lehre durchzuprüfen die Geduld hat.

Ein großer Kreis umgibt den Menſchen. Den Einen ſeiner beiden Halbkreiſe bilden die Dinge, den andern die Ideale. Auf beide bezieht ſich all' ſein Vermögen, Können. Wiſſen, Handeln. Dem Einen entſpricht ſein Sinn und ſein Verſtand, dem andern ſeine Vernunft und ſein Gemüth. Ihn, wie die Erde um ihre Achſe, abwechſelnd zu erfüllen, iſt ſeine Aufgabe. Bleibt er auf Einer Seite, ſo

iſt ſein Weſen halb und er empfindet die Lücke. Will er beide auf Einmal feſthalten, ſo geräth er in Schwankung und Verwirrung. So theilt ſich die Philoſophie in das Wiſſen von dem, was iſt, die theoretiſche, und in das von dem, was ſein ſoll, die praktiſche, mit dem äſthetiſchen und ſittlichen Ideale. So bewegen wir uns ewig zwiſchen Natur und Freiheit, Sein und Werden, Gegenwart und Geſchichte, den Forderungen der Wirklichkeit und den unabweislichen eines höhern Bedürfniſſes, das wir Sehnſucht, Hoffnung, Glaube nennen. Aber es iſt immer nur Eine Achſe: der Menſch; nur Ein Kreis: die Unendlichkeit.

Die Philoſophie, das reine Streben nach Wahrheit, als ſolches, muß, frei von (auch den beſten) Nebenabſichten, auf ſich ſelbſt beruhend, nur die Wahrheit zum Ziele haben. Gewiß! aber man bedenke wohl: daß Ziel nicht Zweck iſt. Es gibt für den Menſchen nur Einen abſoluten Zweck: es iſt der ſittliche. Sein Geſetz gilt dem Wollen, nicht dem Wiſſen. Nicht Wahrheit kann der Zweck eines ſo tauſendfach beſchränkten Weſens ſein, — nur redliches Wollen. So iſt alſo das ethiſche Princip dem intellektuellen übergeordnet, und nur durch jenes kommt Einheit in das geſammte Wirken des Menſchen.

(Man denkt nach Geſetzen, man will einen Zweck.)

Ein theoretiſches Reſultat iſt ein Geſetz; ein praktiſches Reſultat iſt eine Maxime. Ein Geſetz oder eine Maxime (Grundſatz), der die Norm und Bedingung für die Entwicklung eines Ganzen von Theorie oder Praxis in ſich ſchließt, iſt, als ſolcher, ein Prinzip.

Auf Antheil, alſo auf Empfindung (oder, wie man ein ſolches Urſprüngliche lieber nennen mag), beruht zuletzt doch Alles. Verlange der ſtrenge Denker immerhin, daß man ſorgfältigſt allen Beifall und Tadel (alle Aeſtheſe) von der Begriffsbearbeitung fern halte, — iſt nicht dieſer innige Antheil an ihr ſelbſt, das Denkintereſſe, das lebendigſte für den geiſtigen Menſchen?

Nicht nur die einſamen Schwelgereien der Fantaſie ſind ein heimliches Laſter, — auch die des Denkens, wenn ſie keinen ſittlichen Zweck (unmittelbar oder mittelbar) verfolgen. Das iſt es, was Rouſſeau meinte, wenn er (nur etwas zu Rouſſeauiſch) den denkenden Menſchen ein verfehltes Thier nannte; das iſt es, wovor Kant, als vor dem ſpekulativen Egoismus, der zum Wahnſinn führen könne, ſo oft und ſo eindringlich warnte. Der Menſch mit all' ſeinen Anlagen und Kräften iſt nun einmal auf's Thun, d. i. auf Andere, mehr als auf ſich, angewieſen. Doch muß er vor dem Thun und nach dem Thun bei ſich einkehren, wenn er das Rechte thun, das Gethane verſtehen und genießen ſoll. Und ſelbſt als Genuß mag ihm

dieſe Einkehr gegönnt ſein, wenn ſie ihn, durch die Intenſität ihrer Wolluſt, vor niedrigen Genüſſen bewahrt.

Ich ſoll gut handeln! gut; aber wer ſagt mir, was gut ſei? das Gewiſſen. Was ſagt es aber aus? daß du, ſei auch deine Einſicht für dieſen oder jeden andern vorkommenden Fall noch ſo unzulänglich, ſo daß du dir nie getrauteſt zu beſtimmen, was gut ſei, — den Willen haben und treu bewahren ſollſt, ehrlich zu verfahren. Das iſt gut. (Geſinnung.)

Nur iſt zu bemerken, daß die wiſſenſchaftliche Ethik mit dieſem erſten Grundſatze nicht abſchließt, ſondern erſt anfängt. Denn ſie hat nur erſt die Verhältniſſe dieſer Geſinnung, wie ſie gegeben ſind (wie die Aeſthetik die des Geſchmackes), als Probleme zu behandeln.

Nichts iſt ſo mißlich für den unbefangenen Beobachter und ſo gefährlich für die Geltung der Philoſophie als die Zuverſicht, mit der jeder Philoſoph, faſt in denſelben Ausdrücken, Ruhe und Seligkeit von ſeiner Anſicht verheißt, und zugleich das Haltloſe der Verheißungen der Andern nachweiſt. Wollten ſie doch lieber Alle vorziehen, die nüchterne, ja kalte Sprache aufrichtigen Suchens ſtatt der emphatiſchen des Gefundenhabens zu ſprechen! Dazu kommt der ſtete Wechſel der Syſteme. Jedes galt einmal; welches wird endlich gelten? Die wahre Beruhigung, die man hierüber dem Zweifelnden geben kann, liegt darin

daß in allen Syſtemen ein Feſtes, ein Gemeinſames iſt, welches derjenige erkennt, der ihre Idiome in einander zu überſetzen weiß. Und dies Gemeinſame iſt gerade Das, was jene Ruhe zu begründen vermag: der abſolute Werth und die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes. Zu dieſem Ergebniſſe gelangt der ächte, gute Eklektizismus.

Immer ſchärfere Begränzung, immer läuterndere Reinigung, immer mehr auf Einheit reduzirende Sichtung der Probleme — das iſt philoſophiſcher Geiſt. Das letzte, einzige, klar geſchaute Problem aller Probleme wäre — ihre Löſung.

Man kann nicht mit völligem Rechte ſagen, wie man geſagt hat — daß die Syſteme der Philoſophen aus ihren Individualitäten entſpringen; wohl aber nehmen ſie die Farben dieſer Individualitäten an. Der Stoizismus bekennt in jedem Stoiker dieſelben Grundſätze; aber ſie nehmen ſich anders bei Epiktet, anders bei Mark Aurel aus. Im Uebrigen iſt eine ſtete Wechſelwirkung in jedem geiſtig-leiblichen Organismus nicht zu verkennen. Nicht Kant's phlegmatiſches Temperament hat ſeine Ethik erzeugt; nicht ſeine Ethik ihn phlegmatiſch gemacht; wohl aber ſtimmte Beides harmoniſch zuſammen.

Eins aber iſt gewiß. Man denke von Philoſophie, was und wie man wolle: immer iſt der ſittliche Charakter zu ihrer Bearbeitung erforderlich. Schon das Beſtreben nach unbedingter Wahrheit, an ſich, ſetzt voraus oder erzeugt Geſchmack für Sittlichkeit; wer ſich, aus unſittlichen Motiven, um Geld oder Ehre, an dieſe Arbeit wagt, kann nie reine Ergebniſſe hoffen, noch hoffen laſſen. Jedenfalls muß er in der ethiſchen Begriffsbearbeitung wie ein Blinder von der Farbe reden; hier, wo der Charakter den Inhalt gibt, um den das Denken nur die Form zeichnet. Aber ſelbſt der formellſte Theil der Philoſophie — die Logik, — was iſt ſie als eine konſequent durchgeführte Ehrlichkeit des Denkens?

Aperçü. Durch dieſen Ausdruck bezeichnet der franzöſiſche Sprachgebrauch die geſchickte Auffaſſung, wodurch ein Mannigfaltiges gleichſam für Einen Blick hingeſtellt wird. Goethe bedient ſich desſelben gern, um eine friſche, erfinderiſche Wahrnehmung auszudrücken, die mit Einem Blicke eine Menge folgenreicher Wahrheiten aufſchließt; etwa, was man einen glücklichen Griff in der Forſchung nennen möchte. Auf dem Gehalte und dem Reichthume ſolcher Aperçü's beruht eigentlich der Werth eines Schriftſtellers. Die Bedeutung eines ſyſtematiſchen Denkens und einer ſymmetriſchen Darſtellung darf nie verkannt werden; aber man bemerke, daß ganze Syſteme nur ausgeſponnene Aperçü's ſind, wie z. B. das Gall'ſche. Darum ſchätze man den unbefangenen, geiſtvollen Mann, der, auch außer

der Schule, ein friſches Auge auf die Wiſſenſchaft wirft, und eklektiſch, rhapſodiſch, wie man will, ihr Fragen aufwirft und bearbeitet.

Wenn wir in Worten dächten, müßte 1. die Sprache vor den Gedanken, ſowohl bei Einzelnen, als im Menſchengeſchlechte, vorhanden und gebildet ſein; würde es 2. nicht vorkommen, daß wir oft vergebens ringen, einem Gedanken Worte zu geben, der uns inwohnt. Man darf alſo nur ſo viel ſagen, daß wir dann in Worten denken, wenn wir klar und beſtimmt denken; weil die in uns webenden Gedanken erſt durch die Sprache zur Klarheit und Beſtimmtheit gedeihen konnten.

Wer beſtimmt, ob — wie Herder meinte — Verba, oder — wie man wohl wegen der Sinnlichkeit der Objekte eher annehmen möchte — Subſtantiva zuerſt gebildet wurden? Wer, ob in der Begriffbezeichnung Wort oder Begriff die Priorität hatten? Scheinen ſich nicht vielmehr Denken und Sprechen gleichmäßig zu bedingen, zu ſollizitiren, zu fördern?

Der Philoſoph muß nicht, wie es die deutſchen ſo gerne thun, die Sprache, unter dem Vorwande ihres Reichthums und ihrer Bedeutſamkeit, zu ſeinen Abſichten drehen und deuteln; wohl aber muß er ihr ſorgſam auflauern, wo ſie ihm etwa ein Schnippchen ſchlägt.

„Gott" als männliches Subſtantiv z. B., ſchon dem Kinde mit der Sprache überliefert, gibt dem ganzen Anthropomorphismus Wurzel und Boden.

Nichts charakteriſirt ſo bündig eine Nation in ihrer Eigenheit als Worte ihrer Sprache für Eigenſchaften, wofür andere Sprachen keine Worte haben. Unüberſetzbar ſind: whimsical, comfort (Bequemlichkeit mit heimiſchem Behagen?), etourderie, polissonnerie, poltronnerie, élegance, esprit, Grandezza, decus, honestum, virtus, *καλοκαγαδεια*, *σοφροσυνη*, Gemüthlichkeit, Kleinſtädterei, Saalbaderei u. ſ. w. Dieſe Dinge finden ſich zugleich und vorzugsweiſe mit den Bezeichnungen in demſelben Lande. (Wir Deutſche thun uns ſo viel auf unſere Geradheit, Offenheit, Einfalt und Treue zu gut; ſagt nicht sincere alles das mit Einem Worte?)

Man tadelt mit Unrecht den Gebrauch fremder Worte, wo die eigene Sprache nicht auslangt. Der Gebildete opfert der Bildung die Engherzigkeit eines grammatikaliſchen Patriotismus. Wie in ein Meer bildſamer Flüſſigkeit, die alle Länder umſpült und verbindet, greift er in den Schatz ihrer Sprachen, und ſchöpft allenthalben, wo er es zur Schöpfung beſtimmter Geſtalten eben bedarf. Welche Quellen des Verſtändniſſes, der Humanität thun ſich hier auf!

Die dialogiſche (beſſer katechetiſche) Form iſt für Philoſophie beſonders fruchtbar, weil alles Denken ein Sprechen mit ſich ſelbſt iſt. Fragen und Antworten — darin beſteht das Philoſophiren; und nur Philoſophiren iſt die rechte Philoſophie. Nur iſt es bei dieſem Vortrage gefähr-

lich, nach einem Schema, zu einer Abſicht, zu ſchreiben. Das Problem iſt ſelbſt erſt zu ſuchen, zu beſtimmen; dann unbefangen, von jeder Seite aus anzuſehen, zu bearbeiten; was ſich dabei (auch wohl daneben) ergebe, iſt ruhig aufzufaſſen, durchzuführen. Gleich unpaſſend iſt Dummheit des Einen Sprechers, der zu Allem nur „Ja" ſagt, — wie Zank zweier Dogmatiker, die ſich ewig in ihren Kreiſen drehen. Für Letzteres eignet mehr die Briefform. Dort muß Keiner Recht, Mehrere müſſen das Rechte haben wollen; müſſen's miteinander ſuchen. Platon bleibt hierin ewig Muſter. Es iſt übrigens merkwürdig, daß es faſt keinen gedankenreichen Schriftſteller gibt, der ſich in dieſer Form nicht verſucht hätte*). Ein Beweis, wie ſehr man ihren Vorzug fühlt; hier zeigt ſich auch wieder, wie viel lebendiger und prägnanter der Kritizismus als der Dogmatismus iſt.

Es iſt eigen, daß Spinoza, deſſen Syſtem eigentlich gar nicht ethiſch (praktiſch), ſondern ächt theoretiſch iſt, nicht nur die Bezeichnung „Ethik" wählte, ſondern auch unläugbar in dem wirklich ethiſchen Abſchnitte de Libertate (die er bekanntlich läugnet und ſelbſt auf's Glänzendſte herausſtellt) eben die größte Meiſterſchaft be-

---

*) Platon, Hiob, Xenophon, Lucian, Aeſchines, Neuplatoniker (Hermes), Cicero, Mendelſohn, E. Platner, Berkeley, Hume, Diderot, Kant (Tugendlehre), Hemſterhuis (?), Herder, Leſſing, Goethe, Fichte, Engel, Weishaupt, Wieland, Voltaire, de Ligne, Shaftesbury.

währt; übereinſtimmend mit der anerkannten ſittlichen Muſterhaftigkeit ſeines Wandels.

Herbart, als ſtrenger, Maß und Wahrheit achtender Denker, gibt unwillkürlich den von ihm ſo lebhaft beſtrittenen, ächten kritiſchen Idealismus zu, indem er überall ſorgfältig ſich gegen das „unſerer Spekulation etwa Unzugängliche" verklauſulirt. — Iſt „Subſtanz" nicht eben ſo ein von uns Gedachtes als „Kraft" oder „Geiſt" u. ſ. w.?

Man fühlt ſich bei Herbart's Zergliederung des Begriffs „Tugend" an das gemahnt, was Sokrates dem Menon (bei Platon M. S. 36) ſagt: „Glaube nicht, daß du bei der Frage, was Tugend im Ganzen ſei, durch Trennung ihrer Beſtandtheile irgend Jemanden den Begriff deutlich machen werdeſt! Immer wird er wieder fragen: was iſt nun die Tugend, von der die von dir genannten Beziehungen Theile ſind?"

Pascal's Gedanken gehören unter die merkwürdigſten Dokumente menſchlicher Geiſteseigenthümlichkeit. Sie können nur aus ſeiner Geſchichte und der ſeiner Zeit vollkommen verſtanden (richtig beurtheilt) werden. Sein ſcharfer, gründlicher Geiſt einerſeits, ſein leidender Körper und die Denkart ſeines Jahrhunderts andererſeits trieben ihn raſtlos zwiſchen zwei Extremen, die er vereinigen zu können die feſte Ueberzeugung in ſich fühlte. Daher begegnen

wir bei ihm beſtändig Antitheſen, zwiſchen denen er uns mächtig fortreißt, — während er ſtets behauptet und anräth, die Mittelſtraße zu wandeln. In der Kühnheit, Aufrichtigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit, Schärfe, Größe und Schönheit, womit er die Kontraſte der menſchlichen Natur enthüllt, beſteht ſein größter, ſein unvergleichbarer Vorzug.

Garve iſt vielleicht von allen philoſophirenden Schriftſtellern der aufrichtigſte — gegen ſich und den Leſer. Ein unſchätzbares Verdienſt, deſſen Werth man erſt nach vielen Enttäuſchungen und am tiefſten in einer Zeit fühlen lernt, der, wie der unſern, in Leben, Kunſt und Wiſſen, alle Naivetät gebricht. Naivetät aber iſt Grundbedingnng alles Großen.

Auch ſeine Penetration iſt merkwürdig. Wer Gedanken-reiſen fortzuführen vermag, wird leicht die tiefſten Probleme der Spekulation auf eine höchſt einfache Weiſe in ſeinen Schriften (z. B. in der über das Daſein Gottes) angedeutet finden, die dann ſpäter mit der tiefſinnigſten Phyſiognomie ſich wichtig gemacht haben. Und gerade ſie ſo einfach aufgefaßt zu haben, macht ſeinem Verſtande am meiſten Ehre.

Pietät heißt die Anerkennung eines geiſtig Höheren. Ihr Gefühl iſt Ehrfurcht, wenn man will — Demuth; aber in dieſer Demuth ſelbſt iſt Erhebung. Ohne Pietä iſt weder dichteriſche Fähigkeit noch Empfänglichkeit denk-

bar; denn ohne das geiſtige Element bleibt ſtatt des Gefühles nur Empfindung.

„Er kann lieben und verehren,
Darum iſt ſein Lied ſo rein.“
(Geſchmack für's Schöne, für's Gute: Gewiſſen.)

Philoſophie iſt nicht ohne Kälte denkbar. Wer nicht grauſam gegen das eigene Gefühl ſein kann, philoſophire nicht. Aber dieſe Kälte iſt auch nur verhüllte Pietät in anderer Richtung; denn ſie beruht auf Anerkennung des abſoluten Werthes des Geiſtes in der Wahrheit. Und ſo ſteht die Dreieinigkeit feſt: Der ewige Geiſt, drei in Einem, Einer in Dreien; die Dreieinigkeit des Guten, Wahren, Schönen.

Mit allgemeinen Betrachtungen iſt es wie mit jedem wahren Vergnügen. Wie dieſes nur dann rein iſt und die Seele erweitert und erhebt, wenn es auf die Mühe der Arbeit folgt, — ſo erfüllen auch jene nur dann denſelben ſchönen Zweck, wenn ſie, ein ſtiller, gehaltvoller Strom, aus den dunklen, klippen- und mühevollen Gängen der Forſchung im Einzelnen und Beſonderen fließen.

Philoſophie, wie ein Orakel, ohne erworbene Kenntniſſe, aufnehmen oder ſpenden wollen, iſt Frevel gegen die menſchliche Beſtimmung; und die gläubige Weisheit des Knaben wird in der Stunde der Prüfung zu Schanden vor dem beſcheidenen Zweifel des Mannes, der ſpätern Frucht des Erlebniſſes.

Menſchen mit einer höher'n Geſinnung, beſonders wenn zugleich mit einem zarteren Sinne begabt, ſcheuen oft (aus einem Mißverſtändniſſe) die völlige Aufklärung über wichtige Gegenſtände. Sie fürchten, daß der Verſtand ſich überhebe, wünſchen, daß der Ehrfurcht ein Raum bleibe, und ſind von den Anſprüchen einer geiſtigen Welt durchdrungen. Aber eben, wer das letztere ganz iſt, wird ganz unbeſorgt jedem Licht ſeine Bahn gönnen, und ruhig lächeln, wenn ſich der Strahl für die Sonne hält. „Ich bin ſehr überzeugt", ſagte der beſte deutſche Denker, „daß diejenigen, welche geiſtige Kräfte annehmen, dem Rechten näher ſind, als die Mechaniſten; aber ich rathe, ſo lange den Weg mechaniſcher Erklärung fortzugehen — als er führt. Nur ſo kommt man vorwärts." Die Anſprüche des Geiſtigen melden ſich ſchon ſelbſt. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen (Anwendung auf den Mechanismus des Gehirns, die Imponderabilien, die künſtlichen Mineralwäſſer). In dieſem Sinne ſind ideal geſinnte Menſchen ſelbſt dem Aberglauben manchmal günſtig, — weil ſie das Kleinliche und Lächerliche des Unglaubens fühlen, und jeden Zug ehren, der das Gemüth an ſeinen höhern Urſprung mahnt.

Gute, aber nicht ſcharf denkende Menſchen, von Zweifeln belagert, ziehen es oft vor, und lehren es ſelbſt als Weisheitsregel: den Problemen lieber aus dem Wege zu gehen, als ſie zu löſen. „Handeln", ſagen ſie, „iſt beſſer als grübeln", — und: „wo höhere Grundſätze ſprechen, be-

darf es keiner kleinlichern Argumente.“ — Sie haben Recht — für ſich; dem durchdringenden Verſtande aber können ſie immerhin das Problem überlaſſen; — überzeugt, daß er, ſiegend oder beſiegt, die höheren Grundſätze bekräftigen, das Handeln fördern werde. (Hieher der Ausſpruch: „Die beſte Verfaſſung iſt: die beſt verwaltete,“ u. ähnl.)

Man glaubt gar nicht, wie wenige Menſchen eigentlich ſelbſt denken; wie ſehr ſelbſt die geiſtige Thätigkeit und Produktion oft der berühmteſten Gelehrten und der beliebteſten Dichter nur eine faſt mechaniſche Reproduktion des vielfach in ihnen aufgeſammelten Denk- und Dichtſtoffes iſt, von dem ſie nicht mehr wiſſen, daß ſie ihn geſammelt, aber nicht geſchaffen haben.

Man kann recht gut an ſich ſelbſt gewahr werden, daß an der Philoſophie nicht eigentlich der Inhalt, ſondern die Denkübung das Bildende iſt. Dieſe aber iſt eben unſchätzbar. Denn ſie gibt dem Menſchen mehr als jeder Inhalt irgend eines Wiſſens.

Der Philoſoph bilde ſich nicht ein, auf dem Gipfel der Menſchheit zu ſtehen. Er ſieht Alles ein; gut! aber er ſieht es nur ein. Der Dichter macht ſelbſt dieſes Einſehen zu ſeinem Gegenſtande; ſteht alſo höher. Aber auch Er überhebe ſich nicht. Der Philoſoph macht auch ihn

und ſein Dichten zum Gegenſtande ſeines Denkens. Der Künſtler ſtellt Beide dar u. ſ. f.

Produciren, thätig ſein — iſt Alles; alle Thätigkeiten ſind nur Theile (?) — Reflexe u. dgl.; der Zuſtand aller Zuſtände läßt ſich nicht ausſprechen. Genug, wenn praktiſch alle Thätigkeiten von einander geſchieden operiren, daß keine die andere erſetzen will und ſtört: im Ganzen dadurch, daß jedes Individuum auf ſeine Weiſe thätig ſei, — und im Individuum ſelbſt dadurch, daß man ſich nur Einer Thätigkeit für einen beſtimmten Zweck für jetzt überlaſſe.

(Dies Alles muß deutlicher ausgeführt werden. Es ſtehe nur da, um mich an dieſen Vorſatz zu erinnern.)

Man geht oft fehl, und verſchwendet die höhern Geiſtesthätigkeiten, indem man die Löſung gewiſſer Probleme mehr in der Tiefe, als in der Breite ſucht. Probleme des ſocialen, des politiſchen Lebens, der Medicin u. ſ. w. fordern oft weniger den Tiefblick des Metaphyſikers, der auf die letzten Gründe der Verhältniſſe geht, als den weiten Umblick der Kenntniß und Erfahrung, der die Geſammtheit dieſer Verhältniſſe und ihre allſeitigen Beziehungen und Verwickelungen mit einander zu erfaſſen und in ein Ganzes zu ſammeln fähig iſt. Was ſein ſoll — das eigentliche Prinzip des Philoſophen — iſt bald geſagt; was iſt, bleibt ſchwer zu beurtheilen; und wie das werden kann, was ſein ſoll; — welche Aufgabe iſt ſchwieriger zu löſen, als dieſe?

Es gibt drei Epochen, drei Standpunkte, die in vielfachen Beziehungen ſich wiederholen: Unſchuld, Kampf und Tugend.

Der unreife Jüngling hängt treuſinnig am reinen Bilde des Guten, des Einfachen; der gährende Jüngling an der Schwelle des Mannesalters fühlt ſich hingeriſſen von der Kühnheit der Genialität in die verworrene Fülle ahnungreicher Unendlichkeit; der reife Mann kehrt geläutert zur Anerkennung des einfach Wahren zurück.

Auf der erſten Stufe begreift man das Genie noch nicht; auf der zweiten eignet man ſich ihm an; auf der dritten ſieht man ſeinen Werth, aber auch ſeine Relativität ein. So Menſchen, ſo auch Nationen.

Im frühen Jünglingsalter findet man Goethe kalt, im ſpäteren hinreißend; im Mannesalter verſteht man ihn. Als der Werther erſchien, tadelten die Aeltern, die Jüngern ſchwärmten; wir ſehen nun freilich ein, daß die Aeltern die neue Dichtart nicht völlig verſtanden; wir ſehen aber auch ein, daß ihr beſonnenes Kopfnicken nicht ohne Bedeutung war. Der Werth der Nüchternheit tritt nach den Berauſchungen doppelt groß hervor. Man kehrt von Hegel mit einer Hochachtung, die man früher belächelt und nicht begriffen hätte, — zu Garve und Mendelſohn zurück. Das Blendende verliert ſeinen Zauber am Spiegel der Erfahrung, — im künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Leben. Die Spekulation gränzt an ihrem letzten Saume — an das Gebiet des geſunden Menſchenſinnes, und man möchte, mit Jakobi, jedem Genie eine Maul-

ſchelle zudenken, das „von erhabenen Geſinnungen faſelt, ohne die gemeine Rechtſchaffenheit zu haben.“

Was eigentlich die Produktion des ernſtlich geſinnten Schriftſtellers gegenwärtig lähmt? . . . Das Bewußtſein, kein Publikum vor ſich zu haben. Wer mag öffentlich *in ſich hinein* reden?

Der Deutſche hat kein Publikum. Schriftſteller, Maler, Tonkünſtler wenden ſich entweder an den Gelehrten — und werden nie national; oder an die Maſſe — und opfern die Gründlichkeit einer flüchtigen, wo nicht niedrigen Wirkung. Wir haben keinen Mittelſtand für Kunſt und Literatur. Das Mittlere in den Leiſtungen iſt aber nicht negativ, d. h. beide Extreme zu vermeiden, denn das gäbe das Halbe, das Richtige, — ſondern poſitiv, d. h. durch das wahrhaft Gebildete dieſe Kluft auszufüllen.

Es gibt falſche, leichtfertige Kollektivbenennungen, die in Leben und Kunſt viel Verwirrung ſtiften. „Myſtiker, Schwärmer, Freigeiſt, junges Deutſchland, moderne Schule u. ſ. w. u. ſ. w.“ Was hat man damit geſagt? eine Ungerechtigkeit. Es liegt allerdings allenthalben ein Gemeinſames zu Grunde; aber gerade das Individuelle darin auszufinden, — das iſt die Aufgabe. Tauler und St. Martin ſind Myſtiker, Plotin und Wesley vielleicht Schwärmer, Spinoza und George Sand Freigeiſter, Börne

und — junge Deutſche, Shakeſpeare und Tiek Romantiker: welche Gegenſätze! Alſo keine abfertigenden Allgemeinheiten, bei denen man ſich durch ein Modewort des Verſtehens und der Gerechtigkeit überhoben glaubt.

Daß die deutſchen Dichter, in einer älteren Epoche, eine cyniſche Rohheit affichirten, in dem Wahne, ſie gehöre zum poetiſchen Genie, war verkehrt genug; aber man fühlt doch ein entſchuldigendes Motiv durch: das Recht der Natur gegen Affektation und Philiſterei. Daß ſie aber, in einer neueren Epoche, die Farbe der Dandy's tragen, iſt ganz dumm, bricht ihnen als Dichtern den Stab, und läßt hinter der Lionshaut den Eſel durchblicken.

Manierirte Dichter erziehen gleichſam ihre Leſer nach und nach zur Geſchmackloſigkeit. Wie ſie ſelbſt die Linie des Natürlichen und Schönen einmal überſchritten, keine Schranken mehr kennen, und im Abſurden unendlich fortſchreiten (wie der Schauſpieler, in dem die nicht gefühlte, nur nachgeäffte Miene des Gefühls durch immer größere Uebertreibung zur Karikatur wird), ſo gewöhnt ſich der Leſer immer mehr, was ihm anfangs fremd, allenfalls originell ſchien, anziehend, ſchön, endlich gar als das Rechte und Gehörige, — und ſofort das wirklich Rechte und Gehörige als matt und gleichgiltig zu empfinden. Der Lieblingsdichter borgt ihm die Brillen, durch die er ſehen lernt.

Wir Deutſche haben ein eigenes Talent für das Nicht-eigene. Wie wir mit jedem Fremden ſeine Sprache ſprechen, ſo merkt man faſt jedem unſerer Schriftſteller bis auf das „Räuſpern und Spucken" ſeinen Meiſter an. (Mir z. B., wie ich höre, die Schule Goethe's.)

Warum die vortrefflichſten Dichter und Schriftſteller erſt nach und nach, bei wiederholtem Leſen und wenn man ſich gleichſam in ſie hineinlebt, immer mehr gefallen?

Erſtens, weil das Beſte überhaupt nicht an der Oberfläche liegt. So bewährt ja auch den rechten Mann nicht die Stunde im Salon, ſondern die genaue Bekanntſchaft; und es iſt nicht wahr, daß der Held im Schlafrocke keiner mehr iſt; — für den, der ſehen kann, iſt er es da erſt recht.

Zweitens, weil ja aller Geſchmack nichts anderes iſt, als ein zu gewiſſen Empfänglichkeiten ausgebildetes Organ. Dieſe Ausbildung nun geſchieht nur allmälig an den Gegenſtänden ſelbſt. Das Große hebt uns, indem wir es öfters beſchauen, zu ſich empor; wir müſſen erſt wachſen, um in ſein Antlitz ſehen zu können.

Man verſuche das Geſagte an Mayrhofer's Gedichten, — und man wird nicht nur an Geſchmack in der Poeſie, ſondern als Zugabe noch etwas anderes gewinnen.

Ein Dichter iſt derjenige, welcher individuelle Zuſtände in ihrer ganzen Bedeutung aufzufaſſen und in ihrer ganzen Lebendigkeit darzuſtellen fähig iſt.

Wie beneidenswerth erſcheint die Kunſt des Dichters, der eine einfache, lebendige Wirkung gleichſam durch die That zu erzielen verſteht, — dem unproduktiven Schriftſteller, der ſie durch tauſendfache Wendungen der Gedanken — nicht erzielt.

Alles, was man ſchreibt und ſpricht, um ſeine Ueberzeugung auszuſprechen, zu vertheidigen u. ſ. w., erſcheine es als Lehre, Confeſſion, Polemik oder ſonſt wie, iſt und bleibt zuletzt doch nur — Manifeſtation der eigenen, geiſtigen Thätigkeit. Sie iſt ſo gut Selbſtzweck als die Bemühung, das ewig Unerforſchliche zu erforſchen. Wer einſehen gelernt hat, wie jede menſchliche Ueberzeugung und Anſicht (in nicht poſitiv mathematiſchen Dingen) in dem Charakter des Menſchen bedingt iſt, gibt es auf, überzeugen oder umändern zu wollen. Er ſucht nur, durch folgerichtige Ausbildung und Bethätigung den eigenen zu vollenden.

Der Werth der Einzeldinge liegt zuletzt (in den Augen der Gottheit) nicht in dem, was ſie für ſich ſind, ſondern in dem, was ſie hervorbringen, alſo in ihrem Bezuge zum Ganzen. Das bedenke man bei aller Beurtheilung. Nicht, was der Menſch iſt, — was er thut und ſchafft, gibt ihm ſeine Bedeutung; nicht, was ein Buch ſagt, — vielmehr, was es aus ſich entwickeln läßt, was es anregt. Das dramatiſche Werk iſt erſt vollendet, wenn es ſeine Wirkung auf's Publikum macht. Autor und Pu-

blikum ſind die nöthigen Faktoren des Produktes. So das Bild, die Symphonie und Alles. Prägnanz iſt das Verdienſt, dem die Natur, die es am vollkommenſten beſitzt, ihr Brevet ertheilt.

Der Hauptkunſtgriff des Schriftſtellers, der Popularität erobern will, ſei: nicht weniger und nicht mehr Verſtand an ſeine Motive und ſeinen Ausdruck zu wenden, als erforderlich iſt, damit die leſende Menge ſich in der Auffaſſung derſelben ſelbſt verſtändig vorkomme.

Der deutſche Schriftſteller geräth am liebſten in den Fehler, für ſich, ſtatt für ein Publikum, — oder für das einer Cotterie, ſtatt für das einer Nation zu ſchreiben. Ich fühle mich meiſt im erſten dieſer Fälle. Iſt der Schriftſteller oder die Nation daran Schuld?

Lebhaften Naturellen ſetzt der langſame Mechanismus des Schreibens ein großes Hinderniß in den Weg, in ihren Schriften Witz oder Gefühl zu entfalten. Wo iſt ſchon der Flug der Gedanken, wenn die trägen Züge erſt ihren Anſatz zum Auffliegen langſam hinmalen! Wo iſt das Gefühl, wenn ſie ſeine erſten Wallungen noch nicht zu Ende gezeichnet haben! Aechte Humoriſten ſollen wenigſtens Stenographen ſein. Eine ſchlechte Feder vermehrt dieſes Hinderniß. Dieſe petites misères der Autorſchaft könnten manchen Schriftſtellern ſo gut zum Vorwande dienen als die Cenſur.

Wie ein Meiſter im Leben dem verſtändigen Schüler Vieles auch durch ſein Schweigen ſagt und lehrt, ſo liegt oft ein großer Theil des Werthes eines Buches in der weiſen Zurückhaltung des Verfaſſers, in leiſen Andeutungen, in dem, was vorausgeſetzt wird, um manchmal ein ſehr einfach lautendes Ergebniß auszuſprechen. Aber dieſen innern, verborgenen Werth eines Buches zu ſchätzen, zwiſchen den Zeilen in dieſem Sinne zu leſen, vermögen nur Jene, die ſich ſelbſt mit der Aufgabe des Buches ernſtlich und wiederholt bemüht haben.

Man lernt, je länger man lebt, denkt und ſelbſt mitwirkt, deſto mehr in der Literatur wie im Leben, dem Zuverläſſigen, Gediegenen, das meiſtens in anſpruchloſer Form liegt, den Vorzug geben vor dem Blendenden, das die Augen der Kinder und der Welt feſſelt. Jenes ſieht oft aus wie das Mittelmäßige, dieſes iſt es meiſt wirklich. Erſt nach den Seiltänzervolten der moderner Dichter fühlt man den Werth Mayrhofer's ganz; erſt nach den labyrinthiſchen Irrwegen mediciniſcher Theoreme und Anſichten weiß der Arzt einen Gaub, einen Hartmann zu ſchätzen; erſt die Abſurditäten der glänzendſten Spekulation lehren — ich will nicht ſagen einen Kant, den ſie kaum je verdunkeln konnten, — aber die ſtillen Denker, auf die man vornehm herab zu ſehen wähnt, einen Garve, Engel, Jeruſalem, Mendelſohn u. ſ. f. in ihrer Bedeutung anerkennen; und ſo lehrt auch das Leben auf ſeinen höchſten Entwicklungsſtufen: wie viel größer der beſonnene,

ſittlich-rechtliche Menſch als der geniale iſt. Und ohne Zweifel iſt es die ehrwürdigſte Erſcheinung, wenn ſich das Genie ſelbſt zu dieſer Anerkennung durch Wort und Werk, ſelbſtverläugnend entſchließt. Wäre es nöthig, die großen Lichter der Geſchichte für dieſen Vorgang zu bezeichnen?

Bei der Klage über das Unmoraliſche dichteriſcher Werke wird die Unfähigkeit halb gebildeter Leſer deutlich, ſolche Werke aufzufaſſen, und obendrein ihre ſittliche Impotenz. Der Dichter wie das Leben ſollen ihnen nur eben die gebratenen moraliſchen Tauben auf den Teller legen; wenn er ſie, wie Goethe in den Wahlverwandtſchaften, in eine Lage verſetzt, wo es gilt, an das eigene Herz zu klopfen und die eigene ſittliche Geſinnung zu erproben,— da iſt es aus mit der Moral, die nur ſo lange verhält, als die Predigt dauert. Am behaglichſten iſt's freilich, wenn ſich gar die Predigt mit herrlichen Sprüchen bemüht, dem lieben Laſter insgeheim zu ſchmeicheln.

Das Gefühl, das der wahre Dichter erregt, iſt immer ein ſittliches Gefühl. Ja wohl — ſagt Ihr — im ſittlich empfänglichen Menſchen! ... Der Unſittliche — ſage ich Euch — fühlt die Poeſie gar nicht.

Das immer neue Publikum bemerkt nicht, daß das Alte immer neu wiederkommt. Die Sturm- und Drangperiode mit Lenz und Klinger, die romantiſche mit Schlegel

und Novalis, die formlos blaſirt-renommiſtiſche mit Heine, und die ihr auf die Ferſe getretene politiſch-ignominiöſe ꝛc. ſind immer nur dasſelbe junge Deutſchland. Deutſchland iſt doch ſehr oft jung! und ſein Publikum auch. Und doch redet man immer von geſchichtlichen Standpunkten!

Man muß nicht allzu hypochondriſch und griesgrämig dreinſehen, wenn es zeitweilig, in der literariſchen wie in der politiſchen Geſchichte, nicht ſo am Faden fortgeht, wie ſich's der Profeſſor wünſcht. Hat uns nicht der ältere wie der neuere literariſche Sanscülotismus zum Theile eine gewiſſe Energie und Freiheit im Style gegeben die man im älteren vermißt? Jugend iſt eben immer in der Welt vorhanden, und miſcht dieſer das Ferment ihrer Thorheit bei, damit ſie nicht aus Geſcheidtheit den Geſchmack verliere.

Zehn Jahre lang hat Deutſchland eine Literatur gehabt; (oder auch da nur einen Anſatz dazu?) vom J. 1790 — 1800. Da war eine allgemeine, kräftige Regung ſelbſtſtändigen Schaffens und Denkens, wovon die Hervorbringungen jener Epoche das unverkennbare Gepräge tragen. Was voranging und folgte, war vereinzelt oder iſt unſelbſtſtändig.

Eine gewiſſe Dichterei der Modernen iſt nur eine andere Art des Müſſiggangs. Einige nennen's Schlafen, Andere Singen.

Man ſollte entweder ein Berufsgeſchäft neben der Poeſie haben, oder die Poeſie muß Beruf ſein, dann aber auch mit dem ganzen Ernſt eines Geſchäftes betrieben werden.

Ein nur in Deutſchland heimiſches Specimen: der phantaſtiſche Pedant.

Sie wollen Kunſt und Wiſſenſchaft genießen, kritiſiren, benützen, d. h. unter ſich haben, nicht hinaufſchauen und andere Leute werden. Da ſitzt das Uebel.

Nur immer neu, immer überraſchend! und was kann uns noch überraſchen? was iſt neu? Gehört nicht ein Leben dazu, das Alte zu umfaſſen? Verſucht es nur einmal mit Platon! ihr werdet ſtaunen, wie neu, wie überraſchend er auf jedem Blatte iſt.

Man müßte durchaus Alles, was exiſtirt, geleſen und Alles gegenwärtig haben, um mit Beruhigung ſagen zu können, daß das, was man ſagt, wirklich neu iſt. Wem fällt ſo was ein?! Alſo nur getroſt — jeder auf ſeinem Standpunkte ſelbſtſtändig und ſelbſtdenkend! zwar ſtets fortſchreitend und ſich ausdehnend, aber auch manchmal ausruhend und in ſich zurückgehend! Neu iſt, was irgend ein Menſch wieder friſch denkt und empfindet und ausſpricht, —wär' es auch nicht zum Erſtenmale. Columbus hat Amerika entdeckt, — und wenn auch Andere vor ihm hinüber-

geſchifft wären. Der Menſch weiß doch eigentlich nur, was er ſelbſt denkt, nicht was er lieſt oder hört; und Schaffen iſt das Abzeichen und Weſen ſeines Geiſtes, ſein Prärogativ, die Bedingung ſeines Werthes.

Die Roman-Literatur, die aus einer gewiſſen franzöſiſchen Schule hervorging, hat, bei vielem Guten, zwei Hauptgebrechen. Aeſthetiſch: daß ſie, über lauter Abſichten, und ſeien es die löblichſten, das reine Wohlgefallen am Kunſtwerke allmählig ganz vergeſſen lehrt; ſittlich: daß ſie wiſſentlich oder unwiſſentlich Neid und Haß aufreget und unzufrieden mit der geſetzlichen Ordnung macht. Es gehört wenig Talent dazu, die Lücken und Mängel der letztern wahrzunehmen und pikant darzuſtellen, — aber viel Vernunft und Charakter, ſich ihr mit Selbſtverläugnung zu unterwerfen. Gefühl und Billigkeit haben Viele, Vernunft und Gerechtigkeit Wenige. Beſonders laſſen Frauen nur immer die Theilnahme ſprechen, und erheben ſich ſelten auf jenen Standpunkt einer höhern Ueberſicht, der ihnen kalt und rauh erſcheint. Frauen aber leſen und verbreiten Romane; Frauen beſtimmen den Geſchmack für ſie; — und was können die Verfaſſer Klügeres thun, als: ihnen nach Gefallen zu dichten? So hängt das wechſelſeitig zuſammen, — und wird wohl noch eine Weile ſo fortdauern!

„Nehmt einige Bogen Papier, und ſchreibt Alles nieder, was Euch durch den Kopf geht! Schreibt, was Ihr,

denkt, von Euch ſelbſt, von euren Weibern, vom Türkenkrieg, von Goethe u. ſ. w.!" ... Wer kann überſehen, welche unerſchöpfliche Quellen des Unſinns, der uns jetzt ſo vielfach überſchwemmt, in dieſem gutgemeinten Signale des guten Börne ſich aufthaten! Es war auf Ehrlichkeit und Selbſtſtändigkeit des Denkens und Schreibens gemeint, auf Formloſigkeit und Anarchie hat man es gedeutet. So dachten die großgewordenen Schriftſteller größerer Zeiten nicht; ſie ſchämten ſich, vor ihrer Nation ohne Hoſen zu erſcheinen; ſie hatten einen höhern Begriff vom Publikum und von ihrer eigenen Miſſion. Woraus gingen dann Werke hohen Styles hervor, die als ewige Muſter glänzen; werden ſie auch aus der Maxime dieſes „Sichgehenlaſſen's" hervorgehn? Sind die ſchon aus ihr hervorgegangenen Belege für ſie?

Ihr wollt es beſſer machen als gut; ihr rennt am Ziele vorbei, und werdet, wenn ihr ermüdet ſtehen zu bleiben genöthigt ſeid, mit lächelndem Staunen Euren Irrthum gewahren. Alles ſoll neu, unerhört, pikant ſein und Wirkung machen. Das Wahre aber iſt nun einmal alt, das Unerhörte ſelten probehältig, das Pikante ſtumpft ſich ſelbſt ab, — nur das Natürliche ſichert eine ewig lebendige Wirkung. Alles Prahlen mit überſchwenglicher Kraft deutet auf Schwäche. Dies iſt die Poltronerie in der Literatur. Der wahre Beweis innerer Kraft iſt Ruhe, der Beweis der Einſicht: Anerkennung fremder Anſichten.

Je mehr die unbedingte, dilettirende, ſchwätzende Schriftſtellerei ſich ausbreitet, deſto ſicherer bereitet ſie ſich ſelbſt den Untergang. Die Bildung wird immer allgemeiner; Anſichten hat Jedermann; ausſprechen kann ſie Jedermann; die Preſſe dient Jedermann. Die Zahl der Schreibenden wird, täglich wachſend, viel zu groß, als daß man den Einzelnen noch bemerken könnte; die Literatur wird zum gedruckten Geſpräch. Endlich ſieht man ein, daß der bleibende Ruhm nur Jenen gebührt, die da *lehren* und *ſchaffen* (Lehrer und Entdecker in der Wiſſenſchaft, produktive Talente in der Dichtkunſt). Dieſe allein ragen als Individuen aus der Geſammtbildung der Menſchheit hervor, und bleiben ewig in der Geſchichte. Alles Andere iſt Geſchwätz und gehört dem Tage.

Wie überhaupt die Geſchichte nachweiſt, daß die Extenſion der Bildung vorläufig auf Koſten der Intenſion fortgeſchritten ſei, ſo bietet namentlich die Buchdruckerei zu bedeutenden Betrachtungen Anlaß. *Seit* die Produkte der Geiſter *Waare* geworden ſind, haben ihre Grundſtoffe ſich dem größern Theile der Menſchheit aſſimilirt; dadurch aber, *daß* ſie *Waare* geworden ſind, hat die ganze Stellung des Wiſſens zum Leben ſich unberechenbar verändert. Man denke, wie ſich Platon zu ſeiner Zeit verhielt und wie die Philoſophen (oder gar die ſogenannten Belletriſten) unſerer Journale zur unſerigen.

Die alten, großen Dichter ſchufen, ohne viel zu warten; ſie ſchufen Werke, die einer unendlichen Analyſe fähig ſind. Die modernen, kleinen, wenden einen ungeheuren Maſchinen-Apparat, mit Schrauben, Rädern und Dampf der Reflexion, als Hebel an, um — ein morſches Bret in die Höhe zu bringen. Die dramatiſchen Wunder gewiſſer neuer Poeten, nach Vorworten und Kritiken, dem Bewußtſein der philoſophiſchen, hiſtoriſchen, chriſtlichen, germaniſchen, europäiſchen, politiſchen, induſtriellen, ſozialen, kommuniſtiſchen, und Gott weiß, was noch für welchen Entwickelungen entſproſſen, — welche Zuſtände ſtellen ſie dar? weit eingeſchränktere als der bemitleidete Iffland darſtellte. Wie ſtellen ſie ſie dar? weit unpraktiſcher als ſie der verachtete Kotzebue darſtellte. Sie zeigen ſo recht, wie wenig ihre Verfaſſer den eigentlichen Ernſt des Lebens, wie noch weniger ſie die freie Höhe der Poeſie ahnen, — wie wenig ſie beiden gewachſen ſind.

Dichter, welche ſich in Sentenzen und Betrachtungen zu ergehen lieben, haben meiſt ein reicheres, inneres Leben, aber nicht die Kraft, es zu geſtalten.

Der Dichter iſt auf die möglichſt erreichbare Congruenz des Ausdrucks mit dem Ausgedrückten angewieſen. Lyrik iſt faſt nichts Anderes. Wem hiefür der Sinn fehlt, wird weder Dichter werden, noch ächte Dichter goutiren... „Als Thaten lächeln die Gedanken. Und Mühe glänzt als Luſt“... „Die Flut, mit kühler Zunge, leckt die Räder,

thätig eilend“.... „Die Frucht, die Gold und flüſſiger Purpur ſtreift“... „Da ſchauet mit den Flammenlocken erbarmend Helios herab“... u. ſ. w. (Mayrhofer). Das ſind die geheimen Kennzeichen, wodurch ſich Dichter und die Ihren verſtehen. Die Alten haben ſie in jedem Verſe.

Der Realismus der Alten war ein naiver, reiner, der moderne iſt ein ſelbſtſüchtiger; der moderne Idealismus iſt ein negativer, ſehnſüchtiger, der antike war ein reeller, produktiver.

Wenn man gegen die antike Welt und die heutige gerecht ſein will, muß man bedenken, welche Hebel das Leben der erſtern bewegten: Ruhm (auch Nachruhm) mit der Naivetät des Glaubens, großes Beiſpiel, Anerkennung auch des Heterogenſten neben einander (Ariſtophanes, Sokrates), engere, ſtädtiſch patriotiſche Bindung. Man muß überlegen, welche Motive Religionen, Handel, Induſtrie, Typographie u. ſ. w. genommen und hinzugefügt haben.

Wer es weiß, wie die Griechen und Römer in dem Vortrage jedes Gegenſtandes eine Kunſtaufgabe ſahen, und in dieſem, ihnen ganz eigenen Sinne, alle, auch die ſcheinbar ungünſtigſten Materien, mit dem ganzen Komplex der menſchlichen Geiſtesvermögen behandelten, der verſteht (fühlt) den ganzen, großen Unterſchied zwiſchen der antiken und neuen Literatur. Man würde dieß aber ſehr mißverſtehen, wenn man hier blos an einen rhetoriſchen Schmuck, an

das leidige „ſchön ſchreiben“ dächte; das verſtehen wir leider beſſer als Jene.

Was könnte man als Schriftſteller leiſten, wenn man nicht — nur zu oft! — leichtſinnig ſchriebe! wenn man jede Conception, ſei es eines Werkes, ſei es eines einzelnen Satzes, ganz und organiſch durchzubilden, jedes Wort zu vollenden, ſich zur Pflicht machte, ſich die Zeit nähme! wenn man alle Gedanken, die man denkt, wirklich und gehörig ausſpräche!

In gewiſſen, für ſyſtematiſch geltenden Köpfen herrſcht jene Ordnung, welche einer meiner Freunde ſeiner Frau vorwarf, die auf ſeinem Schreibtiſche aufräumte, ohne zu wiſſen, was zuſammengehörte. Da iſt — ſagte er — Alles hübſch zuſammen ſeparirt und auseinander geſammelt.

Durch literariſche Vereine wird ſtets nur der Mittelmäßige und die Mittelmäßigkeit pouſſirt; kleine Talente machen ſich geltend und wirken auf den Augenblick im Cotterieſinne.

Wann werden Verlags-Buchhändler einſehen, daß ſie ſich irren, wenn ſie ihr merkantiles Intereſſe von dem der Literatur trennen? daß, je tiefer die letztere deteriorirt wird, deſto tiefer auch der Buchhandel in Verfall geräth? daß ein honettes Publikum das Schlechte nicht, ein verderbtes endlich gar nicht mehr kauft? . . . Wenn die Men-

ſchen überhaupt einſehen werden, daß der Vortheil des Ganzen immer auch der höchſte und ſicherſte jedes Einzelnen iſt.

Man ſieht und bedauert an den beſſeren modernen Büchern wie Bildungen, daß ſie überſudelt ſind. Wie vieles Gute, eigener Entwickelung fähig, liegt im Keime in ihnen, und kann nur, überſchüttet vom Wuſte des Fremden, überjagt vom Triebe nach Zwecken, nicht zu ſich ſelbſt kommen! An Menſchen mache ich dieſe Bemerkung ſo oft; neulich machte ich ſie wieder an Roſenkranz's Pſychologie.

On oublit — ſagt Bonald in ſeinen Betrachtungen — ce qu'on sait, et jamais ce qu'on sent. Und — frage ich dazu: ce qu'on pense?

Jeder wahre Gedanke trägt das Univerſum in ſich, und keiner ſpricht es aus.

Jeder Betrachtende glaubt ſich im Mittelpunkte, und alle Betrachtungsweiſen Anderer erſcheinen ihm als Radien, die zu ſeinem Centrum führen. Wenn nur Jeder dieſes wüßte und bedächte, ſo möchte es immerhin dabei bleiben!

Der Kettenträger. Roman 1796. . . . Die unfruchtbare Dialektik über Freiheit oder Nicht-Freiheit iſt es nicht, worauf es ankommt. Sie hängt auch mit der

Hauptſache nicht ſo zuſammen, als es vielleicht dem Verfaſſer ſelbſt ſchien. Ueberhaupt iſt die Erſcheinung nicht ſelten, daß denkende Menſchen ihre Geſinnung mit ihrem Gedankengange ſelbſt verwechſeln. (Spinoza? ſelbſt Kant?) Der Kern iſt: daß dem Menſchen jedes Hilfsmittel, jede Krücke genommen, ja der Boden unter ſeinen Füßen weggezogen werde, daß er ſomit rein auf ſich ſelbſt reduzirt ſei. Die ganze Energie dieſer Denkart zu begreifen, dazu wird genauere Bekanntſchaft mit dem Ernſte des Lebens gefordert, als ſie den Meiſten eigen iſt. . . . Merkwürdiges Buch in Erfindung, Behandlung, Vortrag.

Es läßt ſich nachweiſen, daß Paracelſus einen guten Theil ſeiner wiederaufgelebten Beliebtheit den Vorſtellungen zu danken hat, die durch Goethe's Fauſt in die Gemüther gekommen ſind.

Die Leſenden wollen zuletzt doch nur gehätſchelt ſein; und, genau beſehen, hat der Dichter, der gefallen will, die Aufgabe, den gemeinen Empfindungen ſchöne Worte zu leihen. (Sentimentalität, Schadenfreude ꝛc.) Von meinen Schriften bemerkte ich, daß diejenige Beifall fand (zur Diätetik der Seele), welche der menſchlichen Schwäche ſchmeichelt. Die, welche ſtutzig gemacht werden wollen, welche man corrigiren oder erheben darf, ſind ſchon ſelten und ausgezeichnete Leſer.

Wer Alles in ſich zu faſſen ſtrebt, muß indifferent und oberflächlich erſcheinen; wer hervorragen will, muß einſeitig ſein.

Hat das Wort nicht faſt zu viel Intelligenz in ſich, um recht eigentlich Stoff und Organ für eine Kunſt (Poeſie) zu ſein? Ja, wenn wir, wie die Griechen verſtünden, es ganz eigentlich zu verkörpern, in Geſtalt zu verwandeln! Wer innig fühlt, was Kunſt iſt und ſoll, möchte gewiß lieber meißeln oder malen als Verſe drechſeln. Man mag nicht ſchwätzen, man möchte bilden, ſchaffen!

Ein ſcharfer und feſter Blick auf Leben und Wiſſen in der Epoche, in welcher wir jetzt leben, offenbart beſonders zwei Zuſtände. Im Leben kommen mehr als je alle Fragen, die ſonſt Prärogativ der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit waren, zur Sprache und werden lebhaft diskutirt; im Wiſſen häuft ſich der Stoff, geiſtiger wie empiriſcher, in's Ungeheure und iſt kaum mehr zu überſehen. In erſterer Beziehung hört man mit Vergnügen in allen Kreiſen der feinen wie der mehr cordialen Converſation, die für die Geſellſchaft wie für den Einzelnen wichtigſten Punkte ventiliren, muß aber nur zu oft mit Mißvergnügen bemerken, daß ein geſetz- und richtungsloſes Hin- und Widerreden den Knoten nur immer feſter ſchürzt und zu keinem Ziele führt. Es iſt ein peinigendes Gefühl für den Denkenden und unbefangenen Hörer, bemerken zu müſſen, wie oft zwei rechtliche, verſtändige, ſelbſt über die Sache, welche ſie

verhandeln, wohlunterrichtete Menſchen ſich vergebens abmühen, einander verſtändlich zu werden, und — nicht Recht zu haben, ſondern das Rechte zu finden. Was die Wiſſenſchaft betrifft, ſo wird durch das ſich in ihr häufende Detail und die ſich immer vermehrenden neuen Anſichten, die auf die vorhandenen keine Rückſicht nehmen, das Chaos immer größer ſtatt ſich zu lichten, und eine zweite babyloniſche Epoche ſteht uns bevor.

Wie iſt nun dieſen beiden Uebelſtänden, im Intereſſe des Fortſchreitens der Menſchheit abzuhelfen? Einzig dadurch, daß man eine einfache, in ſich geſchloſſene, leicht zu überliefernde, das Erfahren, Denken und Sprechen erſt zu ihren Zwecken führende, aber leider von den Philoſophen der neueſten Zeit, zu ihrem eigenen Nachtheil, vornehm vernachläſſigte Wiſſenſchaft wieder zu Ehren bringe. Und dieſe Wiſſenſchaft heißt: Logik. Die vielen Was, um welche man im Leben fruchtlos herumdisputirt, werden ſich alsbald an die rechte Stelle ſetzen, wenn man weiß, wie man zu disputiren hat, und dieſes Wie lehrt die Logik. Die Details des Wiſſens, die Dunkelheiten der Probleme werden ſich lichten, wenn man jene zu ordnen, wenn man dieſe gehörig feſtzuſtellen weiß; und dieſes Ordnen, dieſes Feſtſtellen lehrt die Logik. Was vor ihrem Richterſtuhle nicht beſtehen kann, iſt, für den menſchlichen Gebrauch, verwerflich, — und was fürchten muß, verwerflich befunden zu werden, ſucht ihren Richterſtuhl zu verdächtigen. Schmeichle ſich Niemand mit einem Wahne ſchrankenloſer Erkenntniß! „Das Abſurde iſt ſchrankenlos, die Wahrheit hat Grenzen" — iſt das Wort eines tiefblickenden Mannes. Unſere Zeit

ſucht das Ziel zu hoch; nicht im unendlich Fernen, nicht im unendlich Leeren liegt es; es liegt in unſern eigenen Kräften; aber kennen müſſen wir dieſe Kräfte, und üben müſſen wir ſie, und dieſe Kenntniß, dieſe Uebung gibt die Logik. Was nützt der kraftvollſte Schlag, wenn er den Kopf des Nagels nicht trifft? Und darum wiederhole ich: in der Logik liegt unſer Heil.

Man ſchreit über Formalismus, über eine pedantiſche, unpopuläre, mühſame Vorbereitung für praktiſche Zwecke! Warum beklagt ſich denn Niemand über die Rechenkunſt? Rechnen iſt auch mühſam zu lernen, iſt auch mechaniſch, iſt auch ein Formalismus, und doch muß man es lernen, um im Leben praktiſch fortzukommen, und Jeder dankt den Erziehern, die es ihn lehrten. Logik iſt auch ein Rechnen; nur mit Begriffen ſtatt mit Zahlen; nur viel intereſſanter in ſich ſelbſt, nur viel umfaſſender in der Anwendung. Sie iſt ihrer Natur nach Formalismus und kann und ſoll nichts Anderes ſein. Populär kann ſie nur durch verſtändlichen Vortrag und durch Beiſpiele werden.

Das vergeſſe man nie: das Denken lehrt die Logik nicht; wir denken, indem wir ſie lernen, indem wir (auch unlogiſch) disputiren u. ſ. f.; aber die Geſetze des Denkens lehrt ſie, und dieſe geben unſerem Denken Selbſtbewußtſein, unſerem Lernen Halt, unſern Fragen Sinn, und unſern Disputen eine letzte Inſtanz, deren wir ſo dringend bedürfen.

Kunst.

Unſere Zeit hat die Naivetät verloren. Naivetät aber iſt die Grundlage aller Kunſt, — ſowohl zum Hervorbringen als zum Genießen.

„Die Zeit der Kunſt iſt vorüber. Unſere Zeit macht andere Forderungen; und dem Künſtler bleibt nichts übrig, als, indem er dieſe Forderungen befriedigt, die Kunſt gleichſam nebenbei einzuſchwärzen...“ Iſt der Vorderſatz wahr, ſo iſt es die Folgerung nicht. Die Kunſt kann ſich keinen, ihr fremden Forderungen bequemen, und wer es ihr und der Zeit zugleich recht machen will, wird es mit beiden verderben. Es bleibt alſo dem Künſtler nichts übrig, als: die Zeit (d. h. den Beifall) oder die Kunſt (d. h. die Produktion) aufzugeben oder zu ſuspendiren.

Der Künſtler, der blos die Natur nachahmt, hat vor dem, der aus dem Gedanken heraus operirt, allerdings noch immer den Vortheil voraus, daß er die Gedanken der Natur gleichſam mit in den Kauf erhält. Freilich aber beſteht eben das Eigentliche der Kunſt darin, daß ſie Gedanken des Menſchen verkörpert und dieſen Stempel den Objekten der Natur aufprägt!

Man muß nicht vergeſſen, daß in der Aeſthetik „das Natürliche" nicht „das baare Wirkliche", ſondern „das in der Möglichkeit Wahre," d. h. den Geſetzen der Natur und des Geiſtes Gemäße (nicht Widerſprechende) zu bedeuten hat.

Der große Styl der Alten beſteht darin: blos das Weſentliche, aber auch alles Weſentliche zu bringen. (Sophokles Tragöd.) Das gibt ihren Werken das Gepräge der Naturnothwendigkeit, und, bei aller Individualität, jene ſymboliſche Allgemeinheit, welche, wohlverſtanden, das Ideale ausmacht.

„Ich ſchreibe dir weitläufig, weil ich nicht Zeit habe, mich kurz zu faſſen." Wie viel mehr fordert es, ein reiches Detail zu beſiegen, als ſeine Armuth mit hundert Lappen zu behängen!

Objektivität ſoll nie was anderes bedeuten, als: das Vermögen, die Objekte rein aufzufaſſen; ſo wie Subjektivität: die Eigenſchaft, ſtets etwas von unſerem Subjekte in ſie hineinzutragen. Sei es im wiſſenſchaftlichen Forſchen, künſtleriſchen Darſtellen oder lebendigen Verkehr. Der Idealismus und Skeptizismus begünſtigen die Subjektivität, indem ſie davon durchdrungen ſind: daß es keine Wahrheit als unſere innere Konſequenz gebe, und daß wir ewig nichts ergreifen und darſtellen können als uns. Ein freierer Blick aber überzeugt uns bald: daß gerade in der Gabe, das All abzuſpiegeln und auszuſprechen, der Rang und die Herrlichkeit des Menſchen vor allen Creaturen be-

gründet ſei. Je höher man ſich ausbildet, deſto mehr bemerkt man an ſich ſelbſt, wie man lernt, gegen alle Dinge gerecht zu ſein, und auch ſich als Theil eines Ganzen zu begreifen. Das Letzte, wozu der Denker gelangt. Die freie Reſignation (amor Dei intellectualis des Spinoza) iſt der Triumph der Objektivität. Wer möchte ſolche Palmen für die ſchnöde Anbetung ſeines Subjekts, zum Frohne des Egoismus, hinopfern?

Es zweifelt alſo kaum ein Vernünftiger, auf welcher Seite das Rechte ſei. Wenn ich aber in einem Aufſatze (über lyr. Dichtkſt.) das Subjektive in Schutz nahm, ſo hatte ich dazu meine Gründe in Zeitverhältniſſen. Ein inhaltloſes Ergötzen am Konterfeien äußerlicher Dinge iſt, wo möglich, noch fruchtloſer, als die ewige Wiederholung unſerer ſelbſt: und wird unſer Inneres nur beharrlich gebildet und geläutert, ſo tritt endlich von ſelbſt jene Harmonie von Geiſt und Welt, von Subjekt und Objekt ein, welche das Höchſte iſt.

Darin muß man, glaub' ich, einig ſein: daß eine neue Kunſt nur vom Individuellen und Charakteriſtiſchen anfangen könne.

Die nothwendigen Geburtswehen ſind niemals zu vermeiden, und müſſen ertragen werden.

Ob alle Beſtrebungen einer angeregten Nation oder Menſchheit (in Wiſſen, Thaten u. ſ. f.) in einer Kunſt endigen?

Der Dichter wirkt, z. B. im Luſtſpiele, ſittlich, nicht nur inſofern er ſittliche Charaktere und Verhältniſſe hinſtellt, oder, indem er poſitiv ſittliche Maximen, ausſpricht, oder — als Dichter überhaupt — inſofern alle Dichtung durch Gemüthserhebung die ſittliche Capacität erweitert, — ſondern auch, indem er das Menſchliche in ſeiner Schwäche genetiſch begreifen, alſo mit Billigkeit anſehen lehrt; worin die Humanität beſteht.

Der Dichter veredelt die Menſchen gleichſam durch eine Hinterliſt. Er ſcheint ihren Neigungen zu ſchmeicheln, und reinigt ſie.

Der Dichter verräth, auch der objektivſte, die Stufe und Art ſeiner eigenen Bildung; theils durch das, was er ſagen läßt, theils durch das, was er darſtellt, — denn ſo erſcheint ihm die Welt.

Der Roman iſt eine poetiſche Form. Er ſoll alſo vorzugsweiſe dasjenige darſtellen, was durch die Mittel, welche dieſer Form zukommen, beſſer dargeſtellt werden kann, als durch die jeder andern. Man kann ſagen: Die Lyrik drückt aus, das Drama vergegenwärtigt, der Roman erzählt. Nun ſind aber Zuſtände am beſten auszudrücken, Handlungen zu vergegenwärtigen, Begebenheiten zu erzählen. An Zuſtänden intereſſirt uns am meiſten das Individuum, das ſie erlebt, an Handlungen die Cha-

raktere, in welchen ſie begründet ſind, an Begebenheiten dieſe ſelbſt in ihrer tiefern Bedeutung. So beiläufig ſehe ich dieſe Dinge, und das iſt in nuce meine Theorie. Mag ſich übrigens der Dichter in jedem Bezirk jedes Stoffes bemächtigen, der ihm beliebt: wenn er ſich deſſen nur wahrhaft bemächtigt. In der Poeſie iſt die Behandlung Alles. Es gibt hierin unglaubliche Beiſpiele. Salvandy bewältigt die Geſchichte ſelbſt, und läßt ſie, wie ſie iſt; Goethe bringt im Drama das innere menſchliche Leben, faſt ohne das, was man Handlung nennt; Raphael macht das reinſte Bild aus dem unfläthigſten Gegenſtande (Vulk. und Pallas).

Der Dichter leiſtet etwas Ideales, und dieſes kann nicht real taxirt werden; in dem Zuſtande nämlich, in welchem die Staaten bis jetzt ſind. Doch iſt es ein ähnlicher Fall mit dem Prieſter. In einem vollkommenen Staate müßte freilich auch dafür geſorgt ſein, daß das ächte Genie in jeder ſeiner Beſtrebungen durch äußere Sicherſtellung gefördert würde. Denn ohne Behagen keine Produktion. Freilich, wer beſtimmt, wo ächtes Genie ſei? und gar poetiſches? Jede andere Kunſt hat eine beſtimmtere Sphäre in praxi; die Dichtkunſt fließt mit der Bildung überhaupt zuſammen, und gewährt dem Dilettantismus am meiſten Spielraum. Im Ganzen bleibt es wohl beim beſten Rath: Der Dichter ſuche mit der Welt, wie er kann, fertig zu werden. (Verſe machen iſt das elendeſte Handwerk. Solchen Lumpen ſoll der Staat für den Müßiggang zahlen?)

Der ſogenannte gemeine Verſtand und die höchſte Ausbildung führen, obzwar mit verſchiedenen Mitteln, zu denſelben Endurtheilen. In der Mitte zwiſchen beiden liegen alle Grade des Halben und Verkehrten, woran die Welt leidet, alle die wechſelnden Geſchmäcke und Thorheiten der Mode und der Einſeitigkeit.

Ueber Kunſtwerke iſt, was das Weſentliche betrifft, alles Reden und Streiten zuletzt ein Gezänk de lana caprina, in's Blaue hinein. Wohl läßt ſich über ein Rechnungsexempel (ſo auch über die Kompoſition eines gegebenen Kunſtſtoffes) zu einem Urtheile gelangen; aber Wahrheit und Schönheit, die Grundlage und die Vollendung, wollen empfunden ſein; und was hilft es, wenn ich entzückt ausrufe: Welch' liebliches Grün! und mein Nachbar ſagt kopfſchüttelnd: Beſter, das iſt ja gelb!? — Darüber muß man ſich zuerſt verſtanden haben, ehe man ſtreitet. Mein Nachbar findet Bilder und Ausdrücke eines Dichters treffend, die ich abgeſchmackt finde; und bleibt kalt bei dem, was mir die höchſte Schönheit iſt. Was hilft es da, uns theoretiſch abzuquälen? Wir werden einander nie überzeugen.

Man gefällt ſich am beſten in dem, was man nicht völlig kann. Hier liegt etwas Höheres zu Grunde. Man hat den Inſtinkt-Trieb, es völlig bewältigen zu wollen, was man durch beharrliche Uebung können wird.

Der reichhaltigſte Stoff zu allen Tragödien und Komödien und tragikomiſchen Romanen, — das ewige Thema bleibt wohl: Das Verhältniß des klaren Menſchen in der Welt zu der Bornirtheit und dem Egoismus der übrigen!

Das Porträt macht inſofern die Grundlage der Hiſtorien-Malerei, als wahre und charakteriſtiſche Köpfe für ſie unentbehrlich ſind. Jeder Künſtler fängt doch von der Welt an, in der er lebt.

Die Wahrheit kann äußerlich ſein oder innerlich. Die Charakteriſtik wohlwollend oder mißwollend (Karikatur). Die ſogenannte Verſchönerung: elegant oder ideal. Das Idealiſiren trifft die Intention, die in jedem Individuum liegt, nur durch die Verhältniſſe getrübt iſt. Die Menſchen ſind gleichſam nicht ſie ſelbſt. Und ſo konnte Ariſtoteles einen Maler tadeln, „daß er die Menſchen darſtelle, wie ſie ſind.“

Der ächte Porträtmaler ſtellt das Individuum hin, wie es in ſeinem beſten Momente, wenn es ſich unbeachtet glaubt, erſcheint. Ohne Oſtentation, nicht dem maleriſchen Effekte geopfert.

Die Natur hat kein Syſtem. Wo der Menſch eines aus ihrem Stoffe bildet, da wendet er die Organiſation ſeines angebornen Denkvermögens auf ſie an. Zeigt dieſe Anwendung Uebereinſtimmung, ſo iſt die möglichſte Objektivität erreicht. Man kann aber nicht einmal überhaupt ſagen, daß die Natur dem Geiſte geſetzlich entſpreche; dies

iſt nur theilweiſe der Fall; den ſittlichen Poſtulaten entſpricht ſie z. B. nicht; und was der Geiſt ſonſt von der Natur ausſagt, ſagt er, ſeinen Organen gemäß — aus; hierin bleibt immer der Idealismus im Rechte. Es muß alſo heißen: Der menſchliche Geiſt iſt geeignet, einen Leitfaden für die ihm zugängliche Sphäre der Natur aufzufinden.

Oedipus in Theben, das Vorbild von ſogenannten Schickſalstragödien? glaubt Ihr, daß Sophokles das Wort ſeines großen Vorgängers: „Wer that, muß leiden" — nicht verſtanden habe? Der Dichter ſchreibt das „Räthſel des Lebens" hin, wie er's von der Rolle der Muſe herablieſt. Wie Ihr es löſt, kümmert ihn nicht. — War nicht Oedip's unſelige Haſt, die blinde, ſtets dem Gedanken voreilende That, ſein Schickſal? Hätte das Orakel ſich erfüllt, wenn er im entſcheidenden Momente, „da, wo die Wege ſich theilen," beſonnen geweſen wäre? Iſt nicht vom Dichter überall, in jedem Zuge, ſein Schickſal zum Voraus — in ſeinem Charakter gezeichnet? Sagt es ihm nicht Kreon ſelbſt: „Ein Herz, wie Dein's, iſt ſeine Rache ſelber?" Haben ſeine Aeltern nicht dadurch den Schickſalsſpruch erfüllt, — daß ſie ihn glaubten? Hätten ſie, ſtatt es im Gebirge auszuſetzen, ihr Kind zu mäßigem Wollen erzogen, ſo wäre er nie eingetroffen. So läßt ſich, wenn moraliſirt werden muß, mit offenbar beſſerem Rechte moraliſiren. Und iſt die Sühnung in Kolonos nicht die beſte Darſtellung der Müde eines von heftigen Stürmen erſchütterten, der Ruhe eines durch Einſicht endlich geläuterten Charakters?

Wieland, der unnachahmliche, der Berlin, Paris und Athen in ſich repräſentirt, drückt in ſeinen trefflichen Noten zum Horaz, ſeinen Werth als Erklärer ſelbſt am beſten aus. „Ein Dichter — ſagt er — iſt vielleicht glücklicher, einen andern Dichter zu errathen, als Kunſtrichter, die ſo voll Metaphyſik der Kunſt ſind, daß alle Concreta des Dichters durch eine Operation, die ihnen mechaniſch geworden iſt, ſich in ihrem Kopfe in Abſtrakta verwandeln.“

Goethe! was würdeſt du zu dem Unheil ſagen, das du unabſichtlich angerichtet! Welche Nichtigkeit, welche Verkehrtheit unter deinen Verehrern! welche Rohheit unter deinen Gegnern! Kann denn dieſes Volk nie ſeine Meiſter erkennen?

Statt Goethe's Gegner durch Verſe und Deklamationen zu bekämpfen oder ihnen durch leere Elogen Goethe's in die Hände zu arbeiten, ſcheint es nützlicher, nachzuforſchen, was einer ſolchen Polemik zu Grunde liegen mag. Abgeſehen von den allgemeinern, in Zeit- und Volksverhältniſſen wurzelnden Motiven, habe ich bei unbefangener, wiederholter, ſorgfältiger, vergleichender Beobachtung Folgendes zu weiterem Nachdenken anregend bemerkt:

Gegner Goethe's ſind:

1) Rohe Menſchen, die ſich, ihm gegenüber, wie in ſeiner Geſellſchaft, genirt und gewiſſermaßen beſchämt fühlen.

2) Einſeitige, Bornirte, denen ſeine Univerſalität ihre Beſchränktheit fühlbar macht, oder als Charakterloſigkeit, wohl auch Oberflächlichkeit erſcheint.

3) Oberflächliche, die in ſeinen Werken zu wenig Unterhaltung finden.

4) Junge soi-disants Genie's, denen die Ironie, mit welcher er auf ſeine eigene, jugendliche Genie-Epoche lächelnd zurückſah, als Pedantismus und als Verneinung ihres Werthes erſcheint.

5) Literaten, welche, um originell zu ſein, das Abſurde behaupten, oder, um ſelbſt bedeutend zu werden, das Große kleiner gemacht wünſchen.

6) Frömmler, denen weniger ſeine freie, helle Denkart ein Aergerniß iſt, als die Züge einer tiefen, geiſtvollen Religioſität, die der ihrigen zum Nachtheile ſprechen.

7) Streng ſittliche und rechtliche Menſchen, die in ſeiner, Alles gelten laſſenden Objectivität eine allzuweite Toleranz, eine Verführung zum Indifferentismus ſehen. Hieher ſind auch Frauen zu zählen, die ſich durch Darſtellung einzelner laxer Verhältniſſe verletzt und für immer abgeſchreckt fühlen.

8) Sehr ſyſtematiſche, logiſche Köpfe, denen die poetiſch-ſkeptiſche Allgemeinheit, mit welcher Goethe wiſſenſchaftliche Probleme behandelt, mißfällt; hiezu kommt, daß er an mehreren Orten die Mathematiker und Fachgelehrte direkt angreift.

9) Freiſinnige patriotiſch- (meiſt edel-) denkende Männer, welche ſich gewöhnt haben, den politiſchen Standpunkt als den einzig wichtigen und rechten zu betrachten und Jene, die es nicht ſo halten, für Frevler zu erklären. Hiezu kommt der Umſtand, daß Goethe Miniſter eines deutſchen Hofes war und die Anekdötchen von ſeinem Ariſtokratismus.

In dieſe Klaſſen und ihre Kombinationen dürften ſich ſo ziemlich die meiſten von Goethe's heftigen Tadlern bringen laſſen.

Diejenigen, welche nicht Bildung genug haben, überhaupt ein Urtheil von Goethe zu fällen, oder welche ſich der Meinung Anderer aus Parteiſucht oder blindlings der Mode anſchließen, kann man nicht als Gegner Goethe's bezeichnen.

Man begreift leicht, wie Goethe für ſo Viele, z. B. für Rahel eine Art Orakelkoran werden konnte. Er hat in einem langen Leben Alles konkret und rein aufgefaßt; nach und nach erlebt Jeder das Einzelne davon, findet ſich erſtaunt an irgend einer Stelle mit ſeinem Gefühle wieder, und möchte rufen: „wie? auch das kennt er?“— Denn es war immer ein Hauptbeſtreben Goethe's, auch das Widerſprechendſte an irgend einem Orte gelten zu laſſen.

Als Goethe ſang: „nur die Lumpe ſind beſcheiden“ (welch' ein Loſungswort für ſo viele Ehrliche!), wußte er noch nicht, daß er bald der ärgſte Lump werden würde. Denn wer war beſcheidener, behutſamer, unentſcheidender in ſeinen Aeußerungen, als Goethe, der graugewordene?

Was, im moraliſchen Sinne, Leſſing von ſeinem Nathan ſagen durfte: „einem Volke, das dieſes Stück liebt, ſei Glück zu wünſchen“ — daſſelbe darf, in demſelben

Sinne. Grillparzer vom „treuen Diener ſeines Herrn" negativ wenden und kühn ſagen: „ein Volk, dem dieſes Stück mißfällt, das es belächeln kann, iſt zu beklagen." Denn es iſt ein entartetes Volk, ein Volk, das die ewige Regel der Völker verloren hat.

Molière, Myſanthrop. Handlung, ganz aus dem Konflikte der Charaktere. Kein Monolog im ganzen Stücke. Kein Charakter ändert ſich; was nicht zuſammengehört, ſcheidet ſich durch die Kataſtrophe aus, wie bei einem chemiſchen Prozeſſe. Das iſt der ächte Menſchenfeind; eine Stufe niedriger, wie bei Kotzebue u. dgl. — iſt man ein Narr; eine Stufe höher, wo man verzweifelt, iſt man kein Menſchenfeind mehr. Daß alle Frauenzimmer ſich in Alceſt verlieben, iſt ein guter Zug. Er iſt der Mann. Die Kritik über Oront's Verſe (I. 2.) paßt immer. Immer Natur und Gefühl des Wahren den poetiſchen Schulen und Moden gegenüber.

Von Novalis kann man ſagen: er denke mit der Fantaſie und fühle mit dem Kopfe.

Lenau. Savonarola. Der Eingang, einfach, eigenthümlich, läßt das Beſte erwarten. Bald aber zeigt ſich, daß dem Dichter der Begriff von einer „Erzählung" gänzlich abgeht. Auch der Charakter des Helden erklärt ſich nicht. Die Theilnahme wird theils vorausgeſetzt, theils

gefordert, nie erregt. Ein tieferes Eingehen auf Geſchichte und angedeutete Zeitanſichten zeigt ſich nirgends. Ein gewiſſer intoleranter, mönchiſcher Vandalismus wird dem heitern Leſer, zumal dem, der Kunſt und Leben liebt, unangenehm. Das lyriſche Gezwitſcher von Blüten, Quellen, Büſchen u. ſ. f. in den ernſteſten Momenten wird dem gefühlvollen Leſer wahrhaft ärgerlich. Doch liegen in dieſer Sphäre die Schönheiten des Gedichtes.

Leben.

In das „Nach dem Leben" läßt ſich Alles hineinphiloſophiren: Das Räthſel liegt im „Zuvor" — wodurch erſt Jenes Halt gewänne. Wie durch die willkürliche Begattung zweier Individuen, die jetzt geſchehen kann, jetzt nicht, — ein Ich ſeine Entwicklung in dem, was wir Zeit nennen, beginne, — was es mit der Monas in allen vorigen Zeiten für ein Bewandtniß gehabt, — da ſitzt es. Die Erinnerung kommt eben erſt in dieſem Leben zur Entfaltung. Freilich! und die immer wachſende Zahl der Ich's, — ihre fortſchreitende Bildung, — die ſterben müſſenden Kinder, — die Blöden, die Wahnſinnigen, — hier beißt es untertauchen in die Nacht der Unendlichkeit, oder feſthalten am Strahl des Glaubens: Wir ſind nun einmal; das iſt klar, und iſt Alles, für uns: mögen wir zuſehen, wie wir zu beharren, was wir aus uns zu geſtalten vermögen!

Das Werden iſt und bleibt die Nuß der Philoſophie. Was hat ſich in uns verwandelt? (Individuation, Beſeelung.)

Wenn ich betrachte, was ich geſchrieben habe, ſo erſtaune ich jedesmal zu ſehen: wie wenig ich im Stande war, mich ſelbſt auf's Papier zu bringen. Es geht wohl Jedem ſo; bei mir kommt die allgemeine, und meine be-

ſondere Unfähigkeit, das Geiſtige auszuſprechen, und eine gewiſſe hypochondriſche Unluſt, die, indem ſie mir das Vergebliche vorhält, jene Unfähigkeit noch ſteigert, zuſammen.

Vorſtellungsweiſen — und was iſt unſer Wiſſen mehr? — können nicht werthgebend ſein. In unſeres Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Es kommt nicht darauf an, welche wir bezieh'n, ſondern was wir d'rin thun, — und nebenbei, wie wir uns mit unſeren Nachbarn vertragen.

Wie viele Namen, Zahlen, Anſichten, Ausdrücke, ja ganze Syſteme beherbergt der Kopf eines ſogenannten gebildeten Menſchen! Welche Maſſe von Wiſſen haben Bücher und geſelliger Verkehr ihm überliefert!... Und, wenn nun die Stunde der Prüfung, der ächten, unbeſtechlichen Selbſt- und Lebensprüfung, kommt — wie wenig von all jenem beſteht! Wie wenig kann er ſein nennen, ſo daß es ihm frei, völlig und bleibend zu Gebote ſteht!— Da zeigt es ſich, daß nur das Leben, und was man ſelbſt daran entwickelt, wahrhaft fördert.

Das größte und unſchätzbarſte Gut des Menſchen beſteht doch zuletzt im Beſitze und Gefühle ſeiner ſelbſt. Wer es, auch nur für kurze Zeit, vermißt, und ſodann wieder gewonnen hat, — nur der kennt ſeinen ganzen Werth, und wird mit allen Kräften ſeines Daſeins ringen, es nie zu verlieren. Kein Wiſſen, kein Glauben, keine äußere Macht

keine Geltung, keine Verbindung, keine Illuſion kann es erſetzen, keine Verkennung kann es rauben. Der es in ſich hat, nimmt es mit ſich in alle ferneren Beſtimmungen ſeines Daſeins hinüber; er iſt für ſie reif, wie er es für die jetzige war; denn dieſes Gefühl iſt zugleich die Kraft und das Licht ſeiner Wirkſamkeit, — ewig thätig und leuchtend, wie die ewige Kraft und das ewige Licht, deſſen Ausfluß alles Einzelne iſt. Nicht vergebens kann der gelebt haben, — qui visit et vidit et vignit...

Jeder Menſch iſt doch im Innerſten zuletzt — Menſch. Dieſen Menſchen eines Jeden, aus den individuellen Verhältnißknäueln herauszuwickeln und zu fördern, iſt die ſittlichſte Aufgabe.

Das homo sum etc. hat tiefere Konſequenzen, als die einer allgemeinen Theilnahme, die auch dem oberflächlichen Blicke nicht entgeht. In jedem Menſchen, den man inniger verſtehen lernt, findet man Stücke des eigenen Selbſt wieder; und das erſchafft eine Sympathie, welche näher als jene Theilnahme verbindet.

Wer recht auf ſich merken und ſich in den feinſten Fältchen ſeines Innern nicht vor ſich ſelbſt verheimlichen gelernt hat, der hat einen Schlüſſel zu Vielem, was nie in der Welt ausgeſprochen wird, und doch alle Triebfedern der Welt bewegt. Es ergeht uns eben Allen ſo ziemlich gleich, und wir erleben in uns das Nämliche, und

werden auf ähnliche Weise dadurch bestimmt. Und dieses Bestimmtwerden ist eben das humanum nemini alienum; das Selbstbestimmen (die Gegenwirkung darauf) freilich ist der Vorzug ungemeiner Menschen.

Freiheit? Nothwendigkeit? Es ist nothwendig, daß sich der Mensch für frei halte! wenn er Mensch sein soll. Wozu also das viele Reden?

Man ändert sich im Gange des Lebens weit mehr als man glaubt. Es ist schwer, das zu fühlen, weil man sich nicht in den zurückversetzen kann, der man nicht mehr ist. Aber es kommen Momente, wo dieser Gewesene auftaucht; und namentlich gibt manchmal das Verhältniß zu andern Menschen plötzlichen Aufschluß. Sich selbst in allem Wandel am wenigsten zu vermissen, bleibt ein Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Jeder Mensch wird wiedergeboren. Es tritt die Epoche ein, in welcher er selbst über sich und sein Verhältniß zur Welt zu denken anfängt. Er wird mündig; und diese geistige Wiedergeburt ist kaum minder bestimmt bezeichnet als die erste Geburt des Leibes.

Alle menschenfeindlichen Deklamationen von Menschen haben etwas Lächerliches und Anmaßendes. Sie

müſſen wenigſtens in der Form „wir Menſchen ſind“ u. ſ. w. gegeben werden.

Demjenigen, der, wie jener Gelehrte, ſagen würde: „die Menſchen theilen ſich in zwei Klaſſen; ſolche, welche gehängt werden, und ſolche, welche verdienen gehängt zu werden,“ — muß man erwidern: zu welcher zählen Sie ſich?

Man muß gut unterſcheiden: den Mißmuth des Vernünftigen über die herrſchende Schalheit, — und den des Narren über die wachſende Vernünftigkeit in der Welt.

Freude daran, Vieles lächerlich zu finden, drückt Mißwollen, — gar nichts lächerlich finden, drückt Beſchränktheit aus.

Was den Menſchen von der ganzen übrigen Natur ſcheidet und befreit? der Zwieſpalt ſeines Weſens, die Kraft, ſich zu verläugnen.

Jeder Menſch hat auch ethiſch eine ihm zukommende, eigenthümliche Form. Sich dieſe zur Erkenntniß und ſodann zur Darſtellung zu bringen, iſt eine große und unerläßliche Aufgabe. Pflicht und Wahrheit in abstracto haben freilich weder Form noch Farbe; ja ſie entfernen, ihrem Begriffe zufolge, den Menſchen vom Individuum, von

ſich ſelbſt. Aber die Art, in welcher ſich beide im Menſchen manifeſtiren, iſt völlig individuell, und für den, der ſolche Manifeſtationen je geſehen und beobachtet hat, ein entſcheidender Beweis für die Identität und höhere Perſönlichkeit des menſchlichen Einzelweſens. (Kant, Goethe, Marc Aurel, Schiller, Byron o. w. i.)

Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenſchlichen? Gewiß, es gibt geborne Menſchen, wie es geborne Poeten gibt. War nicht Marc Aurel Einer?

Nicht vom Verſtande, noch weniger vom Gefühle, nur vom Willen müßte die höhere Erziehung anheben. Jener beiden geben nur Form und Reſſort, dieſer allein einen Inhalt.

Was iſt erforderlich, damit eine Kryſtalliſation, — eine bleibende, geſetzliche Bildung — gelinge? Vollkommene Auflöſung des zu Bildenden im Bildungselemente und Ruhe während der Bildung.

Man ſollte faſt denken, Erziehung durch Menſchen ſei unerreichbar, weil zu viele incalculable Momente mitwirken, und das Individuelle obendrein incalculabel iſt. Doch muß ſie möglich für Menſchen ſeiu, weil ſie Aufgabe für Menſchen iſt. Verhält es ſich mit der Heilkunſt anders? hat ſie's nicht auch mit Individuen zu thun?

Doch ist sie zu allgemeinen Gesetzen gelangt, denen sie das Individuelle subsumiren gelernt hat. Freilich ist diese Subsumtion ein Akt, der viel fordert. Das mag auch bei der Erziehung so sein.

Aus Jedem kann sich nur entwickeln, was die Natur in ihn gelegt, aber daß es sich entwickle, daß es sich geordnet, ohne Verlust, entwickle, — das ist so gewiß in die Hand der Kunst gegeben, als sie ja auch Thier- und Pflanzenkeime neben der Natur zum Leben zu erziehen gelernt hat.

Begabte Jünglinge muß man nicht zu sehr hofmeistern oder gar negiren, wenn man nicht in ihnen einen heimlichen, also nur um so anmaßenderen, Stolz erregen und nähren will. Ueberhaupt ist ein abgenöthigtes, demüthiges Wesen immer Ursache und Symptom inneren Dünkels.

Nur der Jugend nicht durch Rath zu helfen suchen! Erfahrung und Wissen sind nur für den mittheilbar, der erfahren hat und weiß. Das Beispiel, die Thatsache ohne alles Beiwerk von Räisonnement, ist, nebst der ursprünglichen Anregung, Alles, was man hier geben kann.

Das Wichtigste, aber auch Schwierigste, bei jeder Art Erziehung, Bildung u. s. f. ist: das Verhältniß zwischen dem Besondern und Allgemeinen. Eine allgemeine Zweckvorstellung muß freilich schon im Anfange mitgetheilt werden oder gegeben sein, weil sonst statt einer Bahn

nur ein ſchwankendes Herumtappen möglich wird. Aber das Allgemeine, in ſeiner Ganzheit und Beſtimmtheit, muß ſich immer erſt aus dem Beſondern, Individuellen entwickeln, weil es ſonſt nicht wahr, nicht lebendig werden kann. So geht die rechte Bildung in den Wiſſenſchaften, in der Dichtkunſt, in den übrigen Künſten, im Leben des Einzelnen und in den Verfaſſungen der Staaten und Gemeinden vor ſich. Das iſt aber eben die Aufgabe, — für jede Bildung das nothwendige Allgemeine zu beſtimmen, welches als maßgebend den individuellen Entwicklungen vorangegeben ſein ſoll. Dieſe Aufgabe wird durch die innige Durchdringung von Theorie und Praxis häufig (z. B. in der Heilkunſt) ſehr erſchwert. Der Schüler ſoll den allgemeinen Begriff von „Fieber" haben, um das Fieber in concreto zu erkennen; er kann aber den allgemeinen Begriff nur gewinnen aus der concreten Anſchauung. Auf dieſem wichtigen Verhältniſſe beruht der Werth jeder Staatsverfaſſung; das Prinzip: „geſetzliche Freiheit" iſt bei jeder dasſelbe; keine aber kann ſich die beſte nennen, weil bei jeder concrete Verhältniſſe mitzuberückſichtigen ſind. Große Geſinnungen, Gedanken, Anſichten, Syſteme, haben nur Werth, wenn ſie Reſultate vielfacher Bemühungen im Kleinen und Einzelnen ſind.

Oft habe ich mich ſcharf beobachtet und gefunden: auch bei unwölkteſtem Kopfe iſt der Gedanke rein und frei, wie Etwas, das, von Außen bedrängt, ſich unendlich,

unverletzbar, zurückzieht. Nur die Wirkung iſt ihm gehemmt; er kann gleichſam nicht empfunden werden.

Energien (der Erfahrung zufolge), die träge (vis inertiae), die zähe, die ſtille, die feſte, beharrliche, die ſtoßweiſe, die duldende, die zarte, die wilde, die heitere, die, welche mehrere dieſer Kriterien in ſich vereint.

Ein Anderes ſind die einzelnen Vermögen in ihrer Potenzirung: Verſtand, Wille, Fantaſie u. ſ. w. „Energie" als Geſammtausdruck, bezieht ſich auf das Reſultat aus ihnen und Anderem, oder auf die individuellſte, ihrem Urſprunge nach unbekannte, dem lebendigen Weſen eingeborne Kraft.

Wenn Charakter (wie Hardenberg ſagte) ein vollkommen gebildeter Wille iſt, ſo kann kein Zweifel bleiben, worauf es bei der Charakterbildung eigentlich ankomme. Der Verſtand, von den erſten Gründen beſtimmt, wird durch die folgenden vielleicht umgeſtimmt; das Gefühl, durch den erſten Eindruck bewegt, unterliegt eben ſo leicht einem zweiten, ihm widerſprechenden. Alſo Wille ohne, oder gegen, Verſtand und Gefühl? Gewiß nicht; die Aufgabe bleibt eben, ihn biegſam ohne Schwäche, kräftig ohne Starrheit zu machen. Der innere Menſch iſt doch zuletzt nur Einer; Eine Kraft. Dieſe Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu ſtärken, — das iſt es, was Noth thut.

Ueber die Stimmung durch Tageshelle habe ich neulich eine lebhafte Erfahrung gemacht. Die Lampe, die in meinem Schlafzimmer des Nachts brennt, brannte ſehr hell. Ich erwachte und wußte nicht, welche Zeit es war. Gewohnte nächtliche, meiſt ernſte, ja düſtere Gebilde nahmen Beſitz von meiner Fantaſie und verjagten den Schlaf. Da ſchlug die Uhr fünf, und ich erkannte, daß, was ich für Lampenſchein gehalten, ſchon Tageshelle war. Augenblicklich veränderte ſich meine Stimmung; dieſelben Gegenſtände, die mich eben verdüſtert, erſchienen im heiteren Lichte, und ich hatte wieder Muth. Ich empfand dieſe Veränderung wie einen Ruck im Gehirn.

Es gibt kühlende Gedanken, wie es erhitzende gibt. Das Verhältniß iſt nicht wie das der fröhlichen und traurigen; beide können beides ſein.

Eine gerührte Stimme iſt wie das Abendroth oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt ſchöner, wie überzaubert, erblicken.

Wie die gedeihliche Thätigkeit beſchaffen ſein müßte? nicht übertrieben (a. der Dauer, b. der Anſtrengung, c. der Haſtigkeit nach); nicht invita Minerva; abwechſelnd (a. mit Raſt, b. mit den Gegenſtänden.).

Mit der Leidenſchaft möchte es immerhin angehen,— wenn ſie nur commenſurabel wäre.

Es gelingt nur dem geiſtig kräftigen und ſittlich durchgebildeten Menſchen, in ſich eine gewiſſe Stille zu bewahren, die, ſelbſt während bewegter Momente und Epochen, wie der Punkt des Archimedes, noch eine Stätte für die Betrachtung bietet; die dem Sein das Denken zugeſellt, welches die wahre Glückſeligkeit des Menſchen ausmacht.

Sich etwas Gutes anzugewöhnen, ja ſich dadurch zum Guten zu gewöhnen, wird ſo ſchwer nicht fallen; aber ſich den alten Fehler abzugewöhnen, — das iſt ſchwerer, als ſich's Jener denkt, der die menſchliche Natur nicht kennt.

Das Publikum ſchmäht und klagt über die Aerzte. Die Kranken aber wiſſen oder bedenken nicht, wie ſehr ſie ſelbſt, durch Eigenſinn, Vorurtheil, Leidenſchaft, Widerſpruch, die Aerzte in ihrem Urtheilen und Handeln verwirren — und verderben.

Das Leben hat nur inſofern einen Werth und eine Bedeutung, als wir ſie ihm geben. Das iſt das Weſen und Inſiegel des Geiſtes, daß er ſchaffe, daß er produktiv ſei. Und das iſt das Vorrecht des Menſchen unter den Geſchöpfen, daß er ein Leben des Geiſtes leben könne.

Dieſes Vorrecht aufgeben, — das iſt der eigentliche Materialismus in Leben, Kunſt und Wiſſen. Es zu üben, iſt der Stämpel des Genius, des ſittlichen, künſtleriſchen, philoſophiſchen. Der Geiſt wirkt und bildet, einem Ideale gemäß; was ſein ſoll, nicht was iſt, ſchwebt ihm als Zweck ſeines Daſeins vor. „Wenn kein Gott wäre, wir müßten uns einen ſchaffen," — zu dieſem Worte trieb ihn, ſelbſt im feſſelloſen Drange der Anarchie, ſein eigener Inſtinkt. „Wenn keine Tugend wäre, — konnte er eben ſo wahr ſagen, — wir müßten ſie erſinnen, ſollen wir nicht vergebens Menſchen geweſen ſein!" — Und iſt es mit der Glückſeligkeit anders? Macht ſie nicht jeder Menſch ſich ſelbſt? Mit dem Schönen anders? Nimmt es das ſchaffende Genie aus der gemeinen Wirklichkeit? Iſt nicht alles Große — Dichtung? Nur wer dichtet, lebt. — Forſchet alſo immerhin den Geſetzen der Natur, als ſolchen, mit ſelbſtverläugnender Treue nach — vergeßt aber dabei nicht auch dem verläugneten Selbſt, in einem andern Gebiete, ſein Recht wieder zu gewähren; gebet dem Geiſte, was des Geiſtes iſt! Strebe der Menſch, welcher dieſes Namens würdig ſein will, zu bewähren, daß er es iſt, — indem er ein geiſtiges Leben bethätigt, in Tugend, Dichtung oder Gedanken, eine eigene Welt ſich ſchaffend, in deren Mittelpunkte eine Perſönlichkeit, und nicht ein Ding, ſich waltend offenbart!

Es kommen im Leben manchmal Zuſtände, die ſich, mit einer kleinen Modifikation, typiſch wiederholen. Man

könnte ſie Keime des Lebens nennen. Solche Keime ſind oft förmliche Sentenzen, denn ſie ertheilen Lehren im Symbole.

Faſt in jedem Menſchenleben gibt es Momente oder Ereigniſſe, in welchen, wie in Keimen, ſeine ganze Zukunft vorgebildet iſt, und die man als Symbole dieſes Lebens betrachten kann. Einem alldurchdringendem Auge müßte eigentlich jeder Moment eines Lebens ſo erſcheinen; denn in jedem prägt ſich aus, wie ein beſtimmter Menſch die Welt auffaßt und gegen ſie reagirt, und hierin liegt ſein Geſchick; — aber glücklich, wer ſich ſelbſt, auch nur Einmal, in einem ſolchen Momente offenbar wird.

Was iſt die Vergangenheit? du ſelbſt. Nichts aus ihr vermagſt du feſtzuhalten; nichts iſt mehr für dich, als die Keime, die ſie in dein Weſen legte, und die mit dieſem ſich allmälich entwickelten und verſchmolzen. Was iſt die Zukunft? für dich — nichts als du ſelbſt. Sie kann dich uur angeh'n, in ſo weit es deine Aufgabe iſt, dich ihr zuzubilden. Erinnern und Hoffen in jedem andern Sinne iſt Täuſchung eines Traumes; ſich ihr hinzugeben — Hätſcheln des Gefühls.

Das Gemenge von Luſt und Schmerz im Labyrinthe des menſchlichen Lebens iſt — menſchlich zu ſprechen — ein Symbol der göttlichen Abſicht. Ohne Leiden bildet ſich kein Charakter, ohne Vergnügen kein Geiſt. Der Menſch ſoll alſo wohl an Beiden reifen. So auch die Menſchheit.

Wer kann den Schmerz der Trennungsgedanken ſchildern — der Trennung von Jenen, mit welchen wir wahrhaft das Leben durchlebt haben? Den Schmerz deſſen, der nur Ein ſolches Gemüth auf Erden ſein nennen kann? Den Schmerz des Abſchiedes, der tauſendmal vor dem wirklichen Abſchiede Beider Innerſtes jammervoll zerſchneidet? Den Schmerz des Einſamen, Gealterten, der Niemanden mehr finden kann, ſein Leben noch Einmal mit ihm vom Anfange an durchzuleben! — Und doch, wenn die Thränen, die dieſe Seelenqual uns auspreßt, halb zu trocknen anfangen, — wie iſt uns, als ob ein Engel von uns geſchieden wäre! Wie gleichgiltig, kalt, öde, erbärmlich erſcheint uns die Welt! Iſt das nicht die hörbare Stimme Gottes, daß die Liebe von oben ſei, nach oben trachte, und daß der Menſch für dieſe Liebe beſtimmt ſei?

Wenn wir die Augenblicke des Vergnügens, der Seligkeit analyſiren, ſo iſt ſie, wie alle menſchlichen Zuſtände, doppelter Zuſtand (homo duplex) ein Vergeſſen ſeiner ſelbſt; ein völliges Beſitzen ſeiner ſelbſt; ein erhöhtes Daſein, ein dem Daſein Entrinnen. Ein Widerſpruch, wie der Menſch, — und kein Widerſpruch! denn, was man vergißt, ſind die Feſſeln, und was man erhöht empfindet, iſt die Freiheit des Lebens.

Jeder Rückweg ſcheint weit ſchneller und kürzer, als der Hinweg ſchien. So auch das Altwerden. Man kann

es nur dadurch um dieſen Schein betrügen, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt.

Die menſchliche Seele kann es ſich nicht verhehlen, daß ihr Glück doch eigentlich nur in der Erweiterung ihres innern Beſitzes beſtehe. Frage ſich jeder Gebildete aufrichtig: wann er ſich wahrhaft glücklich gefühlt habe? nur in jener herrlichen Zeit jugendlicher Entfaltung, da mit jedem Tage ſeinem Geiſte neue Welten ſich aufthaten, neue Sphären des Gedankens. Je älter man wird, deſto ſparſamer werden dieſe Eindrücke; die Erde hat zuletzt doch nur ein beſchränktes Terrain für die Erkenntniß, und nur ſelten noch beſeligen den bejahrten, mit ihr bekannt gewordenen Mann einzelne, neu auftauchende Wahrheiten. Muß er ſich nicht am Ende nach einer andern Welt ſehnen, die ſeinem gereiften Geiſte neue Aufgaben verheißt?

„Man rühmt ſich der Ruhe — hörte ich ſagen — ach! und die bittern Erfahrungen des Lebens haben uns ſtatt ihrer nur die Gleichgiltigkeit gegeben!“... Ich verſtehe den Vorwurf dieſes Seufzers nicht. Allerdings iſt Ruhe — Gleichgiltigkeit über manche Dinge, deren geringen Werth wir erſt einſehen lernten. Was dachte man ſich für eine Ruhe neben leidenſchaftlichem Begehren? Gegen das Beſte macht uns keine Ruhe gleichgiltig. Nur in der Heftigkeit verkannten wir es.

Das Leben weist Jedem mit einem eiſernen Stabe ſeine Bahn. Wohl dem, der den Stab ſieht, und ſeiner Richtung mit ernſtem Schritte folgt, und nicht wartet, bis der ſchwere Stab mit unabſchüttelbarem Gewichte ſtrafend auf ſeinem Rücken liegt.

Das Hauptergebniß, das die zunehmenden Jahre dem Menſchen bringen, iſt: ein geändertes Verhältniß des relativen Werthes der Dinge zu ihm. Was ſeiner Sehnſucht, ſeinem Glauben, ſeinem Streben einſt wichtig erſchien, ſieht er nun theilweiſe in Schein zerfließen, und immer mehr lernt er die Wichtigkeit deſſen begreifen, was er einſt für unbedeutend und klein geachtet hatte.

Das Leben ſelbſt (oder die eigene Perſönlichkeit) iſt eines dieſer Dinge, an deren relativer Werthſchätzung man ein Beiſpiel dieſer Verſchiedenheit hat. Wie leicht erſcheint dem Jüngling, — wie ſchwer dem Greiſe, ſeine Wichtigkeit, ſein Verluſt!... Im Gegenſatze das eigene Wiſſen — wie groß Jenem, — dieſem wie klein!

Wähne nicht, daß die Betrachtung oder die Lehre oder die Begeiſterung dich, von obenher, beſeligen können. Du ſelbſt, von Innen heraus, mußt dich hinauf arbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterling, weil ſie den Nektar der Blumen gekoſtet hat; ſondern ſie nährt ſich vom Safte des Honigs, weil ſie Schmetterling geworden iſt.

Witz, Heiterkeit, die Macht des Lächerlichen, — ein unschätzbares, ein unentbehrliches Element im Ganzen der menschlichen Bildung. Wo es mangelt oder vergessen wird, macht sich Dünkel, Beschränktheit, Pedantismus falsche Größe geltend. Warmes, reines Gefühl, mit Witz, der es von jeder Uebertreibung läutert, und so nur stets mehr in sich kräftigt, was mag man Schöneres wünschen? Witz zeigt die ächte Größe des Menschen, weil die aufgeblasene nicht vor ihm besteht. Heiterkeit endlich, die in der Stimmung des Gemüthes ist, bleibt ein freies, dir selbst zustehendes Trostmittel, wo Trostgründe nicht mehr ausreichen. Wer wollte nicht versuchen, ob es zu erschaffen sei.

Nur dem vertrau' ich völlig, nur der imponirt nachhaltig, der über sich zu lächeln fähig ist.

„Zersetzend" ist ein gutes Wort für den verneinenden, polemischen Verstand. Was im Ganzen aufgefaßt, harmonisch und vollkommen wirkt, — zerfällt, in seine Einzelheiten zersetzt, oft freilich in ganz ungenügende Elemente. Dieser Verstand wirkt also oft wahr, aber ungerecht.

Ein stetes Wiederkehren auf den rechten Weg, ein beständiges Anfangen, — mehr hoffe der Stärkste nicht von sich, und verzage nicht, wenn er sich in diesem Zustande gewahrt.

Dämmerung iſt Menſchenloos — und Menſchenſtandort in jeder Beziehung. Auch dem ſittlichen Menſchen iſt nichts gefährlicher, als die ſchwüle Mittagsſonne des Glückes, der behagliche Zuſtand müßigen Beſitzes. Es iſt der Zuſtand der Verſuchung, ſo gut wie ſein Gegenbild: die Nacht des Unglücks; und wer das gelernt hat, wird, ſtatt über den Urſprung des Böſen zu grübeln, mit tiefer Bewunderung der Vorſehung, in den beſten Tagen die Erinnerung der ſchlimmſten, im Lärm der Freude den geheimnißvollen Warneton des Schmerzes ſelbſt hervorrufen.

Gedanken ſind die Nahrung, Gefühle die Atmoſphäre des geiſtigen Lebens. Ohne ſie kann es nicht beſtehen. Fantaſien ſind ſeine Genüſſe, Willensakte (Volitionen) ſeine Kraftübungen. Ohne ſie kann es nicht gedeihen. Sein Zweck iſt Fortſchritt, der des körperlichen nur Selbſterhaltung.

Mit Entzücken möchte man manchmal alle Schelme umarmen, wenn man diejenigen betrachtet, welche die Welt rechtſchaffen nennt!

Nichts ſtraft die ewige Gerechtigkeit mit ſolcher Freudloſigkeit, als das Mißgönnen fremder Freude.

Soll man in Lagen die du ja längſt vorher wußteſt und durchſchauſt — dich ſtaunen ſehen und wimmern hören wie den Pöbel der Menſchen? du haſt gelebt und g e-

ſehen; was willſt du mehr? erwarte ruhig, bis man dich ruft.

Die „ſtärkeren Vorſtellungen" in der Seele ſind es die das Glück oder den Troſt des Menſchen ausmachen, ſo wie ſein Elend. Ihr Auftauchen und Verſchwinden in ſeine Gewalt zu bekommen, — ſeine Aufgabe, wenn er nicht verzweifeln will.

Seine Seligkeit in ſich zu haben! immer und überall ſein Glück in ſich!... Gibt es ein anderes Glück? Ueberall und immer gibt der Gedanke Stoff zum Selbſtgeſpräch, die Dichtungskraft Bilder, das Daſein Raum für Gefühle, für ein reines Wollen!

Thörichtes Preiſen und Beneiden unbewußten Glückes!... Nur im Geiſte kann das Glück gefunden werden, da es ſelbſt nur ein Begriff iſt. Wer je den dumpfen Zuſtand ſinnlichen Behagens mit dem Gefühle geiſtiger Klarheit in der Erfahrung vergleichen lernte, weiß, daß es ſich hier nicht um ein Wortſpiel handelt. Jenes Beneiden trifft (meint) eigentlich nur das Unbewußtſein des Unglück's, welches letztere ja auch nur ein Begriff iſt. Fleht alſo zu den Göttern nur um Helle des Geiſtes und laßt ſie des Uebrigen walten!

Das iſt das Merkmal, durch welches der gemeine und der höhere Menſch von einander unterſchieden ſind: daß Jener ſein Glück nur dann findet, wenn er ſich ſelbſt vergißt — dieſer, wenn er zu ſich ſelbſt wiederkehrt, ſein ſelbſt innig genießen kann. Jener, wenn er ſich verliert, dieſer, wenn er ſich beſitzt.

Beiden mag der Tod eine fröhliche Botſchaft ſein; denn er befreit Jenen von ſeinem quälenden — und führt Dieſen zu ſeinem reinen, eigentlichen Ich.

Der Beweinende wiſſe, daß er wieder beweint wird, der Belachende, daß man ihn wieder belacht, der Betrachtende, daß er wenigſtens durch Klarheit befriedigt wird.

Nur immer das helle Auge vom Kleinen weg, feſt auf's Große, Ganze gerichtet! Wer keinen Blick für die unendliche Natur ſich abzugewinnen weiß, hat an ſeiner eigentlichen Vergangenheit einen Spiegel, der ihm Geſchichte predigen kann, wenn er hören mag. Und wer ſich geſchichtlich geworden iſt, der iſt ſich klein geworden; und es kann ſich in ihm der Sinn für's Große aufſchließen.

Nur immer das alte Gebet: „ein reines Herz und große Gedanken!"

Wie wahr ſchrieb Rahel, „daß man plötzlich alt wird!“ oder nur weniger paradox — wie fühlt man, ehe man ſich's verſieht, daß man alt geworden iſt! Weg ſind alle Illuſionen, alle Seligkeiten, alle Kräfte der Jugend, — bar und bloß ſteht man da, weiſe und ohnmächtig, feſtgewurzelt in der Erde, die Einem keine Nahrung mehr gibt, — wie der alte Baum im Winter, der ſeine nackten Zweige traurig zum Himmel ſtreckt.

Es iſt unſittlich, nur ſeine Gefühle — ſelbſt die moraliſchen — zu hätſcheln; es führt zum Verderben. Man muß grauſam und unerbittlich gegen ſich ſein lernen, wenn man an ſich glauben, wenn man ſich achten lernen will.

Präge dir nur das tief und unauslöſchlich ein und habe es täglich in der Seele: „Warum klagſt du? warum forderſt du, was nun einmal, wie du ſchon einſehen gelernt haſt, nicht gefordert werden darf? Warum heißeſt du nicht deine Empfindlichkeit, deine Anſprüche ſchweigen?“ Die ſchönſten Lehren ertheilſt du dir in deinen Vormerkungen, — und wenn du dich ſelbſt daneben hältſt; wie dann? gehätſchelt willſt du ſein! das iſt's.

Es gibt eine Beſchränktheit des Gefühles, die nicht über ihre Sphäre hinaus fühlen kann, ſo gut wie eine Beſchränktheit des Verſtandes, die nicht über ihre Sphäre hinaus denken kann Iſt es nun wahr, daß beim Weibe

das Gemüth, wie beim Manne der Verſtand den Hebel zu Allem bietet, ſo wüßte man, wohin bei der weiblichen Erziehung zu wirken wäre.

Gefühlsbornirtheit iſt faſt noch ſchlimmer als die des Verſtandes. Sie gibt den rechten, eingefleiſchten Egoismus. Was iſt es, als Nichtmitgefühl?

Jeder höher gedachte Verein tendirt (bewußt oder unbewußt) dahin, ſich ſelbſt entbehrlich zu machen (Staat, Kirche, M.) ꝛc.

Die Schriftſteller entwickeln meiſt viel mehr Verſtand, wenn ſie die Gedanken ihrer Gegner, als wenn ſie ihre eigenen analyſiren.

Wenn man analyſiren gelernt hat, findet man zuletzt, daß die wenigen einfachen Grundzüge der menſchlichen Natur unter tauſend Formen, Beziehungen und Umhüllungen, im ganzen Getriebe des Lebens immer erkennbar ſind, und gleichſam das Hauptgerippe dieſes lebendigen Körpers, die Elementarzahlen des großen, arithmetiſchen Syſtems und aller ſeiner Combinationen darſtellen. Den Menſchen, als ſolchen, aus allen Verkleidungen herauszufinden, iſt die Aufgabe, — leichter und ſchwieriger, als man denkt.

Wenn ſich, in ſchweren Stunden des Ringens, das Gefühl der Pflicht: Menſchenliebe, — und das Ergebniß der Welterfahrung: Menſchenverachtung, in deinem Buſen bekämpfen, — dann rette dich die innige Empfindung: daß auch du Menſch biſt, wie ſie; daß auch du von ihnen geduldet werden, und dich dulden mußt, wie ſie.

Das Genie bedarf und verdient kein Lob. Es hat ſich nicht ſelbſt hervorgebracht. Wohl aber verdienen Fleiß und ſittlicher Werth Anerkennung und Ruhm. So wird es in einem vollkomm'neren Zuſtande der Menſchheit gehalten werden. Man wird die Naturkräfte dankbar benützen, und den Triumph der menſchlichen feiern. Man wird die Homere genießen und den Ariſtiden Denkmale bauen.

Wohlthaten, Almoſen, Freundlichkeit, Nachſicht ſind nur ſehr dürftige Supplemente wahrer Sittlichkeit. Ja, es gibt viele Menſchen, welche durch dieſe oſtenſiblen Aeußerungen der Tugend ſich von den höheren Pflichten der Rechtlichkeit, von der wahren, inneren Tugend: der Geſinnung, gleichſam loskaufen zu können glauben. Sie paſſiren im Leben, in der Sozietät für die Guten, — aber Gott ſieht die Herzen. Die wahren Wohlthaten ſind die, durch welche Wohlthaten entbehrlich gemacht werden.

Es gibt nicht leicht etwas Verkehrteres, als die Klage gewiſſer zarter Seelen: daß man ihnen die Begeiſterung

für etwas durch's Zergliedern raube. Es gibt doch wohl etwas der Begeiſterung Würdiges, was alſo jede Zergliederung aushält? nun gut! ſo wird die ächte Begeiſterung durch jede Enttäuſchung nur näher gerückt, und wird, wenn ſie den rechten Gegenſtand gefunden hat, erſt recht in ſich vollendet, feſt und innig ſein. Und geſetzt, es gäbe Nichts, was die Probe aushält, — wer möchte ewig in der Täuſchung leben, und ein Sklave des Vergänglichen ſein?

Freilich, auch die Zergliederung muß ächt ſein, und dem Gefühle geben, was des Gefühles, dem Verſtande, was des Verſtandes iſt.

Einige Menſchen montiren ihren Verſtand ebenſo, wie andere ihr Gefühl oder ihre Fantaſie, ja ihren Willen.

Die Erſten ſind die männlichen Nachbeter Hegel's, die weiblichen Rahel's; die zweiten Schwärmer; die dritten Fantaſten, ſei es im Leben oder in der Poeſie; die vierten werden zu jenen heroiſchen Karikaturen, zumal in der Politik, deren beſtändiges Ankämpfen eine fruchtloſe Poltronnerie darſtellt.

Sowohl die Lobpreiſer als die Tadler des ſogenannten einfachen Menſchenverſtandes mögen darauf bedacht ſein, den geſunden Menſchenverſtand von dem gemeinen Menſchenverſtande wohl zu unterſcheiden. Jener weigert ſich keineswegs, das Höhere anzuerkennen, das dieſer mit engbeſchränktem Egoismus verkennt und verläugnet.

Nicht das abſtrakte Denken allein, auch das Fühlen und Wollen faſſen wir in der Idee der Geiſtigkeit zuſammen. Dieſes Drei in Einem, ein uns unbegreiflich Gegebenes, ſind wir genöthigt, auch im Ideale der Geiſtigkeit — in Gott vorauszuſetzen. Darauf iſt die Idee der Perſönlichkeit Gottes, darauf die einer perſönlichen Fortdauer gegründet. Das iſt der Vater (das Fühlen), der Sohn (das Wollen), und der Geiſt (das Denken). Das Ideal des Schönen, des Guten, des Wahren. Unerforſchlich iſt dieſe Einheit. Sind doch ſchon die intellektuellen Gefühle im Menſchen unerklärlich. Platon muß etwas Aehnliches gedacht haben, da er ſagte: „Die nicht vorübergehende Freude wird vom Verſtande ſelbſt, als eine der Erkenntniß und Tugend (Wollen) zu ihrer Genugſamkeit unentbehrliche Beimiſchung hervorgebracht, und gehört demnach zu der Natur des Ewigen.“

Würden wir ſagen, das Denken mache den Vorzug des Menſchen aus, wenn wir nicht fühlten, daß es ihn ausmacht? Woher dieſe wunderbare Erſcheinung, daß unſer ganzes Weſen von Vorſtellungen, von Gedanken, ja von Ideen bewegt wird?... Gehören dieſe Erfahrungen, die wir in uns zu unſerem Leide und zu unſerer Tröſtung machen, — die auf jeder Stufe der Kultur gemacht werden, der körperlichen Organiſation an, weil ſie in ihr ſich offenbaren? So wenig als das Denken. Gehören ſie aber zum Denken? So wenig als das Wollen. Ehre und pflege doch jeder, der Menſch heißen will, ſeine

Gefühle und ſein Gewiſſen, — dieſe geheimnißvollen Abzeichen eines höhern Urſprungs, zugleich mit der Vernunft — dem heiligen Winke einer höhern Beſtimmung!

Nichts iſt wahrer, als daß die ächteſte Wahrheit deines Gemüthes getrübt wird, wenn du ſie anders als durch That und Daſein, wenn du ſie durch Worte mittheilen oder gar vertheidigen willſt. Das Wort, die rohe Waffe des Streites, iſt ein viel zu grobes Werkzeug für den Stoff des Geiſtes. Wie du dich darauf einläſſeſt, verlierſt du die Gewalt über deinen eigenen Gedanken. Es iſt immer etwas Bedingtes an Allem, was man ausſpricht, und kein Redender hat völlig Recht. So iſt auch die Tugend, die Religion und das Schöne nur dein, ſo lange du nicht um ſie worteſt; und ſo ſcheint alles Höchſte ſich den geſchloſſenen Tempel des menſchlichen Innern zum allgemeinen Wohnſitze gewählt zu haben.

Nichts hat der ächten Moral und Religion ſo ſehr geſchadet, als das Moraliſiren und Predigen; nichts der Philoſophie mehr, als die eitle Spekulation; nichts der ideellen Entwicklung mehr, als das Idealiſiren. Je mehr man öffentlich dieſe höhern Gegenſtände verhandelt und wiederholt, deſto gewiſſer kann man ſein, Indifferentismus gegen ſie zu erzeugen, — wie ſchon Kotzebue bemerkte, daß das viele Kirchenbeſuchen in ſeiner Kindheit ihn irreligiös gemacht habe. Keine Deklamation wird die Richtung

einer Zeit oder eines Volkes ändern. Je mehr man ſich mit Beweiſen und Reden abmüht, deſto mehr wird der Gegner rufen: eitle Phraſen! — Man lehrt ihn ſelbſt, das Höhere herabzieh'n und verachten, indem man es ihm aufdringt. Ja man begibt ſich durch voreilige Profanirung zu einer unempfänglichen Zeit, vor einem unempfänglichen Publikum, derjenigen Mittel, welche dieſe höchſten Angelegenheiten bei Empfänglicheren gefördert hätten. Nicht zu Ueberzeugenden gegenüber iſt Schweigen das einzige Angemeſſene. Ruhiges Handeln nach der eigenen Ueberzeugung iſt hier das Einzige, wovon noch Wirkung zu hoffen iſt. Das iſt einer der großen und wichtigen Grundſätze, welche die Geheimhaltung ſittlicher und höherer Zwecke von Altersher wünſchenswerth erſcheinen ließ.

Alle Wirkung iſt nur wahr und ächt, ſo lange ſie keinen Namen hat. Mit der Nennung ſchwindet der Zauber. Das Weſen der Lehre Chriſti war getödtet, als das Chriſtenthum entſtand; die Lehre Kant's, im Grunde doch nichts als der angewandte Grundſatz der geſunden, prüfenden Vernunft, hat ausgewirkt, als ſie Kritizismus genannt ward; ja die Sittlichkeit ſelbſt leidet unter dem Namen der Moral und des Moraliſchen. Ausgeſprochen — iſt getödtet. Merke dieſe Maxime, wer wahrhaft wirken und wohlthun will!

Ethiſches Problem: die höhern Gefühle, welche Natur im Menſchen an die Liebe der Geſchlechter geknüpft

hat (wohl zu ſondern vom reinen Gefühl des Wohlwollens)... wohl nur teleologiſch zu begreifen: zur Entwicklung des wirklich höhern Gefühls (ſ. Platon: Gaſtmahl). Ein Beiſpiel, wie Natur beſtändig die Extreme, das Höchſte und Niedrigſte, in einander ſchlingt.

Der (wie Kant richtig nachweist) irrigen Anſicht: daß Tugenden ein Mittleres zwiſchen je zwei Laſtern ſeien, liegt die wahre zu Grunde: daß jedem Laſter irgend eine Tugend entgegengeſetzt ſei.

„Was ſchadet doch die ſchöne Freude, die Ihr Sünde nennt, der Welt? Worin liegt das Laſter an der Liebe? worin das Verbrechen an der Menſchheit, das wir begeh'n, wenn wir die kurze Spanne dieſes ſchalen und traurigen Lebens durch einen frohen Rauſch zu verträumen ſuchen?..." In der Ertödtung des moraliſchen Sinnes, der die Wurzel aller übrigen Tugend iſt. Dieſer langſame Mord des guten Prinzipes in Euch ſelbſt und Andern iſt die Sünde gegen den heiligen Geiſt.

„Und was nützt, wem nützt die Enthaltſamkeit, die mein Leben verödet?"... Daß ſie die Selbſtbeherrſchung fördert, welche die Wurzel aller übrigen Tugend iſt; daß ſie höhern, vorher nie geahnten Freuden Raum gewährt, die nun in den gereinigten Tempel deiner Welt einziehen.

„An ſeiner eigenen, ſittlichen Veredlung arbeiten — ganz gut! aber hat der Menſch nichts anderes zu thun? Entzieht er ſich nicht durch dieſen ethiſchen Egoismus der Welt?“

Seine ſittliche Arbeit fängt eben damit an, daß er ſeine Pflichten erfülle. Fürchtet alſo nicht, daß er ſie verſäumen werde!

„Wenn er aber nun mit ſeiner Selbſtbearbeitung fertig, wenn er der Menſch iſt, der er ſein ſoll, — was dann?“

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume der Erde nicht in den Himmel wachſen! aber ſei es! dann erſt wird er berufen ſein, auf Andere zu wirken, die Welt zu verbeſſern.

„Und wenn nun die ganze Menſchheit ihrem ſittlichen Ideale zugeführt wäre, wenn ſie wäre, was ſie ſein ſollte, — was dann? was dann?

Wartet geduldig ab, ob ihr erlebt, was Euer Vorwitz mit der Elle eures Geſichtskreiſes mißt! denkt euch immerhin fertig, — was ihr noch nicht angefangen habt, — vielleicht beginnt dann erſt das große Werk, wozu im unbegreiflichen Ganzen der Dinge der Menſch berufen iſt, — der Menſch, untauglich, wie er iſt, ſich erſt tauglich machen ſoll!

Beſſer aber, ihr früget nicht, wie faule Knechte thun, — ſondern ginget an's Werk, da es doch nichts anderes zu ſchaffen gibt, was Befriedigung, ja was Troſt gegen Verzweiflung gewährt!“

Es iſt nicht genug, ſeine Pflichten zu erfüllen; man muß ſie als Pflichten, — aus Pflichtmaxime — üben. Weder Thaten noch Kenntniſſe ſind geiſtiger Beſitz des Menſchen; nur ſein Wollen iſt es.

Durch den Willen iſt er Perſon und Genoſſe des Geiſterreichs, Mitanſprecher der Unſterblichkeit.

Menſchen, deren ſittliche Forderungen eine kategoriſche Strenge, ein Letztes und Unbedingtes ausſprechen, ſind nur zu oft diejenigen, die dieſen Forderungen, ja ſelbſt geringeren, am wenigſten genügen. Dagegen ſolche, die ihre Forderung bedingt ſtellen, Nachſicht und Billigkeit für das Menſchliche mit in Anſchlag bringend, vermuthen laſſen, daß ſie es ernſtlich meinen, daß ſie das Höchſte verſucht und wieder verſucht haben, und es wohl eher leiſten werden, als Jene. Daß übrigens das Ideal, als ſolches, durchaus anerkannt werden muß, verſteht ſich für die Vernunft eben ſo von ſelbſt, als es für den Verſtand klar, und für das Herz genügend bleibt, daß jede Annäherung an das Ideal erkannt und anerkannt werde.

Nichts iſt moraliſch unwirkſamer, als die Uebertreibung des Moraliſirens; ja es wird nichts gewiſſer das Gegentheil vom Bezweckten bewirken. Wenn man z. B. das Unglück des Reichthums ſo grell ſchildert, daß der Reiche lächeln muß, — ſo wird der Hörer ſelbſt das Wahre daran nicht glauben.

Hieher gehört beſonders die von Dichtern u. a. ſo oft grell gemalte Qual des Gewiſſens. Man bedenkt nicht, daß das Gewiſſen entwickelt ſein muß, um deutlich zu ſprechen. Den Guten, wenn er gefehlt hat, quält das Gewiſſen, den Gemein-Schlechten nicht. Der Mittelmäßige tröſtet ſich beim Anhören der gräßlichen Schilderung mit ſeinem: „Gottlob! ſolche Qualen ſpür' ich nicht!" und wird in ſeiner Mittelmäßigkeit beſtärkt.

Ganz gewiß! das unvermeidliche Reſultat der höchſten Aufklärung iſt: Apathie. Hier hilft nur die Idee der Pflicht, die ein ſelbſtgeſchaffenes Objekt des Gefühles iſt.

Der Ehrgeizige gibt mir einen beſſern Begriff von ſeinem Gefühle, als von ſeinem Verſtande. Derjenige fühlt immer noch edel genug, den es mehr nach Ehre, als nach ſtofflichem Beſitze treibt; aber gedacht hat er noch nicht weit, — ſonſt würde er entdeckt haben, wer die Ehre gibt, und was an ihr iſt.

Wenn man auf die modernen deutſchen Publiziſten Acht gibt, ſo gewahrt man, daß es ſie charakteriſirt: das eigentlich Richtige und Gute zu verkennen, und das Halbe und Mittelmäßige mit einer unendlichen Wichtigkeit zu behandeln. Halb und mittelmäßig ſind ſie ſelbſt; es iſt ein unklares Geſchwätz, ein Geſalbader, das klingt, als ob's was wäre, und iſt nichts; ein wichtig thuendes Nichts.

„Sich zu ſich ſelbſt erheben," — „ſich geſchichtlich werden" — Ausdrücke für das tröſtliche Gefühl, daß ein unzerſtörbares Weſen in uns lebt, das nach und aus allen Lagen und Stimmungen immer wieder wenigſtens für Augenblicke obenauf gelangt iſt und gelangen wird, — und wäre es nach dem längſten Augenblicke, — dem irdiſchen Leben. An dieſen großen Ueberblick, an dem Alles nur vorbeigeht, kann ſich glücklicher Weiſe der Menſch halten; dazu iſt er organiſirt.

Wahrheit in den Weltlebensverhältniſſen? Ich lüge täglich; mag man wenigſtens aus dieſem Bekenntniſſe ſehen, daß ich wahr bin.

In der Welt — wahr? was würde ſie dazu ſagen? Wer ſie kennt, lächelt über einen ſolchen Anſpruch; wer ihn machte, hat ſie und ſich nicht gekannt. Wer iſt denn mit ſich ſelbſt wahr? und dieſer Anſpruch iſt doch giltig.

Der vollendete Schein läßt ſich nur durch das Sein erzielen.

Wenn man B.'s durchaus muſterhafte Repräſentation zergliedert, ſo findet man beiläufig

gegen Höhere Achtung mit dem Ausdrucke des Selbſtgefühls:

gegen Gleiche: wenn ſie gebildet ſind, — Repräſentationsloſigkeit (man könnte ſagen Humanität); wenn ſie ungebildet ſind: Höflichkeit;

gegen Geringere: Anſtand, mit dem entſchiedenen Ausdruck von Güte.

Reine Auffaſſung und geſonderte Behandlung der Verhältniſſe als Fundament der Sozialität (Galanterie, Neigung, Liebe, Ehe, Dienſt, Freundſchaft u. ſ. w.).

Es iſt eine eben ſo gewöhnliche als irrige Phraſe, daß ſich zwar Liebe nicht, wohl aber Achtung erzwingen laſſe. Ganz umgekehrt: Liebe läßt ſich allenfalls durch unbedingt liebenswürdiges Betragen, auf eine Weiſe erſchmeicheln, der nicht ſo leicht irgend Jemand zu widerſtehen vermag. Achtung dagegen iſt ein Gefühl, das nur ſehr wenige Menſchen, nur Menſchen, welche ſelbſt achtungswürdig ſind, einem Andern zu zollen vermögen. Es erfordert einen weit höheren Grad ſittlicher Kultur, als er in der Menge vorauszuſetzen iſt. Sei der Mann ſo achtenswerth als er wolle — nie wird er die rohe, gleichgiltige, egoiſtiſche, zerſtreute Maſſe zwingen, ein Gefühl in ſich zu erwecken, das ihr fremd, und noch dazu läſtig iſt.

Achten? kein gemeiner Menſch vermag zu achten. Wenn Jemand im Rufe iſt, von der Menge geachtet zu

werden, ſo rechne man darauf: er wird nur gefürchtet und beneidet.

Achtung übt denn auch, ſelbſt wo ſie nicht verſagt wird, der Intenſion nach, eine ſehr geringe Macht im Weltverkehr. Den Geachteten ſpeiſt man mit Worten ab, und überläßt ihn ſich ſelber. Nur Furcht und Zuneigung ſichern ihren Erregern lebendige Wirkſamkeiten.

Es iſt eine niederſchlagende Erfahrung, daß Beifall und Ruhm nur immer Wirkungen begleiten, an denen etwas — wenn auch nicht abſichtlich — Unwahres oder Illuſoriſches iſt. An meinen eigenen Verſuchen konnte ich das unverkennbar bemerken. Ich erlange Beifall, wo mein Gewiſſen mich nicht völlig für rein erklärt, oder wo ich wenigſtens jetzt deutlich meine Unzulänglichkeit oder meinen Irrthum einſehe. Dagegen ſind meine wahrſten und beſten Worte, Räthſchläge oder Handlungen ohne Erfolg geblieben. Selbſt an den größten Berühmtheiten iſt es kaum je die Größe, aus welcher zunächſt die Berühmtheit hervorging.

Der Ruhm, populär geworden zu ſein, iſt immer ein ſehr zweideutiger. Man wird nur populär dadurch, daß man ſo bornirt iſt wie die Menge, oder daß man die Leidenſchaften der Menge theilt, oder daß man ſchlau jene Bornirtheit benützt und dieſen Leidenſchaften ſchmeichelt. Das Gute und das Wahre, und der Gute und Wahre,

werden höchſtens auf Augenblicke populär, ſo lange eine reinere Anregung die Menge erhebt.

Wenn man von Jemanden einen Fehler kennt, ſo glaubt man ihn ſofort auch ſchon zu überſehen. Ein großer Irrthum! ſelbſt bei gewöhnlichern Naturen; ein noch größerer bei ungemeinen, deren Fehler oft in derſelben tiefen Wurzel ſtecken, die ihre Tugenden hervortreibt.

Die größte Stärke des Menſchen iſt die: ſich darüber hinauszuſetzen, daß man ihn für ſchwach halte. Es begegnet dieß der Welt, in ihrer Oberflächlichkeit leicht mit Guten, da man ſieht, daß oft Schwäche für Güte gilt.

So haben denn auch die Tugenden ihren Münzfuß? Ihre Valute? Demuth, Gehorſam, Treue, Selbſtverläugnung, — die höchſten, die letzten Aeußerungen der menſchlichen Größe, einſt unter dem Namen der „Heiligkeit" über das Menſchliche gehoben, und angebetet, — wird ihnen nicht jetzt der Zopf als Attribut gegeben?

Man kann oft genug im Leben ſehen, wie ſich die Leiſtungen, ja die Vermögen nach den Anregungen und Empfänglichkeiten richten. Es gibt Menſchen, mit denen ich immer etwas Vernünftiges rede, Andere, bei denen ich mich wie verſtandes-gelähmt fühle. „Wenn du mir glaubſt ſo kann ich dir wahrſagen."

„Wenn ich immer vom Ideal des Glückes ſeufzen höre, das durch die bürgerliche Einrichtung zerſtört wird — ſagte der alte Major — fällt mir König Friedrich's: „Hunde! — wollt ihr ewig leben?“ ein. Wer Teufel ſagt euch denn, daß ihr da ſeid, um glücklich zu ſein? Eure Schuldigkeit zu thun — dazu ſeid ihr auf der Welt. Iſt denn die Natur ſo philanthropiſch, als ihr euch geberdet? Iſt ſie nicht auch kalt und grauſam? Das wird ſchon ſeine guten Gründe haben. Uebrigens, beim Lichte geſehen, ſo arg iſt es eben nicht. Verſucht es nur einmal, zu ſein, wie ihr ſein ſollt, — das Glück wird nicht ausbleiben! Der Apfel ſchmeckt nur beim erſten Biß ſauer, — ſpäter gewöhnt ſich der Gaumen, und die Koſt iſt geſund und ſchlägt an. Lieber Himmel — fuhr er fort und lachte. — ließe man's nur einmal nach eurer Melodie gewähren! ließe man alle die unglücklichen Paare, die, „von einander unverſtanden, durch das kalte Geſetz der bürgerlichen Convenienz auf ewig an einander geſchmiedet ſind, auseinander geh'n, und ſich nach Wahlverwandtſchaften, an die Herrlichen verheirathen, — das gäbe einen ſchönen Spaß! dieſer Wechſel von Wahlverwandtſchaften. den man da binnen einigen Jahren erleben würde! das wäre eine großartige Komödie, — eine Weltkomödie!“ In dieſem Tone ſprach er noch lange fort, — aber es hörte ihn Niemand an; denn man wußte, daß er ſeine Zeit nicht verſtand.

Wenn man das Verhältniß der Geſchlechter betrachtet, wie es ſich im wirklichen Leben darſtellt, ſo wäre man

eher verſucht zu glauben, ſie ſeien zum Kampfe, als zur Einigung in der Menſchheit geſchaffen. Beide ſuchen einander nur, um entweder Vortheil aus der Verbindung zu ziehen, oder Lüſte zu befriedigen, oder um ſich gegenſeitig zu beherrſchen. Wo die Liebe anfängt (wenn ſie ja anfängt) werden die Geſchlechter vergeſſen. Bekommt nicht durch ſolche Betrachtungen die Lehre der Myſtiker Bedeutung: daß die Menſchheit durch dieſe Spaltung in Geſchlechter und durch zeitliche Geburt aus beiden geſtraft worden ſei?

Daß man ſich doch vor dem Geſetze der Vorurtheile und Konvenirungen ſo ſehr genirt, ſich, ihm zu Liebe, ſo ſtrenge beherrſcht, — dem Urtheile der Vernunft und des Vernünftigen gegenüber ſo wenig!

. . . Je hais tous les hommes:
L'es uns, parce qu'ils sont méchans et malfaisants,
Et les antres *pour être aux méchans complaisants.*
(Molière Misanthr.)

Wer fühlt ſich rein, wenn er ſich die zweite Hälfte dieſes Vorwurfs treu vor die Seele hält? Und warum haben wir nicht die ſittliche Stärke, uns, im Bewußtſein höherer Anſprüche, — weniger zu geniren? Die méchans geniren ſich nicht; warum das? Trauriges Merkmal des allgemeinen Weltzuſtandes!

Die Fähigkeit wird ſtets ein Hinderniß der Protektion ſein. Denn der Unfähige verſpricht, ein brauchbares Werkzeug zu ſein, während der Fähige Fragen beſorgen läßt. Selbſt die Verzichtleiſtung auf alles Selbſturtheil ſichert nicht gegen Zurückſetzung. Denn ſchon das Gefühl beobachtet, und, wenn auch ſchweigend, beurtheilt zu werden iſt unbequem.

Wenn du das Gute willſt, werden wenige deine Protektion ſuchen. Die gerechte Sache verſchmäht es, zu flehen; die ſchlimme wagt es nicht.

Der Oeſterreicher ſagt: „eine gute Haut ſein," und „eine gute Haut haben." Mit Beidem meint er, käme man gut durch die Welt. Es iſt aber ein Unterſchied. Wer eine gute Haut hat, dem ſchaden Püffe nichts; ſie ſchützt ihn, wie ein Beſitz, den man feſthält; wer eine gute Haut iſt, den ſchindet man, da er ſelbſt mit ihr verletzt wird.

Das Stehlen wird in der Geſellſchaft mehr dedaignirt, als weit größere Laſter; ſo hat man der Lehre Gall's das Diebsorgan übler genommen, als den Mordſinn. Mit dem Begriffe von Stehlen aſſociirt ſich der von Unkraft und Armuth; und die Begriffe von Kraft und Vermögen ſind der Maßſtab populärer Schätzung.

Das Gewiſſen iſt der Geſchmack im Sittlichen. Das Gemeine ekelt uns mehr an, als ſelbſt das Verbrechen. Aber auch der Geſchmack kann als ein Gewiſſen im Aeſthetiſchen aufgefaßt werden.

Es ſcheint jetzt nur zweierlei Menſchen zu geben: montirte und blaſirte. Aber es ſcheint nur ſo. Die Blaſirten halten ſich nur dafür, und ſind ſehr leicht zu montiren, — wenn nur etwas im Leben ihrem Selbſt ſchmeichelt. Der Vernünftige iſt keines von beiden; er hat zu viel zu thun. Und Vernünftige gibt es ja doch auch wohl noch? Sie entſtehen oft mit den Jahren aus Solchen, die ſich als Knaben für blaſirt hielten und gaben, und aus Solchen, die ſich allzuoft montirten.

Laßt Euch durch alle Weisheit aus dem Kopfe die unabweislichen Rechte des Gefühls nicht rauben! Laßt Euch durch allen Zauber des Gefühls die heiligen Rechte der Vernunft nicht verkümmern!

Niemand wirkt ſolche Wunder, als die Mode, die man, um ſie zu adeln, Geiſt der Zeit zu nennen liebt. Wenn es ihr gefällt, das innerlich Entgegengeſetzteſte zu gleicher Zeit zur Geltung zu bringen, ſo vertragen ſich oft in Einem Kopfe Anſichten, um deren Verſchiedenheit willen ſich ein andermal ganze Völker oder wenigſtens philoſophiſche Schulen bekämpfen würden; man bemerkt gar

nicht, daß man A nicht eigentlich loben kann, ohne B zu verwerfen; — man lobt oder verwirft Beides, — denn Beides iſt Mode oder nicht Mode.

Eine Mittelſtufe der Bildung hat für den geſelligen Verkehr den Vortheil vor der höhern, — mehr Sympathie zu finden und zu theilen. Man iſt eben gebildet genug, um in den Anſichten, die ſich von der des großen, rohen Haufens ſcheiden, die gleichſam ein Gemeinbeſitz der Beſſeren ſind, zuſammenzutreffen; in ihnen begegnet und erkennt man ſich, und es gibt ein erfreuliches Zuſammenwirken von gemeinſamer Tendenz und individueller Verſchiedenheit. Nicht ſo gut ergeht es dem, der ſich in einſamer Stille auf einen Platz hingearbeitet hat, von wo dieſe Sympathien nicht mehr gelingen wollen.

Situation: ein Menſch höherer Art und Bildung, in einen geringeren, aber complicirten Kreis verſetzt. Er muß hier auch erſt anfangen und lernen: der Dumme und Gemeine aus dieſer Sphäre thut es ihm zuvor, und man weiß nicht, wer von Beiden der Geſcheidte iſt. Da iſt Alles vergebens, ſich auf Vernunft und höhern Sinn zu berufen: man verſteht dieſe Sprache nicht.

Situation: des Demagogen als Dupe der Menge, die er entweder ſelbſt düpiren will, oder der er ſich opfert.

Situation: eines begabten, aber unerfahrenen Menſchen, der ohne gründliche und folgerichtige Ausbildung anticipando urtheilend, ſich Ruf und Geltung der Genialität erwirbt, — und nun, durch Erfahrung und Nachbildung erſt über ſich aufgeklärt, einſieht, wie wenig er weiß, und wie ſehr ihn diejenigen an ſolider Einſicht übertreffen, die ihn als Genie bewundern.

Maximen und Anſichten mancher Menſchen, an und für ſich hoch und wahr, ſind oft, in Bezug auf dieſe ihre Verkünder und Bekenner, nur Krücken oder ſelbſt Aushängeſchilder, wodurch ſie vor Andern und vor ſich ſelbſt gewiſſe Einſeitigkeiten oder Schwächen ihrer Individualität verbergen. (Oft ohne ſich deſſen recht bewußt zu ſein.)

Man begehrt meiſtens nur deßhalb Rath — um ſich nicht entſchließen zu dürfen. Wer ſich entſchließen kann, bedarf des Rathes ſelten. Und es iſt der beſte Rath: Jeden auf ſich ſelbſt zu verweiſen.

Es iſt, Gott ſei Dank, nicht wahr, daß von jeder Verläumdung dem Verläumdeten, ſei er auch noch ſo rein, ein Makel kleben bleibe; vielmehr dem Verläumder, ſtelle er ſich auch noch ſo rein, ſteht der untilgbare Makel mit völliger Gewißheit bevor.

Das Haupt-Ergebniß, welches Reiſen zuletzt gewähren, liegt darin, daß man lerne und ſich gewöhne, ſich auch zu Hauſe und überhaupt in der Welt als Fremdling zu betrachten und zu benehmen. Ein unſchätzbarer Gewinn!

Seine Zeit verſtehen und ihr Bedürfniß erkennen, heißt nicht blos mit dem Strome ſchwimmen, ſondern auch: wiſſen, wo ſie zu weit geht, wo es ihr gebricht. Der Lauf der Zeit beſchreibt eine Spirale; es gibt immer einen Kern ernſter, denkender Beobachter, und dieſe bilden die Achſe, um welche ſie ſich bewegt. Auch die Achſe iſt eine fortſchreitende Linie, — aber eine gerade.

Es iſt gleich unangemeſſen, das weibliche wie das männliche Element ausſchließlich gelten zu laſſen. Die Männer ſind wie die Conſonanten, die Frauen wie die Vocale im Alfabet der Geſellſchaft. Jene bilden das Gerüſte, ohne welches dieſe keine Stelle finden; ſie ſind hart, aber weſentlich und beſtimmend. Mit den Vocalen allein kann man nicht ſprechen, — höchſtens etwas wie Geſang hervorbringen. Die Conſonanten taugen nicht zum Geſang, aber ſprechen kann man auch nicht mit ihnen allein, — höchſtens die Schrift (die Sprache für geiſtiges Bedürfen) wie die Orientalen; und da bedarf es des Harriketirens.

Man thut nicht Recht, gar zu ſehr gegen die leeren Höflichkeitsphraſen und geſellſchaftlichen Lügen, z. B. „ich

habe die Ehre," — „Euer Hochwohlgeboren," — „ganz ergebenſt" u. dgl. — zu eifern. Eben das iſt das Gute und Brauchbare an dieſen Redensarten: daß ſie eigentlich nichts ſagen, und ſo offenbar lügen. In einem idealen Zuſtande der Geſellſchaft freilich müſſen ſie weg, — aber im jetzigen wäre man oft in der größten Verlegenheit, wenn man dieſe Phraſen durch ſolche erſetzen müßte, welche die Verhältniſſe wahrhaft bezeichnen.

Wer öffentlich auftritt, muß, wie der Deklamator, die Schauſpielerin u. ſ. f., ſich das Publikum als ihm geneigt vorſtellen. Wie er ſich ſeine Feinde gegenüber denkt, ſo wird er nicht mehr reuſſiren, ja ſein Debüt hat keinen Sinn mehr.

Witzigſein iſt eine Koketterie des Verſtandes. Es iſt eine wichtige Aufgabe, hierin die rechte Linie zu treffen. Ein Schriftſteller iſt am größten im Witze, wenn er den Verſtand hat, nicht zu witzig zu ſein; wenn er in jedem Satze etwas Treffendes ſagt und nie, des Witzes willen, mehr als dieſes Treffende ſagt. Hippel, Börne und Miſes ſind, in ihren beſten Schriften, hierin ausgezeichnet, und beſſer als Jean Paul, der oft, von ſich ſelbſt hingeriſſen, in's Humoriſtiſch-Geſchwätzige, Spielende verfällt. Jener beſſere Witz freilich fordert Leſer und Hörer, die wiſſen, was treffend iſt.

Derjenige kennt Welt und Menſchen wenig, der dazu räth, die höheren Zwecke der Menſchheit von den Dächern zu predigen. Wir haben es erlebt, was dabei herauskommt. Es gibt Myſterien der Sittlichkeit, wie der Religion; ſie ſind zu heilig und zu zart, um nicht an der Atmoſphäre des Marktes ihre ſtille Wirkſamkeit einzubüßen. Der blinde Haufe, der nie in ſein Inneres ſchauen, geſchweige denn ſich ſelbſt bezwingen gelernt hat, wird jene Geheimniſſe zu ſchalen Phraſen mißbrauchen, und gerade, je öfter er ſie wiederholt, für um ſo längere Zeit ohnmächtig machen, indem er ihnen ihren Kredit und ihre Würde raubt. Das Höchſte und Beſte iſt nicht populär und kann es, ſeiner Natur nach, nicht ſein.

Von Rechten deklamirt Jedermann, von Pflichten wird hübſch ſtillgeſchwiegen; gut möchte man's haben; um's gut ſein bekümmert ſich Niemand. Und doch! wenn Jeder vor ſeiner Thür kehren wollte, — bedürfte es da einer Straßen-Reinigungs-Anſtalt?

Aus dem Streite, der zu Kant's Zeiten über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Revolutionen geführt worden iſt, hat ſich ergeben, was unſere eigene Erfahrung nun ſo eiſern bekräftigt hat: daß in Fällen, wo die Revolution unvermeidlich iſt, Alles darauf ankommt, den Zwiſchenraum *ohne* Geſetz (zwiſchen dem Aufhören der alten und dem Eintreten der neuen Regierung), — dieſen eigentlichen, unabläugbaren, wahren Grundſatz der

Kantiſchen Anſicht, — möglichſt gleich Null zu machen. Iſt einmal dieſe Aufgabe, in ihrer ganzen Wichtigkeit und Bedeutung, den Völkern zum Bewußtſein gekommen, dann braucht kein Staat mehr vor Revolutionen zu zittern.

Uebrigens liegt ein Troſt für die ſpätern Völker darin, daß die Herrſchaft des Geſetzes eben den Begriff des konſtitutionellen Staates ausmacht, — alſo verderbliche Revolutionen nur Einmal — nämlich zum Uebergange aus der abſoluten in die konſtitutionelle Regierung, — ſtatt haben können. Und wie lange werden noch überhaupt ſolche Uebergänge nöthig ſein?

Bei Umſtaltungen abſoluter Monarchien in konſtitutionelle hat das Zweikammerſyſtem vor dem Einer Kammer nebſt den übrigen bekannten Vortheilen (größerer Reife der Geſetzgebung u. ſ. w.) auch den, daß es die Reaction von Seite der bisherigen Regierung vermindert und jedenfalls weniger zu heimlichen Umtrieben veranlaßt, da die Regierung bei dem Zweikammerſyſteme ſich öffentlich mitvertreten ſieht.

Der erſte Schritt zur Konſtituirung hätte alſo eigentlich überall von den Regierungen ausgehen ſollen: durch Verantwortlicherklärung der Miniſter, Gründung und Erweiterung der ſtändiſchen Inſtitute. Dieſe mußten den natürlich-geſetzlichen Uebergang zur Volks-Selbſtvertretung anbahnen.

Es kommt weniger auf den Verſtand als auf deſſen Gegenwärtigkeit an. (Schneller Ueberblick, Bereitſein, Entſchiedenheit, Keckheit.)

Der Leitende ſollte zwei Eigenſchaften haben (die er nicht hat):

Anerkennung und Gebrauch der vorhandenen Kräfte;

Geltenlaſſen der Anſichten und Leiſtungen und ihrer Eigenheit;

Geiſt und Anſicht (die er ſelbſt hat) kommt ihm nur als Mitglied zu Gute.

Indifferenz, — von nun an! Alles im Stillen; nicht durch Gewalt, ſondern durch Folge!

Es liegt in der Natur der Sache, und die Geſchichte lehrt es uns täglich: daß Reinheit der ſittlichen Geſinnung und Ernſt im Denken, — wenn ſie in Lebensverhältniſſen öffentlich werden, — als Pedantismus erſcheinen. Wenn man dem Vortrefflichen und Gründlichen irgend einen Schatten anzuheften Luſt hat, ſo wählt man immer die Bezeichnung „pedantiſch.“ So mußte ſich Salvandy ſelbſt bei dem tiefſten Ernſt, womit er im Leben verfährt, den Vorwurf des Pedantismus gefallen laſſen.

Das Kleine in einem großen Sinne behandeln, iſt Hoheit des Geiſtes; das Kleine für groß und wichtig halten, iſt Pedantismus.

Klein iſt der Prahler, der, große Reden im Munde (Menſchheit, Freiheit, Recht, Staat), wie ein Knabe mit Welten ſpielen will. Klar ſieht der Kenner der Welt und der Menſchen, der wie Goethe, ſich über dieſe keine Illuſionen macht, und — auf die Gefahr hin, Philiſter geſcholten zu werden — ruhig bleibt. Groß aber iſt der, welcher alles das kennt und fühlt, und ſich nicht irren läßt und wirkt: le regard attaché à une étoile, qui seul & (& salv.)

Eine Communität mit unverantwortlichen Vorſtänden iſt despotiſch regiert. Eine Communität, welche ihre Vorſtände, ohne Achtung und Vertrauen gegen ſie, beſtändig zur Verantwortung zieht, iſt gar nicht regiert. Ohne Freiheit gibt es keinen Fortſchritt, ohne Gehorſam keine Geſetzlichkeit, keine Freiheit. Das kann freilich nur auf einem höhern als dem gemeinen Standpunkte begriffen werden; nur von Jenem, der den Werth der Sittlichkeit, die auf Selbſtüberwindung beruht, verſtehen gelernt hat.

Gibt es noch heut zu Tage Jemanden, der da glaubt, daß eine Majorität je gerecht ſein werde, — ſein könne?

„Aber der Einzelne eben ſo wenig!“ Alſo der Einzelne, unterſtützt von Wenigen, wo möglich, den Beſten.

„Die edlere Seele unfähiger Menſchen zu leiten.“ (Meyern.) —

Menſchen edleren Sinnes eignen ſich wohl ganz gut zur Leitung. Nur müſſen ſie, blos unter der Herrſchaft des Geſetzes, hoch genug über den zu Leitenden ſtehen. Sie ſind ſonſt nicht fähig, ihren Anſichten Geltung zu verſchaffen. Sie müſſen von oben herab wirken; von unten hinauf dringen ſie nicht durch. Wer ſoll ſie verſtehen?

Welche Situation für einen honetten Menſchen von Einſicht: ſich für das loben zu hören, was er innerlich ſelbſt mißbilligen muß, — das vertreten zu müſſen, was er nicht gut heißen kann! Das iſt die Situation deſſen, der ſich demokratiſch verpflichtet hat.

Welche ſittliche Prüfung für denſelben, für jeden ſeiner beſſern Rathſchläge, für jede reinere That — Tadel und Nachtheil zu erfahren!

Es iſt ſowohl für den Vollziehenden, als vorzüglich für den Leitenden und Geſetzgebenden eine Hauptaufgabe, der er gewachſen ſein muß, und die ich täglich verfehlen ſehe: den rechten Punkt zwiſchen Oberflächlichkeit und kleinlichem Detail zu treffen. Wer gar zu genau ſein, alles erwägen, nichts überſehen will, — überſieht gewöhnlich gerade die Hauptſache, auf die es eben ankommt. Die Angelegenheit wird verworren, Zeit verloren, und ein rei-

ner, entſchiedener Abſchluß verhindert, verzögert und zuletzt doch übereilt. So wie der Witz, ſo iſt manchmal eine gewiſſe Freiheit und Leichtigkeit das Heil der Geſchäftsführung.

Unglücklicher Gedanke, diejenigen, die eine Sache verſtehen, vor Jenen verantwortlich zu machen, die nichts davon verſtehen.

Alle bisherigen Umwälzungen haben gelehrt: daß die Herrſcher das Herrſchen, die Beherrſchten das Sichbeherrſchen nicht verſtanden. Beide aber thun, als hätten ſie dieſe Lehre nie erhalten; man ſieht wohl, — ſie wollen ſie nicht verſtanden haben.

Das Volk? das Volk! wer iſt denn das Volk? Jene, die durch Intriguen gewählt, das laute Wort auf den Bänken führen? Nein! Jene, die ſchweigend und ſorgenvoll zu Hauſe ſitzen und erwarten, wie man ihre Bedürfniſſe erforſchen, erkennen, befriedigen, ihre Zuſtände garantiren wird.

Zwei Bedingungen ſind unerläßlich, wenn die rein demokratiſche Berathungsform Heil bringen ſoll: ſtrengſte Beſcheidenheit der Berathenden, und Betheilung derſelben bei der Ausführung der von ihnen gefaßten Beſchlüſſe. Wenn ſie denken, ehe ſie votiren, — und handeln müſſen, nachdem ſie beſchloſſen — werden ſie beſchließen, was ſie vertreten können.

Wer ſich die große Aufgabe der Reform ſetzt, legitimire ſich vor Allem durch Beweiſe ſeiner Selbſtbeherrſchung. Ruhe und Geſetzlichkeit ſind die Grundpfeiler ſeines Baues; ohne ſie ſtürzt er zuſammen, ehe er vollendet iſt.

Man hält gemeiniglich Leute für kräftig, die beſtändig widerſprechen. Und in der That iſt ſteter Kampf, raſtloſe Polemik das Lieblingselement ſtarker Charaktere — denen es an höherer Einſicht gebricht.

Kriterium: Wer darauf beſteht, Recht zu haben, hat zuverläßig Unrecht.

So lange noch über Anſichten und Meinungen geſtritten wird, iſt ſich doch Jeder, wie die zuhörende Geſammtheit, noch der leitenden Prinzipien bewußt. Wenn man aber, um den bloßen Meinungen zu entgehen, ſich an den Wortlaut des Geſetzes wendet, — da geht die Konfuſion erſt recht an, denn nun kommt das Auslegen; und was die Debatte ſchlichten ſollte, verwirrt ſie unauflöslich.

Bei mündlichen öffentlichen Debatten fällt mir oft genug die Schmähung der Staël über Goethe ein, als er bei der plötzlichen Nachricht eines folgenreichen Kriegs-Ereigniſſes nichts „Schlagendes" zu ſagen wußte. Wie manches „nur zu ſchlagende Wort" wurde öffentlich, im Leichtſinne des Augenblicks, ausgeſprochen, — das zum Heile

der Völker, — wenn der Sprecher die Sachlage zu Hause, in tiefster abgezogener Stille, auf dem Papiere, ruhig sich hätte zurechtlegen können, — unausgesprochen geblieben oder besser ausgesprochen worden wäre!

Alles wahrhaft Große macht den Effekt von Ruhe, weil es eine Harmonie von Kräften voraussetzt, und weil es nicht ohne Verstand, das mäßigende Prinzip, sein kann. Harmonie will nicht sagen: Coordination der Kräfte; sie kann auch durch angemessene Subordiation, als Sieg, statt der Ausgleichung entstehen. Meisterschaft erscheint deßhalb wie Kälte; die Gefühlsübertreibungen des Dilettantismus sind bekannt.

Große Wirkungen gehen oft von Solchen aus, die sich beständig in einer Art Rausch, — und von Solchen, die sich beständig in einer unbewegbaren Nüchternheit zu erhalten fähig sind.

Pflicht ist es für den Bürger, sich zu stellen, wenn der Staat ihn fordert, nie aber kann es Pflicht sein, sich zu einer Mission anzutragen, der man sich nicht vorzugsweise gewachsen, zu der man sich mindestens berufen fühlt.

In der guten Gesellschaft spricht man, wenn man gefragt wird, oder wenn man etwas zu sagen hat, was wirklich neu, nützlich oder doch anziehend ist. Soll die

gewählte Repräſentation eines ganzen Volkes eine minder gute Geſellſchaft ſein? Man hört hie und da von einer unpaſſenden, jungfräulichen Beſcheidenheit! Wann war Beſcheidenheit je unpaſſend?! Wenn jeder nur ſpräche, wo er wirklich etwas zu ſagen hat... wo wäre die Menſchheit ſchon?

Geſchichte und Betrachtung ſtellen die Wahrheit des Satzes heraus, den ſchon Thucydides dem Kleon in den Mund legte: daß geiſtreiche und lebhafte Völker viel weniger für die demokratiſche Form geeignet ſind, als einfache, anſpruchsloſe, ruhige. Man vergleiche für jenen Fall Athen, Paris, Italien; für dieſen: Holland, England, Amerika. Wie könnte es auch anders ſein, — wenn das Geſetz und nicht das Genie des Einzelnen, walten und entſcheiden ſoll?

Alles, was auf die Maſſe und den Augenblick als groß und erſtaunlich wirkt, beruht auf Illuſionen. Völlige Enttäuſchung unternimmt nichts.

Bei aller Polemik iſt es das Ueble, daß man aus ſeiner innern Ungetrübtheit herausgehen, ſich mit fremden Elementen miſchen muß. Wie will man die Waffen der Klarheit, — des reinen Verſtandes gegen den Unſinn, — die der Sittlichkeit gegen ihre Verächter geltend machen? Wird man der Verführung widerſteh'n, fremde zu Hilfe zu nehmen? Und wenn — wie will ſich der reine Tropfen

in der gährenden Hefe erhalten? Vincam sive vincar, semper maculor.

Es erfordert jetzt die größte Kühnheit, — nicht kühn zu sein. Kühnheit ist in der Opposition; Opposition ist in der Majorität; welcher Muth gehört dazu, auf die Gefahr hin, verkannt, verlästert, feige gescholten zu werden, sich der Mehrheit zu widersetzen! gegen den Strom zu schwimmen! und doch war das von jeher das Gefühl edlerer Geister, sich des Schwächeren, der Minorität anzunehmen. Victrix causa placuit diis, victa Catoni.

Wer die Machthaber angreift, braucht wenig Muth, denn er hat den Hinterhalt der öffentlichen Meinung, der Majorität für sich, deren Zuklatschens er gewiß sein kann. Aechten Muthes bedarf es, auch auf die Gefahr hin, für illiberal zu gelten, seiner Ueberzeugung treu, sie zu bekennen, und der Menge die Wahrheit in's Gesicht zu sagen.

Wer einigermaßen mit Welt und Menschen bekannt ist, der weiß, daß diesen mit nichts so schlecht gedient ist, als mit dem Rathgeben und Rathnehmen. Man kann nichts gut und erfolgreich machen, als was man sich selbst gerathen hat; man kann Niemanden gut und erfolgreich rathen, was er machen soll. Wie muß es also erst mit Berathungen Mehrerer, ja Vieler durch Viele, beschaffen sein! was läßt sich von ihnen für ein Ergebniß erwarten? Die tägliche Erfahrung antwortet jedem Beobachter der Welt-

zuſtände darauf, und lehrt den Denker, das Reſultat auf größere Verhältniſſe übertragen. Es gibt nur zwei Zwecke, und ihnen angemeſſene Formen, zu und in welchen ſich Menſchen fruchtbar vereinen mögen: die getheilte und verbundene Arbeit, und die Einigung zum Sittlichen, im reinmenſchlichen Sinne.

Wer ein Amt oder eine bedeutende Stelle antritt, ſollte ſich's zum Geſetze machen, wenigſtens ein Jahr lang ganz in der Form zu amtiren wie ſein Vorgänger. Man erneut erſt dann gründlich, wenn man das Alte aus eigener Praxis gründlich kennt. Man kann dann auch den Fortſchritt erzielen, ohne Reaktion zu erregen. Formen und Uebungen haben überhaupt einen moraliſchen Werth, den der Weltkenner hoch genug anzuſchlagen weiß.

Wie Viele ſchwören noch zu den Fahnen der „Neuerung" — unter dem Vorwande, ja mit dem unſchuldigen Glauben, dem „Fortſchritte" zuzuſchwören!

Völlig legale Menſchen, die ſich nie einen Verſtoß gegen den Buchſtaben, der die Welt regiert, zu Schulden kommen laſſen, und ſolche Verſtöße an Andern bemerken und rügen, ſind entweder bornirte oder falſche Menſchen. Der frei denkende, helle, ſchuldloſe, hohe Geiſt kennt dieſe kleinliche Behutſamkeit nicht, und ſchätzt auch an Andern den Geiſt mehr als das Wort. So wird er oft das be-

klagenswerthe, edle Schlachtopfer der Niedrigkeit. (Egmont, G.) Es waltet aber auch hier eine Nemesis, — theils in seinem Innern, theils in der Geschichte und in der Welt, die ihn umlebt.

Denn am Ende ist es doch der Buchstabe, der in der Welt, wie sie ist, das Gesetz vertritt; und so tritt auch hier wieder jener merkwürdige Kreislauf ein, den wir in den menschlichen Problemen so oft bemerken: man sieht sich gezwungen — um des Prinzipes willen das Prinzip zu vergessen oder ihm zeitweise zu entsagen. Das positive Gesetz repräsentirt in der realen Welt das Gesetz überhaupt: darum muß es heilig gehalten, und überhaupt gehalten werden. Wo bliebe bei Ausnahmen und Auslegungen das Richtmaß? (Diese Wahrheit hat Diderot in kleinen Erzählungen gut veranschaulicht, Kant in seiner Lehre von Revolutionen festgehalten.) Die Gesetzlichkeit, als Prinzip, mit Bewußtsein anerkannt und geübt, bringt die Bürgschaft der Entwicklung zur wahren Freiheit mit sich, — denn diese kann nur durch Selbstbeherrschung erreicht und gedacht werden. Alle Willkür ist Tyrannei, — Freiheit ist nur im Entsagen.

Das ehrwürdige Institut der Maurerei, in seiner alten, einfachen Form, enthält das Musterbild für alle und jede gesellschaftliche Verbindung. Je mehr eine solche (heiße sie Staat, Kirche, Zunft ꝛc.) an Sinn und Einrichtung ihr gleicht, desto besser ist sie.

„Scheinheiligkeit — ſagte der oft verkannte Rochefoucault — iſt ein Tribut, den das Leben der Tugend bringt.“ Eben ſo iſt das Fordern von Rechten (und wer fordert ſie nicht?) eine indirekte Anerkennung der Pflichten; alſo eine Selbſtanklage, wenn man ſie nicht erfüllt.

Warum unterſcheidet man unnöthig Billigkeit und Gerechtigkeit? Billigkeit iſt die, auf alle nur irgend erforſchlichen Verhältniſſe des konkreten Falles Rückſicht nehmende, — alſo die wahre Gerechtigkeit.

Die Rechtspflege freilich iſt oft genug genöthigt, von ſolchen Verhältniſſen zu abſtrahiren, weil das poſitive Geſetz abſtrakt iſt. Aber dieſe Nöthigung iſt eben ein Beweis der Unzulänglichkeit des poſitiven Zuſtandes, und alle Geſetze ſind Flickwerk, verglichen mit dem, das aus der Erkenntniß der Natur und ſittlichen Beſtimmung des Menſchen hervorgeht. Das Reich Gottes iſt das erſte.

Das juridiſche Prinzip muß immer als bloßes Reſſort des ethiſchen betrachtet werden; denn es gibt keine wahren Rechte als die, welche auf Pflichten beruhen.

Hierin liegt überhaupt die Antwort auf die vielen Fragen: von „rechtlich“ und „blos legal“ — Natur-Recht und übereinkünftigem, — Moral und Recht u. ſ. w.“ — Die Rechts-Idee, als ſolche, fließt aus der ſittlichen, da es

nur der Pflichten wegen Rechte gibt, alles übrige reduzirt ſich auf einen konventionellen Rechtsbegriff.

Den Geiſt und ſeine Sphäre berühren Rechtsverhältniſſe gar nicht. Ihn betreffen nur ſittliche und intellektuelle.

Rechte haben heißt: von Andern nicht beeinträchtigt werden dürfen. Es iſt eine wechſelſeitige Begrenzung. Der Geiſt kann nicht beeinträchtigt noch begrenzt werden — als durch ſeine Unzulänglichkeit. Er iſt Poſition, das Recht Negation. „Ich habe ein Recht auf Dieſes oder Jenes" heißt: „du darfſt es mir nicht nehmen."

Doch aber ſagen wir: „das iſt unrecht" und — meinen damit nicht, daß es ungeſetzlich ſei. Iſt das nur ein fehlerhafter Ausdruck? oder gibt es, neben dem moraliſchen auch noch ein juridiſches Gewiſſen? oder führt uns das höher hinauf — zu einem Erſten und Letzten, das über alle dieſe Verhältniſſe hinausgeht, das wir nur in einem unmittelbaren Bewußtſein auffaſſen?

Der Begriff von Büreaukratie iſt: Verwechslung von Zweck und Mittel. Wo das Bureau herrſcht, da iſt es nicht für den Staatsbürger da, um deſſentwillen es doch errichtet iſt. Da wird es dem Klagenden, Bittenden, Prozeßführenden, Erbenden, Reiſenden ꝛc. ſchlecht gehen. Aber das Publikum muß auch wieder bedenken, daß das Bureau ein, ſein Intereſſe zu fördern eingerichteter Organismus iſt, der auch als ſolcher in ſeiner Totalität und Bewegung nicht durch den Einzelnen geſtört noch gehemmt

werden darf, wenn nicht das Ganze, der höchste Begriff des Staates, darunter leiden soll. Dieses ist Zweck, alles Andere Mittel: keines soll herrschen, alles zusammenwirken. Dieses „sich im Ganzen denken" ist die erste Pflicht und Aufgabe der Einzelnen, zu der sie freilich erst — und schwer genug — erzogen werden müssen.

Der Bureaukratismus ist dann vollkommen, wenn die Menge und der Formalismus der positiven Gesetze und Usanzen so groß ist, daß überall Mittel gegeben sind, Vernunft und Billigkeit als ungesetzlich herauszudemonstriren und für Gewalt und egoistische Manoeuvres sichernde Formen zu finden. Das kann in jeder Verfassungsform statthaben. Am schlimmsten aber in der demokratischen, wo die gezählte, nicht die gewogene Majorität das Gesetz gibt. — Rhetorik und allgemeine Leidenschaft es auslegen. (Unfehlbarkeit des Pabstes mit tausend Kronen.)

Wenn Immermann je etwas Wahres und Treffendes gesagt hat, so ist es das: daß hinter dem deutschen Jugendheroismus nichts als der Philister steckt, der innerlich juckt und hinaus will, und auch wirklich über kurz oder lang zu Tage kommt. Geschichte, Literatur und Leben bestätigen diesen Ausspruch immer glänzender und erweitern ihn zu einer tiefern, allgemeinen Wahrheit.

Von wiſſenſchaftlichen Akademien iſt nur unter drei Bedingungen etwas zu erwarten:

1. Freiheit, ſich zu bewegen. Hierher gehören ſowohl die finanziellen Mittel, als die Freiheit von bureaukratiſchem und jedem andern, nicht wiſſenſchaftlichen Einfluſſe;

2. ſorgfältigſte Wahl der Mitglieder, als höchſtes, erreichbares Ehrenziel beglaubigter Verdienſte. Sonſt iſt die Staatsausgabe Verſchwendung, und die Freiheit ein verderbliches Privilegium.

3. Einheit in der Art des wiſſenſchaftlichen Wirkens; als leitendes Geſtirn der Fahrt. Sonſt wird man ſcheitern oder — feſtſitzen.

Diejenigen Akademien, die aus ſelbſtſtändigen, freien Wahlen hervorgehen und, ohne Anſpruch auf Sold, ihr Wirken der Sache, nicht den Formen widmen: werden fähig ſein, wirklich etwas zu fördern.

Die vom Staate unterhaltenen mögen immerhin ihre formelle Aufgabe erfüllen; der Wiſſenſchaft — dort, wo ſie es noch bedarf — eine politiſche Geltung, einen Platz, einen Rang im Staate zu erobern, zu bewahren.

Geiſtiges Eigenthum? geiſtiges Recht? Die Frage an ſich, an die Stelle der Frage über die Verhältniſſe des Schriftſtellers, Künſtlers u. ſ. f. im Staate geſetzt, ſcheint mir die Sachlage zu verwirren, die Auflöſung unmöglich zu machen, alſo ganz unpraktiſch zu ſein.

Wer einmal den Begriff „Geist" rein gefaßt hat, sieht wohl ein, daß in dieser Region von keinem Eigenthume noch Rechte die Rede sein kann. Nicht der Geist besitzt die Ideen, sondern die Ideen besitzen ihn; oder eigentlicher: es findet hier gar kein Besitz statt. Eines ist das Andere; und wollte man ja das, was die geistige Thätigkeit durch Schaffen und Aneignen gleichsam in sich verwandelt, wovon sie wächst und wirksamer wird, ihren Besitz nennen, — wer könnte ihr diesen nehmen? Ein solches Eigenthum, mit der Persönlichkeit Eins und dasselbe, ist unveräußerlich und vor Nachdruck sicher. — Auch Rechte gibt es so wenig im Reiche des Geistes als der Natur. In beiden gilt, überall in anderem Sinne, das Recht des Stärkern. Wer will und möchte einer stärkern, d. i. edleren Persönlichkeit den Einfluß auf eine gemeinere, schwächere, nehmen oder imputiren? Wollte man, in dieser abstrakten Sphäre, die Freiheit des geistigen Seins und Wirkens irgend beschränken — zu welchen Konsequenzen würde das führen?

Man spricht aber von verkörperten Produkten des Geistes, die gleichsam ein Gemisch von Geist und Stoff darstellen sollen. Das verstehe ich nicht. Ein solches Gemisch ist der Mensch selbst: als solcher gehört er in die Gesellschaft und hat Rechte in ihr. Als ein solches Recht auch nur kann ich die Ansprüche betrachten, welche Schriftsteller rücksichtlich der Vervielfältigung oder des Gebrauches ihrer Werke an ihre Bevollmächtigten, die Verleger, machen. Es ist ein persönliches Recht, nicht ein Besitz. Dieser betrifft nur die Sache, d. i. die Exemplare. So

hat, glaube ich, auch Kant dieſe Frage angeſehen. Dieſes Vollmachtsrecht muß von den Staaten ſo lange anerkannt und ſanktionirt werden, als es Menſchen gibt, welche Bücher, Gemälde u. ſ. w. als Mittel ihres Erwerbes betrachten. Alles, was über dieſe Vollmacht hinausgeht, was zu wenig an Sachen gebunden iſt, um speci et facti zu ſein, z. B. Prioritätsläugnung, Plagiat ꝛc. ſind Schwierigkeiten, die an der, vielleicht unpaſſenden Wahl eines ſolchen Erwerbes haften. Darf der Schriftſteller für den geiſtigen Gehalt ſeiner Leiſtungen einen Lohn fordern? ja: Anerkennung, Wirkung, vielleicht Geltung im Staate. Der materielle gehört dem Verleger, dem der Autor durch die Vollmacht, ſeine Werke zu vervielfältigen, einen ſolchen möglich macht, — für welche Vollmacht dieſer ſich vielleicht ein Honorar für ſich oder die Seinen, vertrags- oder einem poſitiven Geſetze gemäß, bedingen mag. Weiter ſcheint mir nicht gegangen werden zu können.

Das ſogenannte, allgemeine Beſte einer menſchlichen Geſammtheit kann nie durch gemeinſame Berathung der letztern, ſondern nur durch Geſetze von oben herab zu erzielen ſein. Denkt man ſich unter dem allgemeinen Beſten den Vortheil Aller, d. i. jedes Einzelnen, ſo werden ſich dieſe Vortheile der Einzelnen widerſprechen und kein Reſultat für's Ganze geben. Denkt man ſich darunter die Aufopferung des Einzelvortheils, ſo werden die Einzelnen ſich ſchwerlich dazu verſtehen. Nicht vom Genuße der Rechte — nur vom Begriffe der Pflichten kann die wahre Ma-

zime des allgemeinen Beſten ausgehen. Dieſer Begriff liegt aber nur im Geſetze, welches nicht berathen, ſondern anerkannt werden muß.

Da nun dieſe Berathung durch Alle nicht ausführbar, das Geſetz von oben nicht zu erwarten iſt, — was bleibt, als: Berathung durch Wenige? Durch die Beſten! Wer kann aber dieſe ermitteln, — als das Experiment fortgeſetzter Vertrauungswahlen? — Geduld alſo, bis ſie ſich bewähren, — und bis dahin: jeder in ſeinem Kreiſe das Nächſte gethan; das Böſe beſtritten, das Rechte gelehrt und geübt!

Das Gleichniß von der Spirallinie im menſchlichen Fortſchreiten iſt das befriedigendſte, das ich kenne. Es gibt hier Rückbewegungen, die aber doch zugleich vorwärts führen. Man ſieht auch, zwar nicht das Geweſene, aber doch die Sphäre ſeines Weſens wiederkehren; man kommt in dieſelbe Gegend wieder zurück, wo man ſchon war, — nur auf einem höhern Standpunkte, von welchem aus man ſie überſieht.

Wenn man vom Mündigwerden der Völker ſpricht, ſo vergeſſe man nicht, daß es immer unmündige Menſchen, — eine Jugend und einen Pöbel — in ihnen geben wird.

Wahlgeſetz — iſt der Anker, den das Schiff des Staates, vom Sturm des Despotismus und der Anarchie

ſich rettend, nach dem Hafen der Freiheit auswirft. Der Anker war von jeher das Sinnbild — des Vertrauens; nnd gibt es für eine (zumal eine erſte) Wahl ein anderes Prinzip als — das Vertrauen? Kann irgend ein Cenſus irgend eine Candidatur, ein Programm, ein Mandat, ein Credo zum Maßſtabe dienen? Kann die Intelligenz durch die mindere Intelligenz per majora beurtheilt werden? — Woher aber das Vertrauen — ohne allen geſchichtlichen Anhaltspunkt? Woher — als: auf die ſittliche Baſis gebaut? So ruft uns, beim Anfange und bei der Vollendung der ſtaatlichen Aufgabe, immer und immer wieder, Erfahrung, Vernunft und Gefühl das Alfa und Omega der Menſchheit zu: Gut ſein iſt die einzige Bürgſchaft der Geſellſchaft.

Revolution! Wenn man darunter die zur Evidenz erhobene Stimme der Volksmajorität, das laut gewordene Selbſtbewußtſein der Nation verſteht, vor welchem die in der Erkenntniß zurückgebliebene, bisherige Exekutivgewalt ſchweigen, und der alte Vertrag, nach dem erkannten, höherem Rechtsgeſetze, umgeſchrieben werden muß, — wer kennt einen anderen Weg des Fortſchrittes für die in Staaten geſonderte Menſchheit? Dieſe Revolution geſchieht und muß geſchehen — durch Ueberzeugung. Niemand kann ihr widerſtehen, wenn dieſe allgemein iſt. Aber durch Waffen wird Niemand überzeugt. Wir verachten das Fauſtrecht roher Völker, wir beklagen die Gottesurtheile des Mittelalters, die das Schwert ausſprach, wir belächeln das Duell der Neuzeit, welches durch den Degen bewei-

ſen ſoll, wer Recht oder Unrecht hat — und noch wollen Völker, gebildete Völker, ihre Verfaſſung auf dem Duellwege ändern? Ihren Kontrakt à la Brennus, mit dem Schwerte umſchreiben? Wo ſind wir noch?

„Aber — höre ich — wenn man dem „lautgewordenen Bewußtſein Kanonen" entgegenſetzt?"... Sprecht es immerhin laut und einſtimmig aus, was die Zeit und das ewige Recht unausweichlich fordern, — ſprecht es feſt und einſtimmig aus, daß Ihr mit eurem Leben für dieſe Ueberzeugung einſtehen werdet, wenn die Tyrannei der Minorität eine Offenſive gegen den Ruf der geſammten Nation ergriffe, — und wartet ruhig und entſchloſſen ab, ob ſie den Angriff wagen wird!

Eines der entſchiedenſten Hemmniſſe für die reine und vollendete Durchführung wahrhaft freiſinniger Revolutionen liegt gewiß in der Seltenheit von Charakteren, welche den Geiſt des Liberalismus und das Talent des Regierens in ſich vereinen. Wenn ſolche da ſind und an die Spitze treten, ſo iſt der Sieg des Fortſchrittes verbürgt. Noch Eins: wenn ſie gleich anfangs an die Spitze treten und das Befreiungswerk noch unter ihren Händen durchgeführt wird. Wie ſie einer Reaktion oder talentloſen Demagogen weichen — iſt Despotismus oder Anarchie vor der Thür.

Nur in den günſtigſten Fällen möchte es ſich ereignen, daß eine Revolution, von Leidenſchaft und Gewalt-

ſamkeit veranlaßt, den höhern Gemeingeiſt oder das Talent und den Charakter der Befähigten erweckt und ſo zu einer gedeihlichen Entwicklung den Keim legt.

Für eine konſtitutionelle Erbmonarchie kann nichts wichtiger ſein als die Erziehung der künftigen Thronfolger. Dieſe ſollte bei der Gründung einer Conſtitution eines der erſten und dringendſten Augenmerke der Geſetzgebung ſein. In der Prinzen-Erziehung liegt die Garantie einer repräſentativen Monarchie. Sie muß von der Nation in die Hände genommen, geſichert, bewahrt werden; am Hofe des Monarchen muß die geſunde Luft der Freiheit wehen, wenn Fürſt und Volk kräftig mitſammen gedeihen ſollen.

Ich bin von der praktiſchen Unthunlichkeit, die Todesſtrafe aufzuheben, ſo überzeugt als irgend ein Poſitiviſt. Aber — was iſt von dem Zuſtande einer Menſchheit zu denken, in welcher ſich Henker finden? Von einem Zuſtande, der ihren Beruf und ihren Unterricht rechtfertigt?

Soll auch Intoleranz tolerirt werden? Soll man den Fanatismus der Parteien, ſo gut wie die Parteien ſelbſt gewähren laſſen? Soll Indifferentismus an die Stelle der Ruhe durch geſetzliche Unterordnung treten?

Wer öffentlich zu reden hat, muß ſich beſonders bemühen, für ſeine Sache und ihr Motiv den kürzeſten, be-

ſtimmteſten und populärſten Ausdruck zu finden, um ihn, im rechten Augenblicke friſch und warm anzubringen. An der ſchönſten Rede, ſei ſie noch ſo lang, — wenn ſie wirkte, iſt es doch nur das letzte Wort, das geſiegt hat. Und dieſes Wort, mißlungen, hätte alles Frühere paralyſirt. Durch die Kraft des Momentes richtet oft der Mittelmäßige mehr aus, als der überdachteſte Plan.

Mit den Wirkungen der Beredſamkeit beginnt jede Entwicklung der Freiheit im Staate; aber erſt, wenn dieſe Wirkungen nicht mehr wirken, iſt die Freiheit entwickelt, iſt ſie errungen. Darum Heil der Volksverſammlung, in welcher das ſchlichte, bündige, beſcheidene Wort der Wahrheit den Glanz des Redners überwindet und vergeſſen macht.

Die demokratiſche Form wird dann vollendet, und ihr Zweck dann erfüllt ſein, wenn ein Volksbeſchluß feſtſtehen wird: daß bei Ausbrüchen der Leidenſchaft, Ausfällen des Witzes und deklamatoriſchen Wendungen „zur Ordnung" gerufen wird.

Das haltet nur immer feſt: Freiheit iſt nnr im Geſetze; und dieſes nur in der Form; und dieſe nur im Geiſte. Darum: wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Willkür des Einzelnen oder einer Geſammtheit iſt Deſpotismus; ſein Aeußerſtes: Anarchie, die Willkür Aller. — Das Ideal der Verfaſſungen iſt die Monarchie

des Geiſtes; eine theokratiſche Republik, in welcher die Stimmen nicht gezählt, ſondern gewogen werden, in welcher die Selbſtbeherrſchung alle andere Herrſchaft bedingt, in welcher die materielle Ordnung einer höhern ſich unterordnet. *Ὁ νους βασιλευς τε παντος.*

Man verwechſelt nur zu oft „Herrſchaft der Maſſe" mit Freiheit, „Aufhebung der Unterſcheidungen" mit Gleichheit. Nur im Geſetze und vor ihm iſt wahre Freiheit und wahre Gleichheit.

Auf der Einen Seite ſteht das verjährte Alte, auf der andern das unreife Neue. Aber das Schlimmſte iſt die Parteiſucht, die im Grunde gleichgiltig gegen Jenes und Dieſes, nur das perſönliche Intereſſe im Auge, zwiſchen beiden den Hader perpetuirt; nach dem Wahlſpruche: „Divide et impera!"

Es iſt ſehr intereſſant, die Wechſelverhältniſſe gewiſſer Begriffe und Inſtitutionen geſchichtlich und theoretiſch ſich klar zu machen, welche, indem ſie bald in Widerſpruch, bald in Verbindung mit einander zu treten ſcheinen, die Wahrheit beſtätigen: daß dieſelben Formen einer verſchiedenen Sache, dieſelbe Sache verſchiedenen Formen angeeignet werden könne; daß alſo eine Inſtitution bald eine liberale, bald dieſelbe eine ultramontane ſein könne; daß man alſo über eine Geſinnung nicht durch Meinungen und Vorſchläge aburtheilen dürfe u. ſ. w.

Dieſe Bemerkungen drängen ſich wieder auf, wenn man die Begriffe: Zunft, Gemeinde, Repräſentativ-Verfaſſung auf ihre Entſtehung zurück und in ihre Entwicklung fort verfolgt. Auf die Bildung der Innungen in der Zeit des mittelalterlichen Gewerbfleißes wurde die Form der meiſten ſtädtiſchen Gemeindeverfaſſungen gegründet. Wo dieſe im volksthümlichſten Geiſte erſtanden, hielten ſie das Prinzip der Körperſchaften am innigſten feſt. Die Gemeindeverfaſſung iſt wieder die Grundlage der konſtitutionellen Landesverfaſſung. So geſtaltete ſich der Hergang geſchichtlich; der Fortgang der Entwicklung zeigt unabweislich, wie mit der höhern Ausbildung der Repräſentativ-Verfaſſung und des freien Staatslebens im Ganzen, das Innungsprinzip zerfallen, und dem höhern, dem es ſelbſt den Weg gebahnt, weichen müſſe. In der Uebergangsperiode verwickeln ſich vielfach die Verhältniſſe beider, und in vielfachen Beziehungen kehrt die Frage wieder: wie ſtellt ſich *hier* und *hier* der Anſpruch des Korporations-Rechtes zu den Anſprüchen des allgemeinen Rechtes heraus?

Iſt es nicht analog mit den Verhältniſſen provinzieller Nationalitäten zu ihren hiſtoriſchen Geſammtſtaaten, — die uns ſo viel zu ſchaffen machen? *Aus* der Menſchheit im Ganzen ſonderten ſich die Vaterländer; *in* die Menſchheit werden ſie ſich auflöſen. Bis dahin — bleibt die Frage: wie ſtellt ſich *hier* und *hier* die Zweckmäßigkeit des Selbſtbeſtandes oder Anſchluſſes heraus?

Ueberall, im Ethiſchen, Natürlichen, Politiſchen und Religiöſen thut ſich dieſe alte Tryas wieder als ein prototypiſches Schema hervor, das jedenfalls anleiten und beſtätigen kann: Element, Verbindung, Wiederauflöſung; vereinzelte Menſchheit, Staat, verbundene Menſchheit; Paradies, Erde, Himmel, — oder wie man dieſe Zuſtände ſonſt bezeichnen und ſich ausmalen will. Es iſt immer Ausgang, Fortſchritt, Rückkehr in höherem Sinne.

Man will, in der Meinung, die Rechte unverkümmert zu bewahren, nichts von Vorrechten wiſſen. Ein unglücklicher Mißgriff! Alle Rechte müſſen aus Pflichten abgeleitet werden. So lange es Vorpflichten gibt, muß es Vorrechte geben. Vorpflichten gibt es, ſo lange menſchliche Angelegenheiten der Leiter, Geſetzgeber, Geſetzverwalter bedürfen. Wird dieſe Zeit enden, dann werden die Vorrechte zum Unrecht geworden ſein. Bis dahin ſind ſie die höchſten, die heiligen Rechte.

Es iſt eine der intrikateſten Aufgaben bei Revolutionen oder auch nur Reformen: das geſchichtliche Recht feſtzuſetzen und zu begrenzen. Es ganz aufheben und den Bau von vorne anfangen, heißt die Geſellſchaft umſtürzen und vernichten; es ſchonen, heißt ihren Fortſchritt verunmöglichen. Es wird alſo Anſpruch und Beſitz unterſchieden werden müſſen; gleichſam vergangenes und gegenwärtiges Recht, Privilegium (Rechtstitel) und Eigenthum. Jenes

muß aufhören, dieſes dem noch exiſtirenden Beſitze bleiben, oder er für ſein Opfer entſchädigt werden. Die Zünfte z. B., als ſolche, ſind aufzuheben, die beſtehenden Zunftgerechtſame ihren Beſitzern abzulöſen, Steuern abzuſchaffen; dagegen ihre Erſatzmittel anzuweiſen u. ſ. w. Wendet man das auf alle einzelnen derartigen Verhältniſſe an, welche Aufgaben ergeben ſich daraus!

Der Hauptgewinn des Aſſoziationsweſens beſteht darin, daß es den Unſinn der Majoritäten, das Vernünftige in der Maſſe durchzuſetzen oder gar durch ſie hervorzubringen, erſichtlich macht, und überhaupt ein öffentliches Bewußtſein erſchafft. Es führt demgemäß nothwendig entweder zur Aufhebung ſeiner ſelbſt, oder zur Veredlung der Geſellſchaft.

Sich auf die Verwirrungen der Sozietät einzulaſſen, bringt keinen Segen. Seine Pflicht gegen ſie thun, iſt Alles; und nur von der ſteten Arbeit in dem abgeſchloſſenen Theile vom Weinberge der Wahrheit, der Jedem Einzelnen zugewieſen ward, iſt für ihn und für das Ganze zuletzt Heil und Glückſeligkeit zu erhoffen.

Die induſtrielle Tendenz hat uns aus dem Feudalismus befreit; und die ideelle Tendenz wird ſich aus der induſtriellen allmälich entfalten.

Die induſtrielle Tendenz muß auf die Wichtigkeit des Betriebes überhaupt führen. Zum Betriebe aber gehört alle Arbeit, alle Thätigkeit, — die des Geiſtes ſo gut wie die der Hand.

Wenn erſt aller materielle Beſitz, Grund und Boden und dadurch auch das nicht mehr ſicher zu kapitaliſirende Geld in ſeinem Werthe und Preiſe auf's Tiefſte geſunken ſein werden, dann wird ſich das Ideale, das geiſtige Kapital und die Produkte ſeiner Anlagen, als die wahrhafte Realität bewähren.

Es thut ſich jetzt ein falſcher Philanthropismus hervor, der (freilich oft ohne es ſelbſt zu wiſſen) nur eine verſteckte Unſittlichkeit iſt. Man nimmt es mit der Entſittlichung der Andern nicht ſo ſtrenge, weil man ſelbſt des Maßſtabes dieſer Strenge in ſich ermangelt; man betrachtet Geſchichte und Weltleben wie phyſiſche Nothwendigkeit, und Laſter als Unglück.

Lächeln muß der Hellſehende, wenn er von der hohen und allgemeinen Bildung unſerer Zeit ſprechen hört. Verſteht die Menge denn jene Ideen, die ſie in beſtändigen Umlauf ſetzt? Uebt man die Tugenden, deren Mangel man den Gewalthabenden vorwirft? Sind die ſchönen Anſichten der Gegenwart in den Köpfen der Menge etwas anderes, als es die Vorurtheile der Vergangenheit waren?

„Man hat Meinungen, um zu ſchimmern — und nicht zu handeln. Sie ſind das große Kunſtſtück der Politik, welche die beſte Meinung gerade am ſchicklichſten findet, das Böſe zu verdecken. Schlimme Gebräuche haben von jeher durch gute Maximen geglänzt.“

Wenn man ſich oft überheben möchte, daß die Zeitgenoſſen erleben, was man vorausgewußt, wohl auch, ohne gehört zu werden, vorausgeſagt hatte, — wenn Andere in behaglichem Ruhme die Früchte ernten, deren Keime man gepflanzt, und ſich dabei für die Pflanzer ausgeben: ſo bedenke man, daß ohnehin alle dieſe Prioritätsanſprüche eitel und prekär ſind. Was jetzt vorgeht und morgen vorgehen wird, haſt nicht nur du, — haben auch ſchon Goethe und Plato vorausgeſagt. Man hat ſie auch nicht gehört, denn ſonſt würde man es nicht für neu halten.

Dieſes ſeltſame Drängen und Sehnen im beſſeren Menſchen — iſt es das Bedürfniß des Geiſtes nach erweiterter Sphäre der Wirkſamkeit und Ausbildung? Das irdiſche Leben bietet ihm unerſchöpfliche Sphären. — Bedürfniß der Glückſeligkeit? ... Gerade die erlangte Harmonie regt neue Diſſonanzen in ihm an, um ſie auflöſen zu können. Einſam — genügt er ſich nicht; Geſellſchaft — genügt ihm nicht; in jedem Lebensalter beneidet er das andere — auch das vergangene — um ſeine Gefühle. Es iſt die alte Mythe von Siſyphos und Tantalos. Und wohin treibt ſie zuletzt? was kann ſie lehren?

Zu entſagen und zu erſchaffen. Kreis auf Kreis, wie er uns eben umgibt, beharrlich auszuſchöpfen und zu erfüllen; zu erwarten, daß immer andere, einſt vielleicht weitere Kreiſe uns angewieſen werden, — und jedenfalls anzunehmen und wohl zu beherzigen: daß wir nicht um des Glückes, ſondern um der Pflicht willen da ſind.

Ein Blick, der durch die Schale dringt, gewahrt, was die Geiſter einigt. Er findet Aehnlichkeit, wo der gemeine Blick nur Gegenſatz ſieht. Man betrachte einmal Thomas von Kempis und Béranger genauer. Beruht ihre geiſtige Freiheit nicht zuletzt auf einer gemeinſchaftlichen Maxime: der Reſignation? Und wo iſt die wahre Religion zu ſuchen, wenn nicht in dem, was „tief und tiefer gefühlt, die Geiſter immer nur einiger macht?“ Und liegt das nicht in der Entſagung?

Die Geſchichte ſchreibt nicht nur die großen Männer in ihre Tafeln ein, ſondern auch die Zeiten und Völker, welche ſie geehrt oder verkannt haben.

Die Geſchichte iſt das Gewiſſen für öffentlich Wirkende. Wie der Jüngling ſich im entſcheidenden Momente die Gegenwart ſeines Vaters oder verehrten Lehrers vorſtellt, die ihm ein zweites, warnendes oder ermunterndes Gewiſſen wird, ſo ſtelle ſich der Mann des öffentlichen Lebens die Geſchichte vor, die ſein Wort und ſeine That mit unerbittlichem Griffel hinzeichnet.

Wer blos nach dem Beifalle der Zeitgenoſſen jagte und ihn erhaſchte, der hat ſeinen Lohn dahin; ihn vergeſſe die Geſchichte! Wer, verkannt oder nicht gekannt von ihnen, ſeiner Idee gelebt, deſſen Angedenken bewahre ſie wie ein Heiligthum! Wer in und mit ſeiner Zeit webte und wirkte, den ſcheide ſie von ihr und zeige, was an ihm ſein und was der Zeit gehörte! Und — fragt ihr — wer ſeine Zeit geſchaffen? — da ſchüttle ſie ihr ernſtes Haupt und ſpreche: maße ſich kein Sterblicher an, das zu können.

Harmodius und Ariſtogiton mahnten ein „entartetes Geſchlecht" an ſeine Väter; Kimon rief ſeinen Zeitgenoſſen die Tage des Harmodius in's Gedächtniß; Sokrates hatte über ein ſchändliches Volk zu klagen; und doch ſproßte nach ihm, aus dem todt-gewähnten Hellas noch die göttliche Tugend des Epaminondas hervor; ja, nach der Beſiegung Griechenlands ſtrahlten noch Phokions und Philopömens Großgeſtalten, — herrlich genug, um dem Enkel wieder ihre Zeit als die goldene vorzubilden. Und ſo berief ſich jede Epoche Roms auf die Väter, und wir uns auf die unſern, — und ſo gab es immer und nie eine goldene Zeit. Das iſt die Weltgeſchichte, und nur unreifer Jugendtaumel oder überreife Alterskälte verkennt ihre Bedeutung. Immer war das Große vorhanden; immer hat es ſeine Miſſion erfüllt, — denn ſein Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Ein Problem für den unbefangenen Weltbeobachter bietet Salvandy's politiſche Stellung. Iſt es hier blos perſönliche Eigenheit, die der praktiſchen Darſtellung des höchſten Sinnes im Wege ſteht? iſt es blos der Mangel dieſes Sinnes in der realiſtiſch aufgeregten Zeit und Nation? iſt es die zufällige Beimiſchung eines weichern, theokratiſchen Elementes? ſind es ganz ſpezielle Verhältniſſe?

Gewiß, wenn es keine höhere Betrachtung gibt, als die geſchichtliche, — die allein vom beſchränkten Egoismus des Philiſterthums retten kann, — ſo muß es Jedem, der auch nur einen mäßigen Geſchäftskreis zu überblicken und auszufüllen beſtrebt war, deutlich werden, welcher Philiſtrismus in dem Politiſiren der Privatleute nach Zeitungen liegt. Eine Geſchichte der Gegenwart — von wem?! für wen?!... Niemand weiß, von wem er geführt wird; und Ihr wollt wiſſen, welche Fäden ſich, ferne von eurem gemächlichen Lehrzimmer, um die Herzen der Länder ſchlingen? aus was ſie gewebt ſind, und wo ſie geknüpft werden?

Wer eine Staatsumwälzungsepoche in der Nähe erlebt, und die Fäden ſpinnen und ſich verweben geſehen hat, die das Geſpinnſt des neuen Gewandes bedingten; wer dieſe Hände geſehen hat, die dieſe Fäden leiteten, die Hände, durch die ſie gingen, — wer das genau und unbefangen vor ſeinen Augen beobachtet hat, — und dann die Schilderungen lieſt, die von der ganzen Kataſtrophe,

als öffentliches Dokument, der Menſchheit geboten werden und in ihrem Archive bleiben, mit allen darin vorkommenden Namen und Thatſachen, — was glaubt Ihr, daß dem das Wort „Geſchichte" bedeutet?

Wenn das Experiment nicht zu theuer bezahlt wäre, — man ſollte wohl einmal die Welt eine Weile, ſo recht nach Luſt und Wunſch und Ideal der Unbedingtheit, unregiert hinrollen laſſen! es gäbe kein ſichreres Mittel, Zucht, Ordnung und Geſetz auf's Entſchiedenſte herzuſtellen.

Wer ſich nicht beherrſchen kann — der will frei ſein? und wer es kann, — iſt er es nicht?

Begeiſterung für ein Höheres im Gemüthe iſt der Aether, von dem die Seele lebt. Das Ideal iſt die Sonne, die aus der Atmoſphäre des Geiſtes dieſen Aether entwickelt, wie die planetariſche Sonne aus der irdiſchen Atmoſphäre den Aether, von dem der Körper lebt. Dieſer Entwickelung des Ideellen in uns in ſtiller Betrachtung zuzuſehen, iſt das höchſte, das einzige, wahre Glück des Lebens.

Der Schatten, den die Sonne des Daſeins wirft, iſt: die Bemerkung, daß ſo viele Tauſende ſie nicht ſehen. Nicht Menſchenverachtung fließe daraus, ſondern ein ſtilles

Gefühl des Mitleids, von gerechter Zuverſicht auf die Wege der Vorſehung gemildert, verklärt.

„Der Gedanke lebt nur vom Bewundern, das Herz nur vom Lieben.“

Wähnt Ihr, das Ideale ſei nicht, weil es ein Geſchöpf des Geiſtes iſt? Erſchafft er es, weil er es aus ſich ſchöpft? von wannen iſt denn Er? und woher kommen ihm ſeine Gebilde? Dichtung iſt des Geiſtes edelſte Kraft, und deutet mit ihrem Janusantlitze dem Menſchen auf ſeine Quelle und ſeine Mündung hin.

Nichts hat abſoluten Werth (Würde) als: ein Symbol ächten Menſchenthums in ſich darzuſtellen; ungeſehen, unerkannt, ohne Rückſicht auf Nutzen oder Meinungen in der Welt, ohne Hoffnung von Gewinn oder Wirkſamkeit. „Was hälfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an ſeiner Seele?“

Nicht in leerem Traume will das Große imaginirt, in Wort und That will es verlebendigt ſein. Darum verbinde ſich mit dem idealen Sinne ein praktiſcher; und auch deßhalb, damit jenes Ideale erkannt werde, welches in's Leben einzuführen iſt, und jenes der Poeſie verbleibe, welches einzig ihr angehört; damit nicht ein Don Quixote die Welt beluſtige und verſchlechtere, die ein Held erheben und verbeſſern ſollte.

Starke (freie) Geiſter ſind immer die, welche ihre Spontaneität den Vorurtheilen ihres Lebenskreiſes gegenüber behaupten. Zur Zeit des blinden Köhlerglaubens ſind es die Zweifler, zur Zeit des Zweifelns und blinder Empirie oder egoiſtiſcher Intereſſen ſind es die Verfechter der Rechte des Gedankens, der Idee.

Dem gemeinen Menſchenverſtande iſt das Wunder keineswegs entgegen. Es liegt ihm vielmehr näher als die Deduktion einer geſetzmäßigen Kauſalität. Er reſignirt ſich bei der Vorausſetzung einer höhern Macht, deren Eingreifen ihm ja überall ſichtbar ſcheint.

Es gibt eine ſpezielle Führung. So nenne ich den Fingerzeig, der jeden einzelnen Menſchen, in allen Ereigniſſen ſeines Lebens, durch alle Fehler, Irrthümer, gute und ſchlimme Erfahrungen, unverkennbar auf die Anerkennung des Sittlichen hinweiſt und Jeden dazu erzieht, der nur irgend aufmerken will. Ich ſpreche hier aus Beobachtung, und damit ſei Jeder aufgefordert, auf die Ergebniſſe ſeines Lebens einmal einen ernſten Blick zu werfen.

Wer auf die Stimme des Dämons in ſich lauſchen gelernt hat, wird inne werden, daß die Vorſehung nie ſtatt des Menſchen handelt, ſondern ihm nur Zeichen zukommen läßt, die ſein Handeln leiten könnten.

Der religiöſe Sinn gibt dem Menſchen etwas Kindliches, weil ihn die Vorſtellung eines Vaters nie verläßt.

Dem iſt der religiöſe Begriff aufgegangen, der ſich überzeugt hat, daß der Glaube der gewiſſeſte Beweis ſeines eigenen Inhaltes iſt. Es verſteht ſich, daß dies nur vom religiöſen Glauben gilt. Die Ewigkeit, an die wir glauben können, iſt uns in und durch dieſen Glauben verheißen. Die Gottheit hat der Menſchheit dieſes Siegel ihrer höhern Bedeutung aufgedrückt. In unſerer eigenen Sehnſucht kündet ſich die göttliche Stimme ihrer Erwiederung an.

Religion — das Komplement der Philoſophie.

Jenſeits der Grenze, die der wahre Philoſoph, je mehr er es iſt, deſto beſtimmter ſich ſelbſt vorſchreibt, iſt ein Bezirk, den Keiner übertreten laſſen kann, dem die Frage der Menſchheit über ſich ſelbſt hinaus einmal aufgegangen iſt. In dieſem Bezirke gelten keine Beweiſe und Gegenbeweiſe mehr, und doch kann der Denker die Anſprüche der Vernunft auch hier nicht aufgeben. Er füllt ihn alſo mit Analogien ſeiner Denkkraft aus, und das iſt die Myſtik. And're, Jeder nach ſeinem eigenſten Naturell und Bedürfniß, ergänzen das Wiſſen durch reine Empfindung oder Fantaſie. „So weiſſagen — ſchrieb Platon an Dioniſius — alle Seelen; entſcheidender aber ſind die Weiſſagungen der guten als die der andern.“

Die Religion ist die beste, welche die Vielen eint, den Einzelnen kräftigt, den Stolzen beugt; die uns das Leben lieben, den Tod mit stiller Ehrfurcht betrachten, mit Ergebung erwarten macht.

Wenn es eine Mystik gibt, welche man die ächte oder die beste nennen kann, so ist es diejenige, die das religiöse Bedürfniß befriedigt, ohne uns den Fesseln eines dogmatischen Positivismus zu überantworten.

Nicht erträumt, durch Spiele der Fantasie, nicht erklügelt durch Künste des Verstandes, nicht erschwärmt durch weichliche Gefühle wird die Religion. So sagt der reinere Mysticismus, und wer möchte ihm so weit widersprechen? Wenn er aber nun fortfährt: „im Schauen, durch Gottes Gnade, wird sie erfaßt —" was kann er meinen? was sonst, als jene heilige Stimme, die sich im reinen, wie im schuldigen Gemüthe, am lautesten aber im geläuterten, als „Gewissen" ankündigt, — welche nicht Fantasie, nicht Verstandesschluß, nicht weichliches Gefühl und doch das Alles, und freilich eine ursprüngliche Gnade Gottes ist; welche selbst in dem nüchternen Denken „eine Tiefe göttlicher Anlagen, einen heiligen Schauer über unsere Bestimmung" (s. Kant. kl. Schriften I. 152) aufschloß und erregte? Man sieht, es gilt nur, sich verstehen zu wollen.

Rein praktiſch zu ſein — iſt das Charakteriſtiſche des Chriſtenthums. „Nachahmung Chriſti“ iſt die Summe ſeiner Vorſchriften; und ſelbſt was es als Theorie in ſich aufnimmt: die Lehre vom Sündenfalle und von der Erlöſung, — was iſt es, als eine Auflöſung des tiefſten Problems durch einen praktiſchen Bezug?

Wie Einſamkeit und Entſagung nur durch Erlebniſſe bedingt werden, ſo auch die „evangeliſche Traurigkeit.“ Nichts ſchadet dem Chriſtenthume mehr, als: es erzwingen, befehlen, als todten Buchſtaben, als Erziehungsformel überliefern zu wollen. „Ehrfurcht“ iſt Alles, was man dem Knaben einzuflößen hat. Jenes religiöſe Gefühl wird ſich im ſittlichen Menſchen ſelbſt entwickeln, er wird wiedergeboren werden, und der Greis an der Pforte der Ewigkeit — was bleibt ihm als der Glaube?

Die ganze Bedeutung des Chriſtenthums liegt in den Worten: „Lebet' nach meiner Lehre, und Ihr werdet von ihrer Wahrheit überzeugt werden.“

Wer Muth und Kraft und Befriedigung fühlt, in der Selbſtſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit ſeines Geiſtes, bleibe ſich treu bis an's Ende! wer ſich nicht genügt, in der Stunde der Entſcheidung, in der Stunde des völligen Alleinſeins, fühle Troſt und Befriedigung in dem Glauben, daß die Herzen der Kinder am Herzen eines Vaters

hangen! . . Danke Jeder von ihnen, — denn beides iſt Gnade.

Die lautere Myſtik verſpricht den Beſitz der Geheimniſſe nur dem ſittlich Gereinigten. Ohne dieſe ernſte Bedingung: ſich vorerſt durch moraliſche Wiederherſtellung zum Organe des Geheimniſſes zu befähigen, verheißt ſie nichts. Und tägliche, ſtrenge Prüfungen — in unbeobachteter Stille, nur zwiſchen Gott und dem Menſchen, ohne äußern Beifall, ohne Täuſchungen der Fantaſie, — können dieſe Läuterung bewirken und beweiſen.

Man muß, um gerecht zu urtheilen, Myſtik und Pietiſterei (Frömmelei), die man ſo oft zuſammenwirft, ſtreng von einander unterſcheiden. Jene läßt dem Geiſte völlige Freiheit, ſich in den Tiefen des Geheimnißvollen zu ergehen, — dieſe knechtet ihn durch ein Dogma; jene erhebt, dieſe erniedrigt und zerdrückt ſein Gefühl. Nur Eins haben ſie oft gemeinſam: daß ſie zum Quietismus führen. Aber was führt am Ende nicht zu ihm? je mehr man überlegt, deſto ſchwerer handelt man; man überlegt ſich zuletzt ſatt, man empfindet ſich ſatt, man ſpricht ſich ſatt, — glücklich, wer irgendwo ewige Ruhe findet!

St. Martin hat unter den Myſtikern deßhalb für Leſer mit Geiſt ſo viel Anziehendes (z. B. für Rahel), weil ſeine Schriften der milde, wohlthuende Hauch eines ſittlichen Charakters durchweht, weil eine anmuthige Sym-

metrie in dem Ganzen seiner Gedanken waltet, und vorzüglich, weil er zuletzt doch an die Vernunft appellirt. (Da das Nichtanerkennen dieses Forums eigentlich das Charakteristische des Fanatismus ist.)

Tief durchdrungen von einem Ideale höherer Menschheit, wie Platon, erscheint ihm die wirkliche, schwache, kranke, kleinliche als ein Bild schmachvoller Entwürdigung. Er will es ihr vorhalten, taucht seinen Pinsel in das geheimnißvolle Colorit des Orient's, malt beide Bilder, wie sie vor seiner reinen Seele schweben, das des Paradieses mit der Schwärmerei des Entzückens, das des verlornen mit der Schwermuth der Sehnsucht, und ruft tief bewegt: ecce homo!

Es ist interessant zu bemerken, daß St. Martin von seinen Uebersetzern und selbst Verehrern so gleichmäßig mißverstanden wurde. Die neuesten haben ihn sogar zu einem katholischen Philosophen, wie früher Platon zu einem christlichen gemacht! es ist eben so interessant zu bemerken, daß ein heller, witziger Kopf (Lichtenberg) der Wahrheit viel näher kam (II. 186).

Die Mystik, welche überall das Colorit der Zeiten, der Völker, der Einzelnen an sich trägt, konnte keine anmuthigere Färbung finden, als die des französischen Geistes, welcher Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Frische und Zart-

heit in ſich verbindet, welcher ſich gern mit tiefem Gefühle, nie mit abſtruſem Pedantismus äußert.

Der ſchönſte Zug bei Jakob Böhme und St. Martin: Alles als Symbol, als Zeichen, deren ſich die Sprache des Unendlichen zu uns, den Endlich-unendlichen, bedient, und allen Irrthum als Andeutung des hinter ihm liegenden Wahren zu betrachten. Die „Erinnerung" des Platon war ein ähnlicher Zug; die Analogien bei den deutſchen Naturphiloſophen ſind meiſtens kleinlich dagegen; die ſeinen ſind erhabene Poeſie.

Er ſagt auch ausdrücklich, daß ſeine Bilder nur Bilder ſind, während And're die ihren für die Sache ſelbſt verkaufen. Ja, er zeigt, daß er vielmehr bekannte für geheimnißvoll gehaltene Bilder, ihrer Bedeutung nach zu erklären beabſichtigt.

Er zeigt eine Achtung für die Forderungen des Verſtandes, welche Achtung für ihn ſelbſt, — eine Rechtlichkeit des Denkens, welche ein Vertrauen zu ihm einflößt, das wenige Myſtiker anzuſprechen haben.

St. Martin ſpricht in Bildern und läßt nur überall das „gleichſam" aus.

Man muß nur nicht eigentliche Philoſophie ſuchen, wo Auferbauung erzielt wird. Ob *mehr*? ob *weniger*?

Gerade jenes Anregen zum Selbſtweiterdenken in einer erhebenden Gedankenſphäre iſt es, was dieſe Lektüre begabter Menſchen (z. B. der Rahel) ſo anziehend macht, — wie das Deuten eines reichen, inhaltvollen Kunſtwerkes.

Glücklich, wer das Namenloſe erkennt! Ewig war die Wahrheit unter uns, und wird es ſein, — aber ſie wird *geſchwiegen*. Reiner Wille und Klarheit des Erkennens ſind an und für ſich eſoteriſch. Aber:

Es iſt nöthig, daß ſelbſt Dinge ein Geheimniß bleiben, die leicht zu offenbaren wären. Es iſt gut, daß man andre Dinge, die offenbar ſind, als Geheimniß behandle, um ihnen die Ehrfurcht der Menſchen, und dieſen, in der Ehrfurcht, ihr Heiligſtes zu bewahren. (Die Geſellſchaft erkennt dies faktiſch an in den Konvenienzen der Decenz, der Diskrezion u. ſ. w.). Es gibt ferner Dinge, die ſich wenigſtens durch Worte nicht mittheilen laſſen. (Hieher Alles, was man im weiteſten Umfange Kunſt nennen kann.) Es iſt auch unmöglich, den Menſchen wohlzuthun, wenn man es ihnen vorausgeſagt; daher „Handeln und Schweigen" die Maxime der geprüfteſten Geſchichts- und Welterfahrung. Endlich: das Schlechte erlangt nur Gewalt durch die Vereinigung und Verborgenheit der Schlechten. Ihm kann nur durch das Gegentheil: ſtille Verbindung der Guten, kräftig entgegengewirkt werden.

In den Spaltungen der Societät bleibt jeder Verſuch, Kreiſe zu bilden, innerhalb welcher Menſchen als ſolche gelten (eine Menſchheit in der Geſellſchaft), reſpektabel. Es gibt Verhältniſſe, die für die Aufſicht des Geſetzes im Staate zu klein, andere, die für ſie zu groß ſind. Hier wirken ſolche Kreiſe, als Supplement der Geſetze, mit dem Staate, für ihn. „Die Sittlichkeit iſt ſicherer als das Geſetz", ſagt ſchon Pirithous beim Euripides. Es iſt löblich, neben den äußern Motiven des letztern, den innern der erſtern Geltung zu verſchaffen. Kein Einzelner iſt im Stande über ſich hinauszugehen. Er ſchließe ſich deßhalb an Andere, die ihn ergänzen und über ſeine Beziehung zum Ganzen orientiren. Dieſes Gefühl, einem beſtimmten Ganzen anzugehören, wirkt (im Patriotismus, Konfeſſionen u. ſ. f.) als ein Reſſort, der ſehr gewaltig werden kann. (Dazu die Macht des Beiſpiels.)

Was endlich das Symbol betrifft, ſo iſt dem mündig gewordenen Denker die Geſchichte ſelbſt Symbol. Zu dieſem Gewahrwerden aber erziehen den unmündigen abſichtliche Symbole.

Eine Vereinigung der Guten — blos um des Guten willen — wenn ſie möglich iſt, ſoll ſie gehindert werden?

R. F. Rauer. Probleme der Phyſik, Philoſophie und Staatskunſt. Leipzig, Kollmann. 1833.

Die Grundanſicht des Ganzen, — die eigentliche Philoſophie des Verfaſſers iſt nicht neu; er ſpricht aus, was Herder, Spinoza, Platon ausgeſprochen haben, wovon auch ich ſeit Jahren überzeugt und durchdrungen bin; er ſpricht das Wahre aus, — und traurig für die Menſchheit wäre es, wenn das Wahre noch neu ſein könnte! Er ſcheint ſich als Erfinder zu viel Ehre beizulegen, wahrſcheinlich weil er, ohne eben alles Vorhandene genauer zu kennen, ſich eines ſelbſtſtändigen, treuen, eigenen Forſchens im Tiefſten bewußt iſt. Für ſich bleibt ihm alſo auch das Verdienſt des Erfinders; für die Welt aber bleibt ihm unbeſtreitbar das Große, unſerer Zeit höchſt Angemeſſene: die tiefſten und höchſten Wahrheiten aus den verſchiedenſten Kreiſen in einen leichten, klaren Zuſammenhang verbunden, und dem Menſchenverſtande (common sense) nahe gelegt zu haben. Er erſcheint beſonders im ethiſchen Theile, als ein von Licht und Wärme innig durchdrungener Verkündiger des wahren Evangeliums.

Am originellſten freilich iſt er im phyſikaliſchen Theil; aber dieſer, freilich noch nicht völlig durchgearbeitet, möchte auch noch die meiſten Fragen übrig laſſen. So iſt die Definition der Bewegung (S. 33) wohl nur eine Tautologie. So erſcheint mir der Abſchnitt von der Wahrnehmbarkeit der Körper (S. 41. u. f.) ſeltſam und überflüſſig. Wahrnehmbarkeit iſt eben nur das Verhältniß der Welt zum Menſchen; in der Ausdehnung, die R. dieſem

Worte gibt, möchte es wohl nur die Wechſelwirkung aller Weſen auf alle auf eine unnöthig neue Art ausdrücken. Die Pflanze nimmt den Reiz wohl kaum wahr: aber er wirkt auf ſie. Die ertönende Saite hört wohl kaum die erſt erklingende u. ſ. f.; der Schluß des Kapitels, worin das Subjektive vom Objektiven unterſchieden wird, erklärt den Gehalt von R's. Anſicht trefflich; nur eben möchte das Wort „Eigenſchaft" unnöthig ſein, indem ſo das Weſen in ſich ſelbſt zerſpaltet wird: denn, was Rauer „Eigenſchaft" nennt, iſt eben das Weſen ſelbſt, in Bezug auf ein anderes gedacht. (Die Modi des Spinoza?) — In dem phyſikaliſchen Theile waltet mir hin und wieder das Teleologiſche zu ſehr vor; von welchem übrigens R. im Großen den einzig rechten, würdigen Begriff hat (S. 51, Anmerkung); ſo wie von der Richtigkeit des „Erklärens" (S. 76), auch wenn es durch mathematiſche Form imponiren will (S. 82). Die Nachweiſungen im Einzelnen laſſen manchen Zweifel übrig; muß das Waſſer, wenn es leuchten ſoll, nicht früher aufhören, Waſſer zu ſein? (S. 85 unt.) Es ſind wohl Gasentwickelungen, welche dies Phänomen verurſachen. — Der mahnende Wink, ſtets reine Beobachtung der Naturwirkungen von künſtleriſchen Experimenten zu ſcheiden, den ſchon Goethe gab, iſt trefflich und beherzigenswerth. Vortrefflich iſt das Kapitel von den Wechſelrichtungen der Körper (Polarität), worin die Religion der Natur, der Lichtdienſt der Schöpfung gelehrt wird. — In dem „von der Menſchwerdung Gottes" nun werden wir lebhaft an St. Martin erinnert und können dem Verf. nicht überall folgen, wo er, wie es uns ſcheint, die zarte

Linie, die das Symboliſche vom Hiſtoriſchen trennt, einen Augenblick überſieht. — Solche Bedenklichkeiten drängen ſich im weiteren Verlaufe öfters auf, und die letzten Abſchnitte (zumal der „vom Staate") würden ganz problematiſch bleiben, wenn nicht über dieſen wichtigſten Gegenſtand ein ſpäteres Werkchen des Verf. uns ſein Glauben und Denken im ganzen Umfang und alſo mit mehr Klarheit offenbarte; ſo daß wir bekennen müſſen: ihm iſt, trotz manchen intellektuellen und praktiſchen Schranken, das Heilige aufgegangen.

Beneke.

Es bleibt ſtets wahrhaft erbaulich, ein ſelbſtſtändiges, über ſich ſelbſt klares Denken den bekannten Kreislauf der Spekulation erneuern zu ſehen. Wenn man ſich nur bei dem Bewußtſein der Grenzen des Bewußtſeins beruhigen wollte! Wer läugnet, daß der Wille zum Ganzen des Menſchen, ſo gut als der Vorſtand, gehöre — und der Menſch ſelbſt zu einem größeren Ganzen? Aber zum Denken, das eben ein Geſchäft des Verſtandes iſt, gehört der Wille nicht, — zur Erkenntniß des Menſchen gehört jenes höhere Ganze nicht. Die Philoſophie ankert bei der Religion; aber ſie in Religion verwandeln wollen, heißt ſie, als Philoſophie, vernichten. So hat mich ſchon (S. 67) die Poſtulirung eines Chriſtenthums der Philoſophie mißtrauiſch gemacht und die weitere Entwickelung hat das Mißtrauen gerechtfertigt. Die Philoſophie iſt und bleibt eine Heidin; das Chriſtenthum mag einen höhern Standpunkt abgeben, als ſie; d. h. der Wille, oder der

ganze Menſch mag höher geachtet werden, als die Intelligenz — aber die Mittel, deren ſich die Philoſophie bedient, liegen innerhalb der Intelligenz. In der Naturforſchung kann hie und da eine Polemik gegen die Herrſchaft der Logik (z. B. das Cauſalitäts-Verhältniß u. dgl., wo auch B. an Töltenzi erinnert) ſtatt finden, weil es ſich hier um Erfahrung, um Objektivirung des ganzen Menſchen, um Auffaſſung durch alle, nicht blos die Denkorgane, handelt; aber in der Spekulazion überhaupt ſind alle Syſteme ſeit Kant durch dieſen Irrpfad veranlaßt worden; man könnte das Fichte's Hyperidealismus, das Schelling's Hyperempirismus, das Hegel's Hyperdialektik nennen, und dem B's. als Hypermoralismus, vielleicht den oberſten Rang einräumen, weil es beſonders edel und praktiſch iſt, — aber es bleibt, denk' ich, beim alten Kant. Man weiß, was man weiß, glaubt, wo man muß, und thut, was man ſoll. Die Darſtellung darf man wohl klaſſiſch nennen, d. i. als Muſter aufſtellen.

Bei Carl Gerold iſt ferner erſchienen:

Buchmüller, Ant. L., ſyſtematiſches Handbuch der Arzneimittellehre für Thierärzte und Oekonomen. Zweite verbeſſerte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1839. 2 fl.

— — Handbuch der Chemie für angehende Thierärzte und Oekonomen. Mit 1 Kupfertafel. Zweite verbeſſerte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1845. 2 fl. 20 kr.

Burg, Ad., Anfangsgründe der analytiſchen Geometrie. Zum Behufe des öffentlichen Vortrages und Selbſtunterrichtes. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1824. 2 fl. 30 kr.

Centner, Joſ., die erſten Vorkenntniſſe des Militär-Geſchäftsſtyls in zwei Abſchnitten zuſammengeſtellt. gr. 12. 1846. broſch. 1 fl. 8 kr.

Ettingshauſen, A. v., Anfangsgründe der Phyſik. Mit 5 Kupfertafeln. Zweite Auflage. gr. 8. 1845. broſch. 4 fl.

Heider, M., Anleitung zur Pflege der Zähne im geſunden und kranken Zuſtande, und Andeutungen über künſtliche Zähne und Gebiſſe. 8. 1845. br. 45 kr.

Hirſt, S., vollſtändige Grammatik der engliſchen Sprache, vorzüglich für Jene beſtimmt, welche nicht allein die Regeln derſelben gründlich kennen lernen, ſondern auch in ihren Geiſt eindringen, ihre beſten Klaſſiker kritiſch würdigen, und ſich einen natürlichen, genauen und eleganten Styl in dieſer Sprache aneignen wollen. gr. 4. 1845. br. 3 fl.

Hönig, J., Anleitung zum Studium der darstellenden Geometrie, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung bei dem Zeichnen technischer Gegenstände, insbesondere jener der Baukunst, der praktischen Geometrie und des Maschinenwesens. Mit 26 Kupfertafeln. gr. 8. 1845. br., die Kupfertafeln in einer besondern Mappe. 6 fl. 40 kr.

Koch, Dr. Ed. Jos., die Mineralquellen des gesammten österreichischen Kaiserstaates in topographischer, historischer, physikalisch-chemischer und therapeutischer Beziehung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1845. br. 3 fl. 20 kr.

— — die Skrophelkrankheit in allen ihren Gestalten für Aerzte und Nichtärzte dargestellt. gr. 12. 1845. br. 36 kr.

Wawruch, Dr. Andr. Ign., praktische Monographie der Bandwurmkrankheit durch zwei hundert sechs Krankheitsfälle erläutert. Mit einem Vorworte von Ign. Rud. Bischoff Edl. v. Altenstern. gr. 8. 1843. br. 2 fl.

Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben's

ſämmtliche Werke.

Mit Ausſchluß der rein mediziniſchen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Fünfter Band.

Wien 1852.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Beiträge

zur

Literatur,

Kunst- und Lebens-Theorie.

Einleitung.

— Botenpflicht iſt ſprechen. Damit gut.
Goethe.

Ein Theil dieſer Aufſätze, in periodiſchen Blättern (zumal in den Blätt. f. Literat. zur Oeſterreich. Zeitſchr. für Geſchichte und Staatskunde) bereits mitgetheilt, hat ſich einen Kreis denkender und ſtrebender Freunde erworben. Dieſen Kreis zu erweitern, und demſelben vom eigenen Streben und Denken eine klare, auf ein Ganzes deutende, Rechenſchaft abzulegen, — war, einem ſo wenig gehofften Erfolge gemäß, der verzeihliche Wunſch des Verfaſſers, und der Grund zur Veröffentlichung der vorliegenden Bogen.

Die vorhandenen Arbeiten wurden geſichtet, abgekürzt, wo ſich gelegenheitliche Zuſätze fanden, erweitert und ergänzt, wo es das Weſentliche galt, — vermehrt, genauer beſtimmt, geordnet, untereinander verbunden, die Lücken ausgefüllt, die Formen ſo viel als möglich Einem

Typus genähert, und dabei die Hinsicht auf den Einen Hauptzweck nie aus dem Auge gelassen; so, daß wohl zu hoffen wäre, einem wohlwollenden, verständigen Leser werde Sinn und Absicht des Ganzen, bei einiger Bemühung, kein Räthsel bleiben.

Einige Bemühung aber vom lesenden Publikum verlangen, heißt unhöflich sein und unsere Zeit verkennen. Der Kritiker, über die Zumuthung lächelnd, einem Autor auf seinen Lebenswegen nachzuspüren, hält sich an die Vorrede, die der neue Koch als Probegericht des ganzen Essens ihm vorzusetzen verbunden ist; aus dieser Assiette schmeckt er die Schule heraus, zu welcher der Koch gehört, — und die Gäste, sobald ihnen der Herold die Schule namhaft gemacht hat, wissen sofort, woran sie sind. Denn ein Mensch ist verstanden, sobald man weiß, in welche Koterie er gehört. Das ist die Weisheit unserer Tage.

Bei diesen Umständen thut man wohl am klügsten, wenn man dem kritischen Ritter lieber selbst auf den Sattel hilft; wenn man eine Einleitung schreibt, wodurch man ihm das lästige Studiren des ganzen Buches erspart; und wenn man in dieser Einleitung sein Geschäft antizipirt, und dem guten Publikum offenherzig sagt, zu welcher Gattung Autoren man gehört. Damit erspart man den Vielen, die gleich ganze Gattungen verwerfen, gar manche Zeit, die am Spieltische weit fruchtbarer zu ver-

wenden iſt. Man braucht alſo, um unſere Aufſätze zu würdigen, nur die folgenden Zeilen zu überblicken.

Wenn wir aus den Verwirrungen des ſozialen Lebens, die uns immer wüſter umſchlingen und unſer reines, tiefſtes Selbſt immer mehr zu trüben und endlich völlig, daß wir es ſelbſt nicht wieder erkennen, zu verfinſtern drohen, — uns in die Ruhe verheißenden Regionen der Kunſt und des Wiſſens zu flüchten gedenken, — ſo finden wir hier ein Chaos, noch hoffnungsloſer als jenes, das uns herein trieb; hoffnungsloſer, weil feinere, geiſtige Gewalten es geſchaffen haben, und thätig ſind, das Verwickelte durch neue Verwickelungen für immer unauflösbar zu machen. Wir müßten an unſern heiligſten Hoffnungen verzweifeln, wenn wir nicht wüßten, daß die Finſterniß aus ſich ſelbſt, auch ohne es zu wollen, das Licht gebiert.

Die Bücher haben aufgehört, Denkmale und fruchtbares Lebenserbtheil weiſer und großer Menſchen zu ſein, ſeit ſie zur Waare geworden ſind. Auch iſt die Menge der Waare zu groß, als daß nicht Schätzmeiſter nöthig würden, ſie zu taxiren, ihre Sorte, ihren Werth zu beſtimmen. Dieſe Schätzmeiſter, die ſelbſt nicht erzeugen, ſondern nur ſortiren, ſchaffen das, was wir Literatur nennen, und haben das Chaos auf ihrer Seele, das uns

ängſtet. Werfen wir nun einen Blick auf die neueſten Chorageten dieſer Gilde, um zu unterſuchen, wie ſie es anfangen, die Verwirrung zu verewigen, ſo finden wir bald den Kern des Uebels. Es liegt darin, daß ſie lehren, ſtatt zu lernen. Die ganze Literatur iſt eine Anſtalt zur Bildung. Was ſelbſtſtändige Geiſter ſchaffen, iſt Element, welches fördernde Talente für ſich und die Welt zur Kultur verarbeiten ſollen. Wahrheit ſollen wir ſuchen. Leſen wir Alles, was die edlen Schöpfer der Kritik in unſerer letzten großen Epoche über Literatur gearbeitet und uns hinterlaſſen haben, ſo finden wir, daß ſie alle in dieſem Sinne gedacht und gewirkt. Leſſing, Herder, Goethe, Schiller erſcheinen in ihren Schriften zur Literatur als Suchende, Lernende. Ganz anders die Ariſtarchen der jüngſten Zeit. Sie ſuchen nicht mehr, ſie haben gefunden; ſie lernen nicht mehr, ſie lehren; fördern wollen ſie weder Andere, noch ſich; Andern wollen ſie imponiren, ſich verherrlichen; und ſo verdunkeln ſie ſich und der Welt auf ewig das Auge, und es nachtet immer tiefer.

Bei einer ſolchen Lage der Dinge kann es verfehlt genug erſcheinen, die babyloniſche Verwirrung dadurch, daß man ſeine eigene Sprache mit darein erſchallen läßt, noch zu vermehren; aber manchem Denkenden wird es anders ſcheinen. Gerade da, wo ſich die Wege des Labyrinthes am dunkelſten verſchlingen, wird die redliche Stimme eines Führers am wünſchenswertheſten; je größer das Chaos,

deſto nöthiger ſolche, die orientiren. Und zu dieſen wünſcht der Verfaſſer dieſer Blätter gezählt zu werden. Das iſt der Standpunkt, auf den er ſich ſtellt.

Allein wer entſcheidet über den Beruf zu einem ſolchen Amte? wer beſtimmt, was Anmaßung, was redlicher Wille und Einſicht ſei? Sagt nicht Jeder, der uns auf neue Irrpfade lockt, daß er gekommen ſei, uns den Weg der Wahrheit zu weiſen? Ich glaube, daß dieſe Fragen weit leichter zu beantworten ſind, als es ſcheint. Wenn in dem, was der Verheißende ſpricht, keine Parteiſprache anklingt, wenn vielmehr der reine Wohllaut redlicher Geſinnung darin zu erkennen iſt (und iſt dieſer ſo leicht zu verkennen?), wenn er überall beweiſt, daß er fähig iſt, die Vorzüge würdiger Geiſter zu ſchätzen, das vorhandene Große und Gute zu würdigen, ſtatt es herabzuziehen, — und endlich, als Reſultat und letzte Beſtätigung: wenn es dem denkenden, unbefangenen Leſer, während er Blatt nach Blatt überſinnt, heller vor der Seele wird, und Klarheit ſich über die Gegenſtände ausgießt, — dann hat ſich der Schriftſteller legitimirt. Dann dürfen wir ihm wohl trauen, ihn wenigſtens hören. Hören? Ja, da liegt es eben. Wird die ſtille, reizloſe Stimme des Wahren auch gehört werden in dem Lärme, den Aberwitz und Leidenſchaft verbreiten? Frage ſich ſo, wer will. Mir ſchien es da, wo Alles durcheinanderbrauſt, gerade am geziemendſten, daß auch der ſein Wort ergehen laſſe, der ſich eines

herlichen Wollens, eines ungetrübten Blickes bewußt iſt. Sollen nur die Lügen das Wort haben, und das Gute, das Aechte ſoll für ewig ſchweigen? Werfet immer den goldenen Samen auf die wüſten Fluren hinaus! irgendwo iſt noch unzertretenes Erdreich; da wird er aufgehen und ſich verhundertfachen

Wer ſich nun ſolche Aufgaben geſetzt hat, und darüber nachdenkt, wie ſie zu löſen ſind, dem wird es klar, daß, was das literariſche Treiben betrifft, zwei Wege vor der Hand einzuſchlagen ſind, die auf die rechte Straße führen. Der Eine iſt das Feſthalten deſſen, was Großes und Aechtes ſchon unter uns vorhanden iſt, damit es erkannt, genoſſen, ſtudirt werde, und nicht verloren ſei. Eine lebhafte, ſtürmiſche Jugend, die immer von vorne anfangen will, ſetzt ſich gern übermüthig an die Spitze, und verdrängt, was hin gehört. Aber damit kommen wir nicht vorwärts. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Großen ſo geſchadet, als Verachtung aller Autorität. Autorität iſt der Hebel der Bildung. So wirkte der Vater, die Mutter auf uns; und wollen wir im Kreiſe der Literatur auch Bildung erlangen, ſo müſſen wir auch hier Vater und Mutter ehren. Nichts iſt hierin ſo hinderlich, als die Parole: Modern. Als ob das Höchſte, was die Menſchheit aus ſich entwickelt, das geiſtige Beſitzthum, der Mode unterworfen wäre! Die Sturm- und Drangperiode war immer, weil immer eine Jugend war. „Die Natur-

gemäßen" — ſagt die geiſtreiche Rahel — „heißen jetzt Genies. Dies nennt man beſtändig fort die alte und neue Zeit."

Am Naturgemäßen laſſet uns alſo feſthalten, unbekümmert, ob es veraltet heiße, oder modern!

Der zweite Pfad in's Freie, von dem ich oben ſprach, iſt die Richtung vom Leben aus, in's Leben. Das Leben muß die Probe über den Kalkul der Literatur ziehen, und vom Quell des Lebens müſſen ſchöpfen, die da geben, und die empfangen. Im Leben ſehe ich Heil für Kunſt und Wiſſen; in der ſteten Hindeutung auf dieſen Pharus die Pflicht des Steuermannes.

Dieſe beiden Wege nun ſind in den nachfolgenden Aufſätzen einzuſchlagen verſucht worden; ob auch das früher geforderte Selbſtſtreben des Autors aus ihnen bemerkbar wird, wird der geneigte Leſer entſcheiden. Ich würde ſie, um dieſe Eigenſchaft auszudrücken, „Studien" betitelt haben, wenn ich nicht beſorgt hätte, eine ſo ernſthafte Miene auf dem Titelblatt würde mir ſchon im Voraus die Gunſt eines Publikums entwenden, das doch eigentlich Bücher nur zur Hand nimmt, um der Pein eines lebenzerſtörenden Ennui's, für eine Stunde, zu entfliehen.

Das Wort Publikum erinnert mich, daß ich, da ich es einmal übernommen, meinen Standpunkt ſelbſt zu bezeichnen, ſchuldig bin, auch noch das Publikum näher zu beſtimmen, das ich mir bei Ausfüllung dieſer Blätter ge-

genwärtig gedacht habe. Denn wer für Alle ſchreiben will, ſchreibt für Niemanden. Und doch geſtehe ich meine Verlegenheit, indem ich mich hierüber erklären ſoll. Ich weiß nur ſo viel, daß ich Alles, was Zunft und Gilde heißt, mir aus meinem Auditorium wegphantaſirte, und eine warme, lebhafte, thätige Theilnahme an deſſen Statt ſubſtituirte.

Anders alſo wüßte ich das Publikum, das ich mir wünſche, nicht zu bezeichnen, als: die Freien, Strebenden. Frei von jeder voraushemmenden Bedingung, — ſtrebend und dürſtend nach dem lebendigen Waſſer der Bildung. Daß es deren noch gibt, darauf beruht die Hoffnung der recht wollenden Schriftſteller, die Hoffnung der Menſchen überhaupt, der denkenden, thätigen, guten!

I.

Kritik und Literatur.

Schaffen muß Beruf und Luſt ſein!
Auch Homer ſchuf mit Bewußtſein, —
Aber nicht nach Theorie'n.
Seht! das trennt uns von den Alten;
Jene lernten aus Geſtalten
Sich Geſetz und Regel zieh'n;
Wir verlangen, daß aus Sätzen
Kunſtgebilde ſich entfalten:
Nun, ſo laßt die Zeiten walten - -
Laßt uns literariſch ſchwätzen!

Die Kritik.

— Kann die Formel Leben je bereiten?
Grillparzer.

Warum ſchreiben wir denn eigentlich Kritiken? und warum leſen wir ſie? iſt Kritik überhaupt nicht am Ende überflüſſig? und wenn ſie's nicht iſt, wer gibt uns eine Kritik der Kritik? wem ſollen wir glauben? der Autorität wohl nicht? alſo hat ächte Kritik ihr Kriterium in ſich? welches iſt denn dieſes? ja was iſt denn im Grunde Kritik?

Das heißt mehr in Einem Athem gefragt, als man, ohne ein Buch zu ſchreiben, in Einem Athem beantworten kann. Und jetzt ſo zu fragen! jetzt, da die Kritik längſt da iſt, ausgebildet, wirkſam, verbreitet, beliebt, mächtig, ja einflußreicher, als die kritiſirte Literatur ſelbſt — jetzt ſollten dieſe Fragen nicht barock ſcheinen? ſollten nicht post festum kommen? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich im Publikum ſo fragen gehört habe. Und ob es praktiſcher iſt, über das Werdende oder über das Gebildete zu reflektiren, entſcheide die Geſchichte. Nachdem die Poeſie ihre Wunder geſchaffen und hingeſtellt hatte, da ruhte das Auge des Griechen mit ſinnendem Wohlgefallen auf ihnen, und an dieſem herrlich Vorhandenen

entwickelte der Stagirite ſeine Geſetze. So ſcheint es nun an der Zeit, über Kritik zu reden, ihr Weſen, ihre Verhältniſſe, ihr Geſetz zu ſtudiren, — weil ſie als fertige, lebendige Erſcheinung vor uns liegt. Beiträge zu ſolchen Studien wünſche ich in Folgendem zu geben.

Die erſten jener Fragen führen auf das Verhältniß des Kritikers zu ſich ſelbſt, und auf das wechſelſeitige zwiſchen ihm und dem Publikum; die letzteren auf ein Ideal der Kritik. Vor Allem muß die letzte beantwortet werden; vielleicht ergeben ſich dann die Löſungen der erſteren von ſelbſt.

Das griechiſche Stammwort deutet freilich auf ein entſcheidendes Urtheilen, — auf ein Richten hin; allein es ſchließt auch den Begriff des Sichtens, des Erkennens in ſich: und wenn wir den Zuſtand unſerer Literatur vor Augen haben, ſo bemerken wir alsbald, daß wir bei dem Worte Kritik bei weitem nicht ſtets an das literariſche Forum denken, ſondern überhaupt Alles darunter begreifen, was über Geſchriebenes und Gedrucktes geſchrieben und gedruckt wird. Zwiſchen den Produzenten und Genießern bewegt ſich eine emſige Schaar zubereitender Köche; wir nennen ſie Kritiker; zur Legion iſt ihre Zahl angewachſen, ihre Herrſchaft zur Tyrannei; man rührt keine Schüſſel an, die ſie nicht gezuckert haben. Hierin ſchon ſind ihre Bezüge zu Autor und Publikum präſtabilirt; ſie ſtehen als Vermittler zwiſchen Beiden. Jenen ſollen ſie ſtudiren, erfaſſen, und wenn ſie ihn haben, dem Publikum

zu nähern ſuchen, indem ſie, je nachdem es Noth thut, ſeine Lücken ergänzen, ſeine Ecken durch Erklärung ründen, ſeine Dunkel hellen, ſeine Größe überſchaubar, ſeine Eigenheit, durch Ueberſetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum ſollen ſie gegen den Schriftſteller vertreten, ihm deſſen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit ſeine Flamme nicht einſam verlodere, ſondern Früchte zeitige. Schon ergibt ſich hieraus die erſte Pflicht des Referenten (denn allerdings entſpricht dieſer Titel mehr dem Amte, deſſen Umfang wir eben bezeichneten); ſie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfaſſer, Achtung vor dem Publikum. Ohne ſie, wie ſoll er in Jenen eingehen, wie ſoll er dieſes vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie ſoll das Publikum ſich ſelbſt reſpektiren lernen, wenn es nicht reſpektirt wird? Engliſche und franzöſiſche Kritiker bekennen und befolgen dieſe edle Maxime; warum geſtatten nur wir Deutſche, daß Rezenſenten uns für Narren halten? daß der literariſche Sansculottismus ſeine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beſchmutze? daß soi-disants-Genies, die „Alles gleich weg haben", die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken wie eine hohle Nuß? warum müſſen unſere Dichter mit Grillparzer klagen:

War eine Wieſe, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, friſch
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemiſch:
Was nicht zu ſagen, davon ging die Rede,
Was auszuſprechen nicht, das ſprach ihr Wort; u. ſ. w.

Warum müſſen wir die Wahrheit dieſer Anklage ſo bitter fühlen? warum werden an den Kritiker allein nicht die Forderungen gemacht, die jede gute Geſellſchaft an den Menſchen macht? Soll er, der uns bilden helfen ſoll, allein ungebildet ſein dürfen? Ja, er bilde ſich nicht einmal ein, zu wirken, wenn er ſeiner Rohheit behaglich die Zügel ſchießen läßt; für den Moment wirkt er vielleicht, ſeinem Namen, ſeinem Buchhändler, ſeiner Faktion zu lieb, — aber auf die Dauer gewiß nicht; denn die vox populi wird einmal mündig, und wird ein anderes Gericht ergehen laſſen, wobei ihm nicht wohl zu Muthe ſein wird; die Schonung aber, die Mäßigung, die Ehrfurcht haben noch nie fehlgeſprochen. — So viel von dieſen Verhältniſſen des Beurtheilenden; er hat aber auch eines zu ſich ſelbſt. Nicht nur den Autor, nicht nur den Leſer, auch ſich ſelbſt ſoll er fördern, indem er ſich Rechenſchaft über das Geleſene ablegt; indem er dieſe Rechenſchaft zu einem Ganzen ausbildet, das nun auch ein Werk ſein und darſtellen ſoll. Er muß alſo ſeine Stellung gegen den Schriftſteller und gegen das Publikum richtig beurtheilen; das heißt: er muß ſich ſelbſt erkennen. Ob er zum Kritiker berufen iſt? wird hierbei die erſte Frage ſein. Daß hierüber nur praktiſche Einſicht in eine Sphäre der Bildung und Darſtellungsgabe entſcheiden, liegt wohl am Tage. Ich kann hierin mit Bauernfeld nicht ganz übereinſtimmen, der in einem vortrefflichen, aus dem innerſten Gefühl deſſen, was Noth thut, hervorgegangenen Aufſatze (in Nr. 7, Jahrg. 1835 für Literatur, Kunſt und Kritik, zur Oeſterreich. Zeitſchrift für Geſchichts- und Staats-

kunde) zu wünſchen ſcheint, daß nur der bereits Anerkannte das Richtſchwert in die Hand nehme. Man kennt den Löwen an der Klaue; und, da es vielleicht bloß kritiſche Naturen ſo gut wie bloß produktive gibt — wie ſollen jene ſich Anerkennung verſchaffen? Eine Kritik muß doch die erſte ſein; ich glaube vielmehr mit Goethe: daß wer mit Liebe einem Gegenſtande treulich Jahre lang anhängt, das Recht habe zu reden, und wenn gar Niemand ſeiner Meinung wäre. Ein Anderes aber glaube ich mit Bauernfeld: daß nur, wer praktiſche Einſicht habe, befugt ſei, über einen konkreten Gegenſtand zu reden. Mit welchem Gewinn hören wir einen Grillparzer über dramatiſche Kunſt ſprechen, — wie unbefriedigt dagegen läßt uns das Urtheil des denkendſten, gelehrteſten, aber unpoetiſchen Polyhiſtors über dichteriſche Schöpfungen! Das Sprichwort: man ſoll über nichts reden, was man nicht beſſer machen kann, iſt nicht ſo übertrieben, als man geſagt hat; — nur das Wörtlein „beſſer" mag ausbleiben, und dann iſt die Wahrheit übrig, daß nur der vollſtändig aufzufaſſen und darzuſtellen fähig iſt, der in das Geheimniß des Machens eingeweiht iſt — eine Wahrheit, die Schillern nach mühevollen Anſtrengungen klar ward. Eine zweite Forderung, die man an den Kritiker wohl machen darf, iſt die, daß er leſen könne; und wie Wenige können es! Sich ganz in's Buch hineinleben, dem Myſterium ſeiner Zeugung und Geburt nachlauſchen, heuriſtiſch diviniren, ſich ſelbſt verläugnen, wie Sokrates den Geiſt Heraklits aus dem Buch aufbeſchwören, — kann, will das Jeder? — Iſt aber nun der Beruf entſchieden, ſo wird der Rezen-

ſent im beſtimmten Falle vorerſt zum Autor ſein Verhältniß feſtzuſtellen ſuchen. In dieſem ſchon wurzeln dreierlei Arten der Kritik; denn der Kritiker ſteht entweder über dem Autor, und das gibt den Urtheilsſpruch, die Kritik im engeren Sinne; oder er ſteht neben demſelben, auf gleicher Stufe der Bildung, und das gibt die Anſicht, die darſtellende, entwickelnde Kritik; oder er fühlt ſich unter dem Schriftſteller, und da wäre freilich das Schweigen am rathſamſten; indeß mag, bei ſolcher Stellung, die Beſchreibung deſſen, was das Buch in ihm wirkte, für ihn, für andere Leſer, ja für den Verfaſſer nicht ohne Nutzen ſein. Nach Feſtſtellung dieſes Standpunktes wird der Rezenſent daran gehen, ſich vorerſt ſelbſt über das Geleſene Rechenſchaft abzulegen. Er ſehe, welche Methode ihm dabei zu Statten kommt. Für Werke der Poeſie hat Goethe zu dieſem Behufe ein Schema vorgeſchlagen (man ſehe Bd. 45 der Duodez-Ausgabe), worin ſie nach Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form und Effekt kurz zu bezeichnen wären; nur iſt dabei bloß das Allgemeinſte auszuſprechen; für das Individuelle eines wahren Kunſtwerks möchte es bei weitem nicht hinreichen. Mit ſolchem Ernſt aber muß man zu Werke gehen, wenn man ehrlich und nützlich ſein will. Ferner hat er ſeinen Sinn unbefangen zu öffnen, und das Werk rein und ohne Vorurtheil auf ſich wirken zu laſſen; nicht aber der verderblichen Maxime moderner Zoiluſſe zu folgen: „Jedes Menſchenwerk hat ſeine Licht- und Schattenſeite; zeige ich bloß jene, ſo hält man mich für ſchwach; ſpür' ich dieſe auf, ſo glänze ich und behage." Eine Kritik in dieſem Sinne wird wenig

Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgeſehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausſpruchs (denn wie ſoll bei einer ſolchen, im Voraus offenſiven Stellung das Große wirken?), iſt er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetiſche Produkt iſt kein Menſchenwerk, im gemeinen Sinne des Wortes; es löſet ſich als Blüte vom Stamme des dichteriſchen Daſeins, und iſt frei von den Mängeln, denen der Dichter als Menſch allerdings unterworfen bleibt. Dieſe Anſicht iſt wahr, und muß dem Kritiker heilig ſein. Er ſchreibe auch nicht, um ſich zu produziren, um ſein Wiſſen, ſeinen Styl, ſeinen Witz zu zeigen, ſeine Anſichten auszukramen, ſein Herz auszuſchütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, ſein eigentliches Objekt iſt, und Vermittlung ſeine einzige Aufgabe. Wenn er dieſe löſt, ſo hat er alle ſeine Fähigkeiten auf's Schönſte bethätigt; er hat den Leſer gefördert, und das muß ihm dieſer im Stillen mehr danken, als wenn er durch Poſſenreißen und Schmähen ſich zum Therſites, und den Leſer zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verſtehen gibt, daß er ihm ſchadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenſchen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, ſondern das Buch vor ſich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntniſſe beweiſe oder nicht beweiſe; nicht wie es mit ſeinem Charakter moraliſch oder bürgerlich ſtehe, ſei ſein Augenmerk, ſondern: was in dem Buche ſteht; es müßte denn dieſes ohne jenen durchaus nicht zu begreifen ſein, wie es z. B. bei der Lyrik meiſt der Fall iſt, welche die Blüte eines individuellen

Daſeins darſtellt; wie es bei jenem Autor der Fall iſt, der in jedem Blatte den Abdruck ſeiner ſelbſt gibt, deſſen ganze Bildung einen Kreis bezeichnet, wo ein Segment ohne das andere krumm und unbegreiflich iſt. „Ein Autor, — ſagt einer der ehrwürdigſten unter ihnen — gibt mit ſeinem Buch einen Theil ſeiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbart nicht nur, womit ſich ſein Geiſt angelegentlich beſchäftigte, was er für Zweifel und Auflöſungen im Gange ſeines Lebens fand, mit denen er ſich bekümmerte oder aufhalf; ſondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es ſonſt für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten ſeiner Bruſt einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf Einige, vielleicht Wenige, denen im Labyrinth ihrer Jahre ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen beſpricht er ſich unſichtbar, und dieß unſichtbare Kommerzium der Geiſter iſt die größte, die einzige Wohlthat der Buchdruckerei.“ Zu dieſen Einigen, Wenigen, nur nicht zu jener wilden Menge zu gehören, das ſei der Beruf, das der Stolz des Kritikers! Wenn er alle dieſe Forderungen erfüllt, ſo werden wir bald begreifen, daß ſein Wirken keineswegs geträumt, daß die Kritik keineswegs überflüſſig, ſondern, wenn auch nicht für den Genießenden, doch gewiß für den Schaffenden und Lernenden labend und fruchtbar iſt. Und ſo hätten ſich alle Fragen am Eingange dieſes Aufſatzes dem Weiterdenkenden wohl zur Genüge beantwortet.

Sollen nun aber die Eigenſchaften der Kritik genauer betrachtet werden, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß dieſe vielfach iſt, je nach den Objekten, die ſie behan-

delt. Denn weit andere Forderungen macht man mit Recht an die Beurtheilung philoſophiſcher, als an die poetiſcher, hiſtoriſcher, techniſcher und anderer Werke; und in dieſe einzugehen, würde hier zu weit führen; genug, wenn wir uns über jene Punkte verſtändigen, die von einer jeden Kritik zu fordern ſind; wiewohl wir nicht läugnen, daß wir in dieſen Zeilen vorzüglich die Beurtheilung dichteriſcher Erzeugniſſe im Auge haben; denn bei andern handelt es ſich erſtens und letztens um die Wahrheit: und hat der Kenner in ihrem Lichte gerichtet, ſo ſind wir zufrieden, und mäkeln nicht an ſeinem Worte.

Wenn ich die Kritik im Allgemeinen betrachte, nach ihrer innern Form (die äußere mag nun die gewöhnliche, oder epiſtolariſch, wie z. B. Enk's Briefe über Fauſt, oder dialogiſch, z. B. Götter, Helden und Wieland, oder wie immer ſein); ſo bemerke ich beiläufig folgende Varietäten, von denen ich jedoch die fehlerhaften, als: die oberflächliche, die mißwollende, die abſprechende, die ſich produzirende, die vandaliſche, die pedantiſche, die ſchmeichelnde, die einſeitige, die über den Leiſten gearbeitete, die ſeitwärts vom Gegenſtand ſchweifende, die beſchränkte u. dgl. ausſchließe, und nur die giltigen aufnehme; ohne jedoch dem Leſer zu wehren, nach ſeiner Kenntniß neue hinzuzufügen.

Die beſchreibende Kritik gleicht, um mich fremder, bezeichnender Worte zu bedienen, dem Tageslicht; indem ſie die Gegenſtände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet, und ſie eben dadurch jedem Urtheile offenbar vorlegt. Sie findet beſonders bei poetiſchen Werken Statt, wo ſich nicht ſowohl raiſonniren als darſtellen

läßt; findet beſonders dann Statt, wenn ſich der Referirende unter oder neben dem Werke fühlt, und dient trefflich, ſowohl zu ſeiner eigenen Belehrung und Uebung, als zur Bildung des Publikums, dem der ächte Trank, gleichſam durch ein verwandtes Sieb geläutert, beſſer mundet, und das Herbe verliert. Das Muſter dieſer Gattung möchte wohl Friedr. Schlegel's Darſtellung von Meiſters Lehrjahren in den „Charakteriſtiken und Kritiken" ſein. Es wäre zu wünſchen, daß man dieſer Art ſich häufiger bediene. Fällt die Beſchreibung mehr in's plaſtiſche und humoriſtiſche Charakteriſiren, ſo haben wir den Standpunkt Heine's bei Beſprechung von Kunſtwerken und Poeten. Entwickelnd, genetiſch wird dieſe Art, wenn zu der reinen Darſtellung ſich die Nachweiſung des Entfaltungsprozeſſes eines Produktes oder Menſchen geſellt; wenn ſich das Ganze, ein wachſender Organismus, Glied für Glied, vor unſern Augen, unter der Hand des Entwicklers aufbaut, wobei der Kelch die Krone trägt, und dieſe den Kelch erklärt und ſchmückt. So formt ſich das Bild von Voß's und Hebel's Gedichten, Zug für Zug von Goethe's Pinſel gemalt, allmälich vor uns zum ſchönen, klaren Ganzen.

Iſt aber die Leiſtung vom Leiſtenden untrennbar, ſo werden wir aufgefordert, in den Lebenskreis des Letzteren zu dringen, und es entſteht die biographiſche Kritik, welche nach Umſtänden, wenn zum Verſtändniß, zur Rechtfertigung des Autors die Betrachtung einer abnorm modifizirten Natur unerläßlich iſt, zur pathologiſchen wird. Wer wollte die Schriften eines Staatsmannes ohne ſeine Le-

bensgeſchichte verſtehen? wer ſo manche abenteuerliche Produktion neuerer Romantiker ohne pathologiſche Rückſicht entſchuldigen?

Findet ſich zwiſchen der Eigenheit des Schriftſtellers und dem Typus der Kultur ſeines Publikums eine ſolche Kluft, daß ſie nur durch Hilfe eines tiefen, beſonnenen, wohlausgedrückten, vermittelnden Verſtändniſſes auszufüllen iſt, ſo wird die aufklärende Kritik nöthig, welche, je ſchärfer ſich der Gegenſatz im Publikum ausſpricht, deſto mehr zur vertheidigenden ſich ſteigert. Einen ganzen Band literariſcher Ehrenrettungen hat uns Leſſing hinterlaſſen.

Wo es ſolcher Rechtfertigung nicht bedarf, wo das Große, das Aechte, das Schöne mit ſeiner geiſtigen Allmacht vor uns hintritt, daß wir uns überwältigt fühlen und freudig gedrungen, das Herrliche zu verkünden, und, ſo viel es mit Worten thunlich iſt, zur Anregung Anderer, zu ſchuldiger Würdigung, zu erhebender Stärkung im Rechten darzulegen, — da wird unſer Referat panegyriſch, im edelſten Sinne des Ausdrucks. Alle großen Kunſtwerke, die der Begeiſterung ihren Urſprung, der beſonnenen Meiſterſchaft ihre Vollendung danken, können nicht wohl anders als auf dieſe Weiſe behandelt werden, da die Rede des gewöhnlichen Verkehrs ſich über ihr gemeines Maß erheben muß, um eine Ahnung von der Wirkung jener Mittel zu geben, durch welche der Künſtler ſeine Wunder ſchafft. Hier iſt es, wo der Referent nicht bloß mit dem Verſtande zergliedern, mit der Phantaſie ſchwärmen, mit der Empfindung rühren darf, — wo er mit allen Organen zugleich zu vernehmen, mit allen wiederzugeben hat; denn alle ſpricht das

Kunſtwerk an, und ſeine Darſtellung desſelben, ſoll ſie es anders wiederſpiegeln, muß ſelbſt wieder ein kleines Kunſtwerk ſein: lebendig, ganz, eins, organiſch, ein höheres Daſein ausdrückend, und, wie es Leben aus Leben bildet, begeiſternd. — Wenn ein Kunſtwerk ſolcher Höhe in die Hand eines geſtaltenden Denkers gelangt, ſo entſteht die legislative Kritik; die erſte, die es gegeben hat. Nachdem ſich nämlich der Verſtand von der erſten Ueberwältigung erholt und gleichſam befreit hat, erwacht die gewohnte, intellektuelle Selbſtthätigkeit, und er ſpürt dem Geſetze nach, deſſen Walten der Künſtler, mit oder ohne Bewußtſein bethätigt hat. So hatte Ariſtoteles die Wunder Aeſchylos, Sophokles, Agathons vor ſich, und an und in ihnen entrollte er die ewige Theorie. — Wenn Schiller Bürger's und Matthiſſon's Lyrik ſich gegenüber ſtellte, ſo wünſchte wohl der edle, nie unbillige Philoſoph dadurch nur ſeine damalige Anſicht über das Geſetz der Lyrik überhaupt in's Licht zu ſetzen, und lieferte ſo an zwei eben ſich bietenden Erſcheinungen, die ihm bloß Vehikel waren, den Verſuch einer theoretiſch vergleichenden Kritik. — Literaturhiſtoriſch wird dieſe Art, wenn vom Kunſtwerk der Uebergang auf den Künſtler gemacht, und dieſer in ſeiner Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen, zur Kultur ſeiner Nation, in ſeiner Wirkung auf dieſelbe betrachtet wird. Die Kritiken der Ausländer über unſere Autoren ſind meiſt in dieſem Sinne abgefaßt, weil es ihnen vor der Hand mehr um Verſtändniß unſerer Literatur als unſerer Autoren zu thun iſt.

Iſt ein Buch von großem, reichem Gehalte, der mit-

theilbar, und durch Mittheilung fruchtbar, aber im Werke ſelbſt diluirt, verhüllt, oder auf irgend eine Art minder offenbar und genießbar iſt, ſo macht ſich die *extraktive* Kritik nöthig, die den Kern herauszutaſten und aus den Hülſen zu ſchälen verſteht — ein Fall, der zumal bei wiſſenſchaftlichen Hervorbringungen in Deutſchland gar oft eintritt, und ſolche Kritiken ſehr wünſchenswerth macht. Im Fach der Heilkunde z. B., wo ſo häufig eine fruchtbare Erfahrung in einen Brei von gelehrter Oſtentation verkocht iſt, wird ſie zum Fortſchritte unentbehrlich. Genau ſchließt ſich ihr die *reſumirende* an, die der Referent meiſt zu eigener Erleichterung unternimmt, um das Reſultat im Werden auf einen Blick zu überſchauen. Er legt dieſe Arbeit zu ſeinen Papieren, und bewahrt ſich ſo das Nöthige ſtets gegenwärtig, ohne mit dem Wiederleſen eines breit ausgeführten Ganzen Zeit zu verſchwenden. Dieſelben Vortheile ſchafft er, wenn er ſeine Synopſis veröffentlicht, dem Leſer.

Alle bisher angeführten Arten der Kritik eignen ſich für den Standpunkt des Referenten *unter* dem Autor vorzugsweiſe. Glaubt ſich jener dieſem ebenbürtig, ſo wird er, in Bezug auf's Werk, entweder Uebereinſtimmung, oder Widerſpruch in ſich empfinden. Aus der erſtern geht dann die *doktrinäre* Kritik hervor. Er hat nämlich an des Autors Anſichten nichts zu verneinen, nichts zu ändern, nichts zu loben — es ſind die ſeinen; er ergreift mit Behagen den Anlaß, ſein Kredo, als Begleitung einer verwandten Stimme, lauter in die Welt zu rufen. Sind die Meinungen des Verfaſſers die des Berichterſtatters, ſchei-

nen ſie aber dieſem zu ſehr durcheinander geworfen, ſo daß er fürchtet, die verworrenen Klänge möchten ununterſchieden im Lärm des Tages verhallen, ſo fühlt er ſich zur ordnenden Kritik beſtimmt, wofür er den Dank des Autors und der Welt erwartet. Merkt er Lücken im Werke, das er zu ordnen verſucht, ſo glaubt er demſelben einen Dienſt zu thun, wenn er die Bahn der ergänzenden Kritik einſchlägt; ſo, daß dann ſein Verſuch, mit dem des Verfaſſers zuſammengenommen, erſt ein befriedigendes Ganzes darſtellt.

Glaubt er jedoch, bei gleichem Niveau, nicht ganz mit dem Buch harmoniren zu dürfen, ſo thut er am beſten, ſich zur dialogiſchen Kritik zu entſchließen. Ich nenne ſo — abgeſehen von der äußern Form — jenes Verfahren, wo Anſicht an Anſicht, in freundlicher Zwietracht, frag- und antwortweiſe, entwickelt und paralleliſirt wird, — wo dann das Publikum das eigentliche Forum iſt, an welches appellirt wird — eine fruchtbringende Unternehmung, die wohl auch öfters, ſtatt des Abſprechens und Aburtheilens, zu verſuchen wäre. Denn aus dem Austauſch der Gedanken ſchöpft das Wiſſen, entquillt die Wahrheit. Nur wo Zuſammenklang auf keinem Wege zu erzielen iſt, wo der Widerſpruch im Weſentlichen wurzelt (immer noch bei gleicher Höhe), mag und muß die polemiſche Kritik geſtattet ſein. Zu ihr wird Schärfe des Intellekts, Kraft, Ueberzeugung, ruhiger Ernſt, Selbſtverläugnung für's Wahre, reine Auffaſſung des Fremden, Würde und Gabe des Vortrags gefordert; auf daß aus dem Streite der Kräfte ſiegreich die Wahrheit ſich verkläre. Nie wage ſich an dieſe

Kritik, wer ſich jener unerläßlichen Eigenſchaften nicht bewußt iſt!

Ganz anders jedoch verhält ſich die Sache, wenn der Kritiker *über* dem Werke (deßhalb nicht ſtets über dem Autor) ſteht. Hier iſt das Urtheil am Platz; und die eigentliche Kritik, die Kritik im engern Sinne findet Statt. Manche der vorigen Arten wird auch hier anzuwenden ſein, mit veränderter Farbe, — wenn der Verfaſſer nicht irrt, aber auf dieſe oder jene Weiſe Begränzung kund gibt, als: die ordnende, die ergänzende; da, wo er ſich überhebt, wo er die Schranken vernünftiger Geſetzlichkeit durchbricht, tritt die Kritik als *begränzende* hinzu, und ruft die voreiligen Stimmen zur Ordnung zurück. Da, wo Wahrheit und Irrthum in einem, dem Autor wie dem Leſer gefahrdrohenden Knäuel ſich verſchlingen, wo die alte Sophiſtik ihr tückiſches Netz unter gewirkten, lachenden Teppichen ausſpannt, — da ſchlichtet die *berichtigende* Kritik das Chaos, — an Wirkung die edelſte von allen. Ein Spezimen derſelben haben wir an Goethe's Verſuchen über Diderot's Traktate von der Farbe und von der Zeichnung — ein Spezimen, in welchem ſich die ordnende, berichtigende, polemiſche, ergänzende und dialogiſche Kritik zum geiſtvollſten Ganzen ründen. Allein, ein ſo delikates Verfahren iſt den Uſurpatoren der kritiſchen Throne zu unbequem, und unter ihrer Amtswürde; das Kind ſammt dem Bade ausſchütten iſt bequemer, ſieht gigantiſcher aus. — Wo aber der Irrthum, wo die Lüge, wo die Bosheit ihre Larve vor's Antlitz nehmen, und ſich der Welt aufzudringen wagen, da tritt, mit der Kühnheit

des bewußten Berufes, die enthüllende Kritik, die höhere Schweſter der polemiſchen, hervor, und reißt die Binde von den Augen der Betrogenen, denen ſie zugleich den Spiegel der Wahrheit vorhält *). Wer gedenkt hier nicht mit dankbarer Ehrfurcht unſeres unſterblichen Leſſing, deſſen eigentlichſte Sphäre dieſes Schlachtfeld des Lichtes und Rechtes war, auf dem ihn die Welt mit immer gleichem, edlem, raſtloſem, heiligem Muthe kämpfen und vernichten ſah? Wenn überhaupt Deutſchland das Vaterland ächter und tiefer Kritik ſich nennen darf, ſo war Leſſing der Phönix, aus deſſen Aſche ſie glorreich hervorging. In ihrer Flamme hat er ſein Irdiſches verbrannt und das Ewige geläutert, — uns aber die ewige Verpflichtung hinterlaſſen, ſein Andenken zu ehren, das heißt: in ſeinem Geiſte zu denken und zu wirken. Laſſet uns, Jeder nach ſeinen Kräften, dieſe Pflicht zu erfüllen ſtreben!

Wie viel wäre noch zu ſagen! wie ſehr fühle ich das Skizzenhafte meiner Arbeit! Allein, wenn das Beſtreben, der letztgenannten Aufgabe nachzukommen, nicht ganz in ihr zu verkennen iſt, ſo habe ich für jetzt meinen Zweck erreicht, und darf getroſt abſchließen, um meine Leſer nicht noch mehr zu ermüden, als ſie es durch meine Gattungen

---

*) „Die polemiſche Methode — ſagt der gehaltvollſte Repräſentant ächt deutſchen Humors, Hippel, — iſt die Läuterung, das Streben, die Verweſung in der Erkenntniß, ehe wir zu Licht und Leben kommen."

der Kritik wohl ſchon ſind. Gerne hätte ich ein Wort über den ſchädlichen Einfluß niedriger Intereſſen, als: des ökonomiſchen, modiſchen, nepotiſtiſchen, zünftigen, — zumal auf die periodiſche Kritik hinzugefügt, wenn ich nicht hier, über auf Menzel's „deutſche Literatur" verweiſen dürfte, wo am Schluſſe dieſe Materie (venusina digna lucerna!) trefflich abgethan wird; gerne noch über die Kritik der Kritik etwas beigebracht, welche Bauernfeld im erwähnten Aufſatze mit Recht fordert, und wovon Goethe durch Beſprechung des Urtheils im Quarterly Review über den Grafen Carmagnola ein Beiſpiel gegeben hat. Wenn ich gleich ſelbſt verſuchte, Euk's Urtheil über den zweiten Theil von Goethe's Fauſt zu revidiren, ſo möchte uns doch für jetzt dieſer Weg von Kritik zu Antikritik, von dieſer zu Hyperepiantikritik u. ſ. w. in infinitum von dem nächſten Ziele zu weit abführen; und wir werden es vielleicht ſchneller erreichen, wenn wir vorerſt jede einzelne Kritik ſo unbefangen, redlich, aufmerkſam und gut machen, als es uns möglich iſt. Wir haben uns ein hohes Ziel geſteckt, wir haben große Forderungen gemacht; dieß iſt Pflicht bei allem Streben: ob wir unſerer Aufgabe genügen, ob wir uns jenem Ziele nähern, müſſen Zeit und Wirkung entſcheiden. Dieſes aber wollen wir nie vergeſſen, und als Deviſe vor dem Pulte aufhängen, an dem wir unſere Kritiken ſchreiben: daß die Kritik nicht zum Zerſtören da iſt, ſondern zum Schaffen; und daß ſie ſelbſt da, wo ſie zerſtören muß, wie die ewige Natur auch ſchon die Keime des Lebens ausſtreut. So wird ſie werden, was ſie werden ſoll: Läuterung und Bildung des literariſchen Chaos

zu einer Welt des geiſtigen Lebens; ſo wird auch ſie ihr zugemeſſen Theil ſchaffen am großen Werk der Menſchheit, um deſſentwillen That, Kunſt und Wiſſenſchaft in die Geſchichte treten, um deſſentwillen alles Beſeelte ſtrebet und ringt, ſo lang es in den Kreis des Vergänglichen ſich geſchloſſen ſieht. Dieſes iſt unſer Kredo, in welchem wir pflanzen und bauen wollen!

Die Leſer *).

Ei, welch' ein Einfall Dir kommt! Du richteſt die Kunſt mir, zu ſchreiben,
Ehe Du ſelber die Kunſt, Beſter, zu leſen gelernt.
Heinr. v. Kleiſt.

Groß ſind die Forderungen, die unſere, die jede gebildete Periode an den produktiven Schriftſteller macht; ſich zum urtheilenden aufzuwerfen, erſcheint faſt immer als Anmaßung; jenen läßt man nur mit Schwierigkeit gelten, dieſen frägt man nach dem Abzeichen ſeines Amtes; — ob aber Jemand fähig ſei zu leſen, darüber iſt ſelten oder nie die Frage. Und doch läßt es ſich ohne Widerrede behaupten: manche ſchöne Eigenſchaften ſetzt die Kunſt

---

*) Wie der Acker zwiſchen Same und Frucht, ſo liegt das Publikum in der Mitte zwiſchen Autoren und Kritik; und ſo mögen die folgenden Zeilen, als einfaches Ruheplätzchen zwiſchen den wichtigern Betrachtungen, die vorangehen und nachſchreiten, eine Stelle finden. Wer ſich bewußt iſt, leſen zu können, überſchlage ſie! — Uebrigens iſt der Kritiker nichts als ein Leſer, welcher drucken läßt; und wer ſich bemühen wollte, den vorigen Aufſatz in dieſem Sinne durchzugehen, und immer ſtatt „Kritiker" „Leſer" zu leſen, würde manches Reſultat erhalten.

des Hervorbringens voraus, — mehrere und ernstere die Kunst des Urtheilens, — die meisten und wichtigsten die Kunst des Lesens. Und soll ich in dieser aufgegriffenen Zusammenstellung fortfahren, so sage ich: Unsere Zeit hat wenige Schöpfungen, die einen großen, eigenen, fortzeugenden Geist beurkunden; noch wenigere tief eingehende, redliche und fruchtbare Kritiken; aber gewiß! am allerwenigsten wahre Leser. Und wenn ich hinzufüge: hierin liegt der Quell der gerechten Klagen aller ächten Freunde der Bildung, so werde ich nicht weit vom Ziele getroffen haben. Einige erläuternde Bemerkungen über einen für uns Schriftsteller so bedeutenden Gegenstand werden hier nicht am unrechten Orte sein. Es ist eine egoistische Erholung für einen Handwerksmann, seinen Kunden weitläufig zu erklären, daß sie von seiner Arbeit eigentlich nichts verstehen.

Ist es schon längst aus der Mode gekommen (wenn es unter den Kindern Adams überhaupt je Mode war), sich bei irgend einem Beginnen um das Warum zu fragen, so gilt das wohl vom Lesen insbesondere. Ob wohl unter hundert Lesern Einer ist, der sich ehrlich fragt: zu welchem Zwecke nimmst du nun das Buch zur Hand? — Ich rede hier von Büchern, die sich auf die Bildung des Menschen im Ganzen beziehen, wohin eigentlich die poetischen und sogenannten literarischen gehören. Denn in bestimmten Fächern ist es wohl anders. Der Arzt weiß recht gut, wozu er liest: um sich und Andern Worte vorsagen zu können, wo die Begriffe und Anschauungen abgehen; der Linguist weiß es recht gut: um mit tausend ausländischen Lappen die Blöße seines Innern zu bedecken; der

Hiſtoriker weiß es recht gut: um für ſein Eigenthum auszugeben, was unter dem Moder von Jahrhunderten verſchüttet liegt; der Gelehrte überhaupt weiß es recht gut: um zitiren zu können. Was aber die Leſer im Allgemeinen, denen die nach meiner Anſicht wichtigſten Bücher, die das Leben betreffen, in die Hände kommen, — was dieſe betrifft, ſo habe ich, außer den wenigen ächten Leſern, zwei Gattungen unterſcheiden gelernt, als ich mich, in ihre Seele hinein, fragte: warum leſen wir? Die erſtere gab zur Antwort: um eine, mit den Sitten der Zeit übereinſtimmende, Zeit-Tödtungs-Beſchäftigung zu haben. Die zweite, um ein Haar beſſere, geſtand: um mich in meinen Einſichten und Empfindungen beſtätigt zu fühlen. Von Büchern, die ihnen das leiſteten, ſagten ſie: ſie haben uns angeſprochen.

Von der erſtern Gattung darf ich wohl hoffentlich nicht viel Worte machen. Wie könnte man hoffen dürfen, Leſer zu beleben, die eben leſen, um zu tödten? Die Zeit nämlich, die der Stoff des Lebens iſt. Das ſind die ganz gemeinen Leſer. Auch damit, daß ſie ſich vorſagen, ihre Unterhaltung zeitgemäß zu wählen, iſt gar nichts Reelles gewonnen. Denn die Zeit iſt ein gar flüchtiges Ding; und das wahrhaft Große hat kaum Zeit, gehörig auszuwirken, wenn die Zeit eilends wieder etwas Anderes unterſchiebt. Noch jüngſt ſagte ein gemüthlicher, ein trefflich begabter Dichter zu mir, als wir von den Dichter-Ausgaben in Einem Bande ſprachen: „Es verſteht ſich ja ohnehin, daß man jetzt nicht eigentlich mehr in den Werken Goethe's lieſt, ſondern ſie mehr zum Nachſchlagen

braucht!“ — Hinc illae lacrimae! dachte ich im Stillen, und kam mir doch dabei ſehr albern und außer der Zeit vor, — ich, der ich noch mit meinem Ariſtoteles nicht fertig bin. — Genug! daß wir Autoren von dieſer Art Leſern keine Ehre zu hoffen haben, iſt einleuchtend; haben ſie doch auch kein Heil von uns zu erwarten, — denn ſie wollen keins!

Ein Anderes iſt's mit der zweiten Familie. Dieſe hat ein gutes Herz; und gute Herzen nehmen eher einen guten Rath an, als gute Köpfe. Allen alſo, die aus Empfindung leſen, ertheile ich den etwas bittern, aber wohlgemeinten Rath: Leſet, liebet und überdenket nicht jene Bücher, die euch beſtätigen, ſondern jene, die euch widerſprechen *). Das ſind die guten. So wie im Leben der mein Freund iſt, der mir ſagt: Narr! wenn Du dieſen dummen Streich machſt, biſt Du bankrott; — ſo in der Bücherwelt. Sagt nicht mit blinzelnden, ſentimentalen Augenlidern: o wie hat dieſer Dichter mir aus der Seele geſprochen! ganz wie ich's fühle! — Wenn er weiter nichts geleiſtet hat, ſo hat er, für euch, nichts geleiſtet. Auf dieſe Weiſe geht es keinen Schritt vorwärts. Und daß es vorwärts gehe, darum leſen die Wenigen, die ich die ächten Leſer genannt habe. Wie ſie es machen, davon in möglichſter Kürze ein paar Fingerzeige! nur ein paar,

*) „Ich habe — ſchrieb Fichte einem Freunde — zu wenig Talent, mich zu pliiren. Dies war Ihnen ein Grund, daß ich an keinen Hof tauge; mir iſt's ein Grund, daß ich an einen Hof muß.“

— um die erſte Klaſſe nicht zu ennuyiren, das Herz der zweiten nicht zu verletzen, und der dritten nicht vorzuſagen, was ſie ohnehin beſſer weiß — weil ſie es thut, — und was ſich, wie alles Gute, doch im Grunde bloß thun, aber nicht völlig ſagen läßt.

Für's Erſte leſen ſie mit Sammlung. Das iſt, ſie nehmen nicht in einem Zirkel lachender Geſellen das ſtille Buch, das aus des Autors Thränen gepreßt iſt, in die rechte, und in die linke Hand die Pfeife — die Mundwinkel im Voraus zu behaglichem Lächeln präparirt. Einen lebendigen Menſchen mit ſolcher Gleichgültigkeit zu behandeln, würde für Impertinenz gelten, — wie man einen Narren oder Hanswurſt etwa verächtlich mit halbem Ohre anhört; ein Buch, welches der dargelegte Menſch im Menſchen iſt, und zwar im beſſern, — genirt ſich Niemand zu verachten.

Für's Zweite leſen ſie ein Buch ganz, und ſchließen weder bei Menſchen nach den Aufſchlägen auf ihre Seele, noch hier aus Schlagwörtern oder Einleitung auf den Geiſt. Wer den Wilh. Meiſter nur bis zum ſiebenten Buch geleſen hätte, möchte die Aeußerungen Novalis vernünftig finden.

Für's Dritte haben ſie die Maxime — und dieſe kann ich aus eigner Erfahrung als probat empfehlen, — ein gutes Buch nach langen Zwiſchenräumen wiederzuleſen. Das Objekt bleibt, das Subjekt ändert ſich. Manche Knöpfe geh'n ſpät genug auf; manche Eindrücke wirken erſt, nachdem ihnen Erlebniſſe den Boden aufgelockert haben. Was ein großer Geiſt in Jahren zuſammengedacht hat, kann

ein kleiner nicht in Stunden beurtheilen *). Wie oft ſeufzen wir: o wäre der Freund jetzt gegenwärtig, der mir damals rieth! ich fühle, jetzt würde ich ihn verſtehen. — Das Buch iſt ein ſolcher Freund, und Du kannſt es immer wieder fragen. Das Leben theilt, wie es fortſchreitet, dem, der es beachtet, Schlüſſel aus, womit man die lange verſperrten, innerſten Gemächer tüchtiger Gebäude des Geiſtes öffnet. Weniges, öfters, mit prüfendem Bezug auf's Leben leſen, — iſt ein Arkanum, welches ſich, wenn ſie deſſen Kräfte ahnten, gar viele Alles-Leſer wünſchen würden.

Für's Vierte — doch aller guten Dinge ſind drei, — und ich fühle, daß ich des Guten ſchon zu viel gethan! Suchen wir erſt mit dieſen Dreien fertig zu werden. Ich habe nur ſchließlich für dieſe Exkurſion, die ich zu meiner Erholung unternahm, um Vergebung zu bitten. Wer wird auch gebildete Leſer, in einem mehr als ſchicklich populären Tone, darüber belehren wollen, wie ſie leſen ſollen! Es iſt pure Schriftſteller-Furchtſamkeit, die ſich a priori gegen Tadel waffnen möchte. Oder ſollte es mehr ſein? ſollte eine ſolche Apoſtrophe, heutzutage, ſelbſt für Beſſere, Bedürfniß ſein? Alſo ein Wort zur Zeit?

Vilia nosse difficile, seria vero facile.
Hippocr. de flatibus.

*) Auch ein anderer großer nicht. Goethe ſtaunte über die neue Welt, die ſich ihm öffnete, als er, nach Jahren, Spinoza's Ethik wieder aufſchlug (Bd. 32).

Moderne poetiſche Literatur.

Scribendi recte, sapere est principium et fons.
Horat.

„Literatur, literariſches Treiben" ſind Begriffe, die, wie ſie aus der modernen Bildung hervorgegangen ſind, auch nur in ihrem Sinne gehörig verſtanden werden können. Innerliche Bedürfniſſe, früher nur von einzelnen begabten Geiſtern empfunden, ſind jetzt allgemein, — und die Literatur iſt der Jahrmarkt, der für ihre Befriedigung ſorgt, periodiſche Schriften zumal ſind die Waarenlager dieſes Artikels. Hat gleich die Luſt, gelehrt zu ſcheinen, zu dieſem Kommerzium den erſten Impuls gegeben, — die Nothwendigkeit, ſich mit dem Diluvium des allgemeinen Wiſſens in's Niveau zu ſtellen, verbunden mit einem tranſitoriſchen Wohlgefallen an den Waaren, es befördert, — ſo iſt doch die Fruchtbarkeit, der weitausgreifende Gewinn gar nicht zu berechnen, den dasſelbe für die Menſchheit im Ganzen und Großen hat und haben wird. Wir wollen deßhalb nicht allzu vornehm und prüde, mit doktrinärem Kaſtengeiſt auf das Wühlen und Weben der literariſchen und Journalwelt herunterblicken, weil etwa der einzelne Autor dadurch den Nimbus einbüßt, der bisher ſein ehrwürdiges Haupt um-

leuchtete, — wir wollen bedenken, daß jede Erſcheinung der Zeit, dünke ſie uns auch noch ſo flüchtig und willkürlich, eine tiefere Wurzel habe, daß unſer Werth nur geſteigert und verklärt erſcheint, wenn er ſich in dem Schmelztiegel des Urtheils einer ganzen Epoche als Gold bewährt, — und daß, wenn auch unſer Fuß nicht alle Schritte der Zeit mitmacht, doch unſer Auge, wenn es irgend klar ſehen will, ihnen unabläſſig zu folgen verpflichtet iſt.

Was ich hier von der Literatur im Allgemeinen vorausgeſandt, gilt von der poetiſchen im Beſondern. Die Poeſie, jene herrlichſte Schöpfung unſers Geſchlechtes, einſt das freie, wunderbare Gebilde des Genius ganzer Völker und beglückter Sterblichen, iſt nun zur poetiſchen Literatur geworden. Die Kultur der Welt hat ſich dieſes Elements bemächtigt, und wer nur irgend ſich zu denen zählt, die an ihrem Lichte theilnehmen, fühlt ſich berufen, auch in dem dichteriſchen Bezirke ſein Lämpchen leuchten zu laſſen, und ſo zu dem großen Austauſch aller Gedanken, Gefühle und geiſtigen Wirkſamkeiten genießend beizutragen. Allein bei allen, in's Unendliche modifizirten, individuellen Formen, die natürlich beim Durchgang eines geiſtigen Stoffes durch ſo viele Köpfe und Herzen zum Vorſchein gekommen ſind, haben ſich die Ur- und Grund-Typen der Poeſie, weil ſie aus ihrem Weſen fließen, noch immer kenntlich erhalten: Epos, Lyrik, Drama. Es iſt gewiß, daß die Poſie, ſobald ſie hervortritt, in Einer dieſer Formen erſcheinen muß, — daß alles, was nicht in ſie paßt (wenn ſie recht beſtimmt und verſtanden werden), nicht Poeſie iſt, — daß ſich alles, was wirklich Poeſie iſt, auf ſie zurück-

führen läßt, — und daß auch wir, bei Betrachtung der modernen Zuſtände der Poeſie, am füglichſten von ihnen ausgehen, ſie zu Grunde legen.

Statt aller metaphyſiſch-äſthetiſchen Grillenfängereien ſuchen wir uns zuerſt — damit wir uns verſtehen und etwas zu Tage bringen — über das Weſentliche dieſer Formen auf dieſelbe Weiſe klar zu machen, wie wir ſeit Leſſing gelernt haben, die Gränzen menſchlicher Beſtrebungen gegeneinander abzumarken. Der Zweck iſt in der Poeſie, wie in allen Künſten nur Einer: Darſtellung des Ideellen; das wodurch unterſcheidet die poetiſchen Formen; und wir ſagen kühn: im Epos durch Geſchichte, in der Lyrik durch den Ausdruck innerer Zuſtände, im Drama durch Handlung. Dieſe Beſtimmungen, wohlbegriffen, und wie es ſich bei weiterer Anwendung thun laſſen wird, wohlerläutert, genügen uns völlig zum praktiſchen Gebrauch, wie zur praktiſchen Beurtheilung. Sie genügen uns, aus ihnen abzuleiten, was der Dichter überhaupt, und (welches hier unſer Hauptaugenmerk iſt) was er zu unſerer Zeit zu leiſten haben wird, wenn er ſich und ihr genügen ſoll. Denn dieſe letztere Frage ſcheint mir — mit Verlaub der Herren poetiſchen Zunftgenoſſen — von großer Wichtigkeit, und dennoch ſeltener gefragt zu werden, als ſie ſollte. Wir ſingen und klingen in die Zeit hinein, und wohl nur den Beſten unter uns fällt es in langweiligen Stunden einmal ein, ſich zu katechiſiren: was will ich? und wie will ich's machen? Und doch — ſagte der Pfarrer vom Kahlenberge — geht alles Geſcheidte in der Welt nach dieſem A B C.

Habe ich mir den aufgeſtellten einfachen Kanon der Poeſie deutlich gemacht, ſo werde ich von den armen, durch tauſenderlei — aber gehetzten Dichtern nichts mehr a priori poſtuliren; ich weiß, was jeder Dichter, von Jubal angefangen, wollte und will; ich laſſe ihn auf mich wirken, und fordere nur, daß er die Kraft habe, mich den nüchternen Bedingungen einer leidigen Alltäglichkeit durch eine Aura vom Helikon zu entreißen. Es iſt mir völlig einerlei, ob der Romanſchriftſteller ſeine Dekorationen aus dem Hochland oder aus Berlin verſchreibt, — wenn er mir nur in einer wahrhaft ſymboliſchen Geſchichte menſchliches Leben und Weben zu ſchauen gibt, daß mich das Bild, wie ein Spiegel, über mein eigenes und über die Gegenwart aufkläre; einerlei, ob der Dramatiker Pelasger, Chineſen oder Tiroler auftreten heißt, wenn er nur durch das Sinnbild einer wahren, von Innen aus motivirten Handlung mir meine eigenen erklärt und beſtimmen hilft; einerlei, ob der Lyriker Bilder, Reflexionen, oder wer weiß was ſonſt noch, aus Island oder Teneriffa holt, und in Anapäſten, Ghaſelen oder Sonetten auftiſcht, wenn er nur etwas Erlebtes mittheilt, — etwas Erlebtes, das auch ich wieder durchleben kann, das ich faſſe, das ich fühle, das mich innerlich bildet und fördert. So hält ſich denn die Lyrik ganz in den Grenzen eines Individuums auf, geht vom Einzelnen aus, und wirkt vorzugsweiſe auf den Einzelnen; der Roman (das moderne Epos) ſucht eine Zeit zu repräſentiren und deutend zu bewältigen; das Drama, die gebildetſte aller dichteriſchen Formen, ſtellt

reine Menſchheit dar, und hat es mit der Menſchheit zu thun.

Wie es nun mit dieſen Bezirken poetiſcher Literatur gegenwärtig beſchaffen ſei, und wie ſie, für uns und die Enkelwelt zu fröhlichem Gedeihen zu bebauen wären, — dieß zu beſprechen, machen ſich die folgenden, in gedrängten, aber entſchiedenen Umriſſen ſkizzirten Aufſätze zur Aufgabe.

I. Lyrik.

Ich fange mit der Lyrik an, weil der einzelne Dichter gewöhnlich mit ihr anfängt, und weil hier der geeignetſte Raum iſt, das zu ſagen, was wir dann bei den übrigen Formen nicht mehr zu wiederholen brauchen. Und doch muß ich gleich hier mit einer Wiederholung anfangen: in den Ausdruck innerer Zuſtände ſetzte ich oben das Eſſentielle der Lyrik; und dieſes muß hier Baſis ſein. Gewiß iſt dieſe Definition (oder wie man es nennen will) aus dem Urſprung der Sache herausempfunden; den erſten Lyriker trieb es von innen heraus, die Herrlichkeit des Zuſtandes, deſſen er ſich ſelig bewußt ward, ſo gut es gehen wollte, mitzutheilen und feſtzuhalten; da quollen Rhythmen aus überfülltem Buſen, das befreiende Element theilte ſich auch Andern mit; der es zuerſt aus ſich entwickelte, ward geprieſen, und weder die Welt noch der wahre Dichter läugnete das est deus in nobis, agitante calescimus illo! Aber ſehen wir einmal, was ſich alles aus jener Tiefe entfaltet, denn die Fruchtbarkeit iſt die wahre Probe einer Definition. Es hieß: innere Zuſtände; das

ſogenannte hochgelobte Objektive, das bloß Maleriſche fiele alſo weg, wenn es nicht Folie des Innern iſt; es fiele ganz weg aus der Poeſie, denn auch die epiſche kann es nur brauchen, in ſofern es die Folie der Geſchichte, auch die dramatiſche nur, in ſofern es die Folie der Handlung wäre; und die ſogenannte beſchreibende Lyrik, die wir früherhin als beliebten Artikel aus England bezogen haben, fiele ganz durch, als Zwittergattung, als Null, ſo lange es nicht Zweck der Poeſie iſt, die Naturgeſchichte, ſondern die Proſa des täglichen Daſeins zu verdrängen. Nie kann ſich die Lyrik des Subjektiven entäußern, und ſie ſoll es nicht; ihre höchſte Aufgabe bleibt nur, das Subjektive möglichſt zu veredeln, zu verklären. Doch hievon ſpäter. Nur kindliche Menſchen, und kindliche Völker haben am Aeußern ein dauerndes, gründliches Behagen; wir können aus unſerer Bildung nicht heraus, wenn wir auch wollten; und wozu wollen? ich wenigſtens ſehe nicht ein, wozu es gut ſein ſoll, daß wir uns geſchickt und täuſchend in die Jacken und Beinkleider von Jägern, Müllern, Fiſchern, Neugriechen und Lazzaronis verſtecken lernen? Lange genug haben wir uns daran ergötzt, wenn große Talente ſich in ſolchen Spielen ergingen, verſuchten ſie auch wohl ſelbſt mitzuſpielen; aber nun wollen wir auch einmal wieder verſuchen, wir ſelbſt zu ſein, und zu reden, wie uns der Schnabel gewachſen iſt, oder, um beſſer und ſchicklicher zu ſprechen, wie gebildete Menſchen aus dem neunzehnten Jahrhunderte ſich ausdrücken. Jene Manier iſt aus dem Enthuſiasmus für das Volkslied entſtanden. Das Volkslied aber iſt nicht nachzumachen. Wir ſind nicht Völker,

ſondern Menſchen. Wenn Goethe als Schöpfer dieſer objektiven Lyrik gerühmt wird, ſo frage ich, wo ſeine lyriſche Größe ſteckt: in den Verſen vom Edelknaben und der Müllerin, oder in den Liedern und Elegien, in welchen er ſeine ganze reiche, tiefe Seele ausſtrömt? Auch wird etwas Elegiſches allen guten neueren Gedichten beigemiſcht ſein. Das Elegiſche liegt nicht in den Dichtern, ſondern in der Zeit. Oder noch tiefer? in der Menſchheit? Hätteſt Du wahr geſagt, alter, herrlicher Lucrez?

. . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Die neueſten Dichter zeigen durch die That, daß ſie von dem Gefühle beſtimmt werden, welches ich hier theoretiſch äußere, und Lenau ſteht als Lyriker, der faſt alle Motive aus dem Leben der Natur greift, und doch dabei ganz ſubjektiv iſt, zum Merkzeichen deſſen da, was unſerer Zeit gemäß iſt. Ferner hieß es in unſerer Definition: Zuſtände; alſo nicht bloß Gefühle, nicht bloß Reflexionen, nicht bloß Phantaſien, nicht bloß ſinnliche Wahrnehmungen; ein Zuſtand iſt eine, aus allen dieſen Dingen gemiſchte Verfaſſung des inneren Menſchen, — ein Erleben, und dieſes muß in's Gedicht übergehen, wenn es von da ſich auf den Leſenden und ſo weiter lebendig fortpflanzen ſoll; und iſt es nicht genug geleiſtet, wenn ich einen mit Wonne oder Weh durchdrungenen Moment meines unaufhaltſam dahineilenden Daſeins, einen Moment, der mir an Bedeutung zum Mythos ward, in Rhythmen zu bannen, und mir wie Andern zum Nachſin-

nen, zum Nachgenuſſe, zu verewigen glücklich genug bin? Dazu reicht weder die genaueſte Zergliederung deſſen hin, was ich damals dachte, noch die objektivſte Beſchreibung der Bank, auf der ich ſaß, des Laubes, das mich umſäuſelt und der bombyx quercifolia-Raupe, die darauf kroch; der Menſch, der ich damals war, muß in's Gedicht hinein; das Geweſene muß, wenn längſt ſein irdiſcher Aſchenantheil in die Lüfte der Jahre zerſtiebte, ſeine unſterbliche Seele im Liede zurückgelaſſen haben, daß ſie in alle Zukunft hinaus zeuge und wiederzeuge! Nicht Bilder und Gleichniſſe aus allen Zonen häufen, nicht nach dem Schön! Charmant! der äſthetiſchen Dame jagen, um das Herrlich! Neu! des überſättigten poetiſchen Schlemmers buhlen, ſoll der lyriſche Dichter, ſondern rein und einfach — Zuſtände wiedergeben. Scheint euch das ſo wenig? wer es könnte! — Daß übrigens keine der angegebenen Richtungen von der Lyrik ganz auszuſchließen ſei, verſteht ſich von ſelbſt, — eben weil ſie alle in den Zuſtänden enthalten ſind. So wenig wir das bloß pittoreske Gedicht oben gelten ließen, ſo wenig laſſen wir das bloß didaktiſche gelten; aber nur ein Ununterrichteter wird das didaktiſche Element, das Verſtändige, aus unſerer Lyrik ausſtreichen wollen. „Ein Reflexionsdichter!" ſagt man, rümpft dabei die Naſe, zuckt die Achſeln, und meint etwas Vernünftiges geſagt zu haben. Die Alten — heißt es — wußten nichts von Reflexion, ſie waren unſchuldig, waren objektiv. Nun gut! wenn es bei den Alten anders war, ſo ſind wir nicht die Alten; aber jene Behauptung iſt ganz aus der Luft gegriffen, und die Namen Archilochos,

Alkaios, Pindar, Horaz, Tibull, Propertius reichen hin, uns zu erinnern, daß jene Reflexion, die wir dem Lyriker gestatten, ja die wir von ihm fordern, den Alten eben so bekannt und eigen war als uns. Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders sein? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, jenen „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", der nach Rahel's Ausdruck den Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Grenzen entdeckt. Dieß ist das Ideal der modernen Lyrik. Wenn man die mythischen Dichtungen J. Mayrhofer's liest (Memnon, Prometheus, Herkules u. s. w.), dieses edlen, Genius begabten Dichters, den ich bei Schilderung dieses Ideals der künftigen Lyrik im Herzen hatte, so fühlt man, besser als ich's sagen konnte, was ich meinte. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesammte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet, und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten; denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geisteskindheit, zurückzukehren in die dämmernde

Bilderwelt des Oſſeus oder des ſpaniſchen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Troſt und Kräftigung in unſeren verworrenen Zuſtänden; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Leſen mit. Ein leidendes Herz aber wird nicht durch Tändeleien, ſondern durch höhere Anſchauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptſache, auf das letzte Ziel dieſer Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich dieſe Form der Poeſie ganz dem Subjekte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß alſo die ſchönſte Ausbildung der Subjekte der Weg ſei, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen haben. Denn ſollen wir einem fremden Geiſte Wirkung auf den unſrigen geſtatten, ſo begehren wir mit Recht, daß er dem unſrigen, wenigſtens zum Theile, überlegen ſei; ſollen wir empfangen, ſo muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poeſie iſt am Ende — wie ich geſagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zuſtände eines Andern, ſeien ſie auch noch ſo glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn ſie an und für ſich nicht der Mühe des Betrachtens werth ſind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete (Bd. 45), das ihm viele von dieſen, leider nur zu ihrem eigenen Schaden, ſo übel nahmen. — Möglichſte Läuterung und Bildung des Subjektiven alſo iſt der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuſchlagen hat, — und wie ſchön, daß dieſe Aufgabe ſo völlig mit den übrigen zuſammenſtimmt, welche

unſere Zeit an den Strebenden ſtellt; überall heißt es: bilde Dich aus! —

Es wäre noch gar viel zu ſagen, über die formelle Symbolik der lyriſchen Dichtung, die Allegorie, das Bild, den politiſchen, ſittlichen, ſozialen Inhalt, die antike Mythologie u. dgl. m., aber es ſoll nicht ausſehen, als ob ich mir ſelbſt und meinen Verſuchen in dieſer Gattung eine Defenſionsrede hielte; und von der Hauptſache iſt durchaus genug geſagt, um einen denkenden Kopf zu den letzten Reſultaten zu bringen.

So iſt denn eine Sammlung guter lyriſcher Gedichte veluti votiva descripta tabella, worauf ein Menſchenleben verzeichnet iſt. Aber wer mag lernen, wo er Verſe ſieht! ein einzelnes Gedicht wird aus dem Ganzen geriſſen, wie ein Herz aus dem Leibe, das ſoll unterhalten, das ſoll piquiren! nach Deinem Lebensgange, Deinem Glück und Elend forſcht Keiner! Dich verſtehen will Keiner! da man doch nur nach langem, liebevollem, geiſtigem Umgange zu einem lyriſchen Dichter ſagen darf: ich verſtehe Dich! Was jahrelange Leiden und Freuden, was bittere Erfahrungen und Gefühle jeder Art in den aufgefurchten Tiefen der Bruſt gereift haben, ſendeſt Du in die verworrene Welt hinaus, in das Babel des Wahnes und Egoismus. Nicht Beifall ſuchſt Du, wie ihn der Seiltänzer heiſcht, den ein Bravo für ſein verrenktes Bein entſchädigt; es ſind ja nicht Luftſprünge, was Du produzirſt; Theilnahme heiſcheſt Du, denn Du ſchließeſt Dein Inneres auf; dieſe aber wirſt Du nicht von der Menge erwarten, wenn Du kein Kind biſt, das von der Welt noch nichts

weiß, ſondern von Wenigen; denn die Verſtehenden ſind Wenige, — und für dieſe Wenigen haſt Du geſchrieben, — bloß für ſie. Draußen aber, in der Wüſte, erfährt die hesperiſche Frucht die verſchiedenſten Geſchicke; hat ſie das Glück, mit dem Modegeſchmack übereinzutreffen, oder dem Gaumen eines Tonangebers zuzuſagen, — dann wirft ſie, wie einen Spielball, einer dem andern zu; auf keiner Tafel, wo man nach der Welt dinirt, darf ſie fehlen, und die Gäſte, gern oder ungern, müſſen ſie hinunterwürgen. Man preiſt, man hätſchelt, man ſchreibt Kommentare, man zitirt, — und wehe dem, der etwa redlich geſtünde, daß ſeinem dummen Munde das Süße ſüß, das Saure ſauer vorkomme! Der altfränkiſche Thor! er iſt unter Bauern aufgewachſen, er gehört nicht unter uns! — Wie anders ergeht es Dir, Armer! wenn das Schickſal dieſelben Früchte Deiner heiligſten Saat auf den Nachtiſch desſelben berühmten Zoilus verſetzt, womit er ſeinen Gäſten aufwartet, und wenn er nun bemerkt, daß dieſe Aepfel zu ſeinen Bonbons auf keine Weiſe paſſen! er ſpricht das Anathema über ſie aus — und von nun an wehe Jenem, der ſich der armen im Vorübergehen erbarmen, der es gar wagen wollte, ſie ſüß zu finden! er mag ſie höchſtens geheim für ſich genießen, — weit, weit von der guten Geſellſchaft, die ſie verpönt hat. Vergeſſenheit iſt ihr Loos, und ſie müſſen unrettbar faulen, entpflückt dem Aſte, der ſie getragen und väterlich-liebevoll mit Blättern und Blüten geſchmückt hat.

Faulen? nicht doch! ſie haben nicht umſonſt gelebt, wenn auch nur ein vorüberwallender Pilger an ihrem ge-

funden Safte ſich erquickt, und Stärkung für den Reſt ſeiner Wanderſchaft in der Wüſte in ihnen gefunden hat. Darum erheitert euch, ihr, die ihr mit hoffnungsloſem Drange die Kinder eurer tiefſten und höchſten Liebe in das Gewühl hinausſendet! ſeid guten Muthes, und lacht über Jene, die eurer lachen:

„Ein Lied iſt bald geſungen!“
Herr Krittler ſpricht's und lacht; —
Kritik iſt bald verklungen,
So bald faſt, als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen,
Mit ächten Frohſinns Macht
Erklingt von wackern Zungen,
Hat Manches angefacht,
Was Krittler nie erſchwungen,
Was Krittler nie gedacht:
So ſei es friſch geſungen,
Und Krittler ausgelacht!

II. Epos.

Ein Epos, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann nicht gemacht werden, ein Epos entſteht. Es entſteht da, wo, um mich eines gewagten Ausdruckes zu bedienen, die Geſchichte eines Volkes kryſtalliſirt. Das Flüchtige, Mythiſche, welches allen Urſprüngen eigen iſt, bildet die Folie, und das Menſchliche, das Nationelle, prägt ſich zu feſten, bleibenden Formen aus, welche das Epos feſthält und überliefert. Dieſe theoretiſchen Thatſachen ſind uns aus der Geſchichte der Poeſie bekannt. Eben ſo wenig

kann es uns entgehen, daß die Bedingungen, welche nach ſolchen Vorausſetzungen zur Geburt dieſer poetiſchen Form zuſammenzutreten haben, zu unſerer Zeit, wenigſtens bei uns, die wir uns gebildete Nationen nennen, nicht mehr vorhanden ſind. Wir ſind kryſtalliſirt, sat superque, und unſere Poeten haben vielmehr die Maſſen des allgemeinen chaotiſchen Lebens mit dem Hauche, den ſie aus ihrem eigenen Geiſte ſchöpfen, zu erwärmen und zu ordnen, als daß der Geiſt dieſer Maſſen den ihrigen poetiſch überwältigen und ſich in ihm darſtellen könnte. Mit dem Epos alſo wäre es ſo ziemlich aus. Aber das epiſche Element, wird es auch ausſterben? Gewiß nicht, ſo lange die Poeſie nicht ſtirbt, von der es ein Lebensbeſtandtheil iſt, und — ſo lange es Begebenheiten gibt. Denn dieſe ſind, wie wir geſagt haben, der Teig, aus welchem es geſtaltet. Da es uns aber nun einmal unmöglich, alſo auch unerlaubt iſt, die Intelligenz, das Reflektive oder wie man es taufen will, das wir von unſerer Zeit-Kultur überkommen haben, und in welchem wir leben und weben, abzuwerfen und zu verläugnen, wie wir bei der Lyrik geſehen haben, ſo bleibt uns nichts übrig, als: die Begebenheiten, die in ihrer objektiven Nacktheit unſer Inneres unbefriedigt laſſen, im Konflikt oder in Harmonie mit Geſinnungen darzuſtellen. Daß das nicht heißen will, unſere Geſinnungen in die Begebenheiten hineintragen, brauche ich nicht zu erwähnen. Genug, wir wiſſen nun, worin die Aufgabe des Romanes beſteht, welchen unſere Poeſie dem verlornen Paradieſe des Epos ſubſtituirt. Ob dieſer Roman nun in Proſa, oder etwa in Verſen abgefaßt iſt, macht es nicht

aus; Jedermann wird fühlen, daß unſere Anſicht und Forderung nicht auf die Form, ſondern auf das Weſentliche geht. —

Die ganze neuere Roman-Literatur drückt faktiſch das Gefühl von dem aus, was wir eben als Theorie feſtgeſetzt haben, und Wilhelm Meiſter wird wohl als Grundbild dieſer Form aufgeſtellt bleiben dürfen. Nun aber dringt ſich uns, wie wir mit prüfendem Wohlwollen auf die wohl aufgeſpeicherten deutſchen Meß-Kataloge der letztern Jahre blicken, ſchon den Kranz in Händen, nur ein würdig Haupt ſuchend, dem wir ihn aufſetzen könnten, — da drängt ſich uns die Frage auf: warum, bei der großen Beliebtheit und ihr entſprechenden Anzahl ſolcher Produktionen, wir doch ſo Wenige finden, die eines friſchen Kranzes würdig ſind? Zugleich aber fühlen wir, wie nahe die Antwort liegt. Wenn wir ſchon bei der Lyrik, die es doch nur mit dem Individuum des Dichters vorzugsweiſe zu thun hat, uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, welche die Forderung eines ſehr gebildeten Jahrhundertes an die Bildung des Poeten, dieſem in die Bahn ſtellet, — wie ſollen uns die noch weit größeren verborgen bleiben, welche eine poetiſche Form begleiten, die eine Zeit zum Gegenſtande hat? Denn wenn gleich Jeder aus uns eben von der Zeit ſeine Bildung erhalten hat, und aus dem Verhältniſſe zu ihr gar nicht los kommen kann, wer iſt ſich ſelbſt ſo objektiv geworden, um dieſes Verhältniß ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, als ob er außer demſelben wäre? Welcher Deutſche beſonders iſt gewohnt, die Welt, die ihn umwogt, auch einer Betrachtung zu würdigen? keiner phi-

loſophiſchen, denn daran haben wir Ueberfluß, ſondern einer praktiſchen, denn dieſer bedarf die Poeſie. Darum haben uns in dieſem Fache, was die Quantität des Guten betrifft, von jeher andere praktiſche Nationen, zumal Engländer, übertroffen, wo das Auge des Einzelnen mehr geübt wird, von der kurzſichtigen Mikroſkopirung des eigenen Innern, das doch Keiner je begreifen wird, ſich in's Breite, Freie zu wenden, wo das Spiel, das wir zu Hauſe ſpielen, täglich poetiſcher, großartiger, verſtändlicher vor uns aufgeführt wird.

Ferner verlangt der Roman, wie das urſprüngliche Epos, da er ein großes, mannigfaches, aus Theilganzen gegliedertes, und eben in dieſen Gliedern mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeitetes Eins darſtellen ſoll, zu ſeiner Vollendung eine gewiſſe liebevolle, ausharrende Intention, ein dauerndes Behagen am Aeußerlichen, Mittelbaren; wie es z. B. in Walter Scott ganz vorzüglich vorhanden ſein mußte, um jene ſo oft mit Unrecht getadelte Breite zu bedingen, die weſentlich epiſch iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es auch hier ein Zuviel und ein „am unrechten Orte" gibt. Dieſe Eigenſchaft des Romans nun trug bei, ſeine Kultur bei uns zu erſchweren, — da der Deutſche ſich lieber der inneren Einheit zuwendet, als der vielfältigen Erſcheinungswelt, und nebſtbei gar oft in den Fehler geräth, das Höchſte, mit Ueberſpringung der unerläßlichen Mittelſtufen, gleich im Rauſche des Augenblickes in's Leben zaubern zu wollen. So entſtand in unſerem Vaterlande, oder bildete ſich doch hier aus wie nirgendwo, der philoſophiſche Roman, eine weit zwitterhaftere

Spezies, als der hiſtoriſche. Denn daß alle Poeſie in einem gewiſſen Sinne philoſophiſch ſein muß, und nicht anders ſein kann, wenn ſie den Menſchen zu ſich ſelbſt erheben ſoll, haben wir anerkannt. „Das Publikum", ſchrieb Goethe an einen ſeiner Verehrer, „lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Geſinnung, an den Folgen nachzuweiſen trachtet. Doch, dieſes zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als ſie gewöhnlich zu erwarten ſteht. Wer nicht ſeinen eigenen Beichtvater macht, kann dieſe Art Bußpredigt nicht vernehmen." Das iſt nun vortrefflich geſagt; — allein wie lehrt der Dichter? wie das Leben, in Symbolen; dieſes Wie macht die Dichtkunſt, wie es das Leben zum Gedichte macht, und unterſcheidet beides ſcharf von der Wiſſenſchaft, der es um kein Wie, ſondern ewig um das Was und Warum zu thun iſt. Ein philoſophiſcher Roman alſo iſt ſo gut oder ſo ſchlecht als ein wiſſenſchaftliches Gedicht, oder eine poetiſche Wiſſenſchaft, oder ein brennendes Waſſer. Anders verhält es ſich mit dem hiſtoriſchen Roman. Wenn die Zeit und ihre Geſtalt, wenn die Begebenheit im Spiele mit der Geſinnung, das eigentliche Terrain des Romans iſt, ſo ſehe ich nicht ein, wie er, ohne abſichtlichen Winkelzug, der Geſchichte aus dem Wege gehen ſoll; und wenn ſeine Mutter, die Epopöe, eine Schweſter der ehrwürdigen Hiſtorie iſt, und dieſe letztere, von Urzeiten her ohne Tadel und Nachrede oft auf der Bühne und auf anderen Spielplätzen der Poeſie geſehen worden iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum gerade der Roman von

dieſer Gunſt keinen Vortheil ziehen ſoll; wenn er ſein Wort gibt, wie er ſeine Rechte zu wahren gedenkt, auch die mütterlichen der Geſchichte ehrfurchtsvoll an ihrem Orte zu belaſſen.

Wenn gleich ſeit Xenophon's Kyropädie die Geſchichte oft genug als Roman, und der Roman als Geſchichte behandelt ward, ſo iſt es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen hiſtoriſchen Roman nennen. Dieſer ausgezeichnete und, trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und der Grillen pedantiſcher Zünftler, unſterbliche Schriftſteller kannte genau die Bedürfniſſe ſeiner Zeit und Nation, und war der Mann ſie zu befriedigen. Er machte die Geſchichte, und zwar die vaterländiſche, zum Hintergrunde ſeines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringſte zu ſchnitzeln; ſie gab nur dem Erfundenen Würde und Intereſſe, ohne ſich damit zu vermiſchen. Ich rede hier von ſeinen beſten Werken; wo er jene Maxime verließ, entſtanden Zwitter, die dem Hiſtoriker Verdruß, dem Romanleſer Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Anſicht feſt: Der höchſte Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es iſt Entweihung der Dichtkunſt, wenn ihre tiefſte Bedeutung faktiſchen Intereſſen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut ſich einer Geſchichte, die man ihm vorerzählt, erſt dann, wenn man ihn verſichert, daß ſie ſich wirklich zugetragen hat; es iſt Erniedrigung der Geſchichte, wenn die Reſultate tiefſter Forſchung die müßigen Stunden romanleſender Damen tödten ſollen, und nur der Verbildete zieht das Piquante ergötzlicher Lügen der einfachen

Wahrheit vor. Was alſo Scott's beſte Werke dem gebildeten Leſer ſo werth macht, iſt nicht das Hiſtoriſche, ſondern das Menſchliche in ihnen. „Das Rüſt- und Rumpelzeug aus Abbotsford", das man ihm zum Vorwurfe macht, kann nur der für Walter Scott ſelbſt anſehen, deſſen Augen nicht gelernt haben, durch Tempelvorhänge zu blicken. Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöſte Zwieſpalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poeſie im Guy-Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer von Abbotsford? und ſind nicht eben jene Werke Scott's, zu denen dieß Ankleidezimmer am wenigſten beitrug, die ſchönſten, die gehaltvollſten? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenoſſen trifft! Aber wir Deutſche ſehen nur da Tiefe, wo uns philoſophiſche Phraſen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben.

Von Scott's Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftſtellern haben die Einen jene Grundmaxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleiſtet; oder, wie Waſhington Irving, verkannt, und ſind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geiſtern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlichen unmöglich nennen; und ſo hat Salvandy im Alonſo eine geſchichtliche Dichtung erſchaffen, von der wir nicht ſagen können, ob die hiſtoriſche, oder die innere menſchliche Bedeutung der Hauptzweck ſei; ihm ſind wir Menſchen zur Geſchichte geworden, die Geſchichte hat ſich

ihm vermenſchlicht; ſein Geiſt, weltumfaſſende Gedanken zeugend und geſtaltend, hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und klaſſifiziren; wir beugen uns dem Genius, und laſſen uns von ihm belehren, indem er uns bezaubert. Salvandy hat gezeigt, was ein, mit der ächten Lebensmilch der Geſchichte getränkter, die ganze Menſchheit in ſich betrachtender und erlebender Dichter zu Tage zu fördern vermag. Aber, um wie Salvandy zu begeiſtern, um wie Bulwer das übergüldete Leichentuch von dem Kadaver des ſozialen Lebens zu reißen, muß man Salvandy's Haupt haben und Bulwer's Herz. Die Hiſtorie innerhalb des Romans macht es nicht aus; der Roman ſoll mich nicht ethnographiſch, ſondern poetiſch aufklären, und hier bin ich wieder, wo ich ausging, und wohin ich wollte: wollt ihr in dieſem Bereiche das Große, das Rechte leiſten, ſo greift in's Leben, ſchaut es ruhig an, und laßt es auf eure Blätter warm und leiſe übergehen! „Alle Zufälle des Lebens", ſagte ſchon ein Schriftſteller, der, wenn er gleich dem Wilhelm Meiſter die Poeſie abſpricht, dennoch auf jedem Blatte zeigt, wie viel er aus Wilhelm Meiſter gelernt habe, — „alle Zufälle des Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Kette, Anfang eines unendlichen Romans." Beſucht nun einen Sterblichen, wie Goethe von ſich rühmte, die Weltgeſchichte in ſeinem Hauſe, ſeinem Garten, um wie viel größer wird die Ausbeute ſein! Kommt dann noch dazu, daß eben dieſe Form,

theils wegen der Bequemlichkeit, mit der ſie zu genießen iſt, theils wegen der Nähe, in welche wir bei ihr zur Poeſie gerathen, theils aus hundert Gründen, die herzuzählen hier kaum thunlich iſt, weil es eben hundert ſind, — der Zeit, in der wir leben, ganz beſonders lieb, angemeſſen und gedeihlich iſt, ſo muß es uns faſt wundern, daß wir noch immer rufen müſſen: Greift in's Leben, und verdient den Kranz, den wir bereit halten, und der ſchon ſeit dem erſten Theil vom „Aufruhr in den Cevennen" ein würdiges Haupt im Vaterlande ſucht, auf das er ſich ſenkt!

III. Drama.

Handlung! Handlung! und immer wieder Handlung! — Gerade die Handlung iſt es, was man an denjenigen dramatiſchen Werken vermißt, die mir als die höchſten in ihren Arten gelten, — an den Trauerſpielen der Alten, an Nathan, Taſſo, Eugenie, an den Luſtſpielen Bauernfeld's u. a., und gerade die Handlung iſt es, was ich als dramatiſches Prinzip aufſtelle, deſſen Begriff uns praktiſch fördern ſoll. Hier ſteckt ein Mißverſtändniß, und ich will das Meinige thun, es zu löſen. Es wird mir um ſo leichter, als ich mir durch die Beſtimmung des epiſchen Grundſatzes bereits vorgearbeitet habe. Dieſer hieß: Begebenheit, und es wird darauf ankommen, daß man dieſe zwei Begriffe ſcharf auffaſſe und ſondere, um mir mein ganzes Theoretiſiren zu erſparen. Die Begebenheiten ereignen ſich außerhalb des Menſchen, werden durch ein, man darf wohl ſagen, dämoniſches Element motivirt, wobei das, was wir

Zufall nennen, ſein Recht geltend macht; der Menſch erſcheint dabei nur als aufnehmend, ablehnend, beſtimmt werdend. Ganz ſo haben es die beſten Romandichter ſtets gehalten. Anders iſt es mit der Handlung; dieſe zeigt ſich dem Denker als ein, aus Wollen und Müſſen wunderſam zuſammengeſetztes Weſen; ihr Motiv iſt innerhalb der menſchlichen Bruſt; man mag es immerhin auch dämoniſch nennen, — gewiß iſt es, daß der Zufall hier ausgeſchloſſen bleibt, wo höhere Mächte ihr bedeutungsvolles Spiel beginnen. Die ächten Dramatiker haben ihn ſtets vor die Pforte von Melpomene's Tempel verwieſen, und den Menſchen zum eigentlichen und ausſchließlichen Stoffe ihrer Gebilde gemacht; ſei es nun, daß, wie bei den Alten das Müſſen, oder wie bei den Neuen das Wollen, die Vorhand habe. Sie gaben die That und ihre unvermeidlichen Reſultate, — ob es nun gewollt oder gemußt war, oder ob das Wollen und das Müſſen höheren Orts Geſchwiſterkinder hießen, legten ſie in eine Nuß, und gaben ſie den Philoſophen zum Aufbeißen. In dieſem Sinne kann man, mit einem ſcharfſinnigen Autor, das Theater „die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt" nennen. Es kann nun, nach dem Bisbergeſagten, wohl Verſtandenen, bei einer Handlung ſehr viel Begebenheit, und auch ſehr wenig ſein, wenn ſich nur die Charaktere genugſam entwickeln, und in jenen Konflikt mit einander gerathen, den wir dramatiſch nennen. In den Schutzflehenden des Aeſchylos kommen die flüchtigen Danaiden mit ihrem Vater, dem greiſen Danaos, nach Argos, und fleben den König der Archiver um Schutz an. Dieſer, nach mannig-

fachem Erwägen und Berathſchlagen mit ſeinem Volke, gewährt ihnen endlich, was ſie flehen. Nun nahen auch die rohen Verfolger, und Gewalt will der Milde den herrlichen Gewinn abtrotzen; Menſchlichkeit und Barbarei liegen im Kampf, die Jungfrauen nimmt die wallumſchirmte Stadt auf, und während der Zuſchauer wünſcht, freundliche Gottheiten möchten draußen dem biedern Könige den Sieg verleihen, — ſchließt das Stück. — Wie wenig Begebenheit! wie viel Handlung! wie viel Entfaltung einfacher, wichtiger, menſchlicher Gemüthszuſtände, — kontraſtirender Charaktere! — Mag es an dieſem Beiſpiele genügen, das geſchilderte Verhältniß in's rechte Licht zu ſetzen.

Ehe ich nun der Anwendung dieſer Sätze auf unſere dramatiſche Praxis näher rücke, muß ich noch feſtſetzen, daß das Drama in zwei Klaſſen zerfalle, wenn wir den hergebrachten Typus aus der Natur dieſer Dichtungsweiſe leiten. Die Handlung bewegt ſich entweder in den hohen, ernſten Sphären menſchlichen Intereſſes, — oder im flachen Sande des weltlichen. Dort iſt ſie tragiſch, hier komiſch. Mögen die Aeſthetiker phantaſiren und diſtinguiren, wie ſie belieben, — dieß und nichts anderes unterſcheidet die Tragödie von der Komödie, und ein Drittes gibt es nicht, oder ſoll es nicht geben. Es iſt Ein menſchliches Leben, Ein Kämpfen und Leiden, welches der Tragöde darſtellt, wie der Ariſtophanide; überall der Konflikt des Menſchlichen mit dem Dämoniſchen, nur iſt der Dämon dort Dämon, und hier Kobold; dort braucht er Mißgeſchicke, hier Verlegenheiten; dort kommen die hohen, und hier die niederen menſchlichen Verhältniſſe zur Sprache. Dieß hat wohl Hardenberg gemeint, wenn er ſagte: Das

Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volkes am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben desſelben. — Der gute oder ſchlimme Ausgang iſt ein Unterſchied für neugierige Weiber und Kinder, nicht für Denker. Dieſe wiſſen den Witz im tragiſchen Fatum, und den Ernſt hinter der Jokusmaske gleich gut zu ſchätzen, und ſuchen auf der Bühne, wie im Liede und im Romane, immer nur — das Leben.

Leben! das verlangen wir vom Dramatiker, und nun laſſet uns ſehen, was wir mit dieſem Verlangen bei der modernen poetiſchen Literatur richten. Wir ſehen, daß von den Mährchen der graueſten Vorwelt, von Oſſian's nebeligen Helden bis zu den Nibelungen, Hohenſtaufen und Napoleoniden, kein Stoff ſo intereſſant, keine Geſchichte ſo breit und übergroß zu finden iſt, welche nicht irgend ein moderner Enkel des Sophokles auf die Bühne beſchworen hätte; aber es war und blieb eine Geſpenſterbeſchwörung — denn die guten Sophokliden hatten nicht erlebt, was ſie darſtellen wollten, und wie ſollten Rauch- und Schattenbilder Gegenwart werden? Geſetze, ſcharfſinnige, aus dem farbigſten Schaum der Poeſie abgeſchöpfte, unvergleichliche, deſtillirte, rektifizirte, wurden aufgerichtet, und der tragiſche Körper über das Gerüſt der kritiſchen Weisheit gelegt; aber es war eben ein Prokruſtesbett, — das Leben erlag der Folter, und ein Leichnam enttäuſchte und entſetzte das erwartungsvolle Auge.

Eine Oaſe in dieſer Dramenwüſte, ſtehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der Ahnfrau bis zum treuen Diener ſeines Herrn — Alles wahr, bedeu-

tend, erlebt. „Es ſind nicht Griechen, die in der Sappho handeln“ — wendet die gelehrtthuende Kritikaſterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: ſind es nicht Griechen, ſo ſind es Menſchen. Man leſe die empfundene Entwickelung der Medea (in den Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik zur Oeſterreich. Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde, Jahrg. 1835, 77), und man wird mir eine weitere Analyſe erlaſſen, ſich des Großen, Aechten, Tiefen freuen, was auch unſere Zeit aus dem ewig fruchtbaren Schooße des Lebens fördert, und mit dem Verfaſſer jener Abhandlung gerne einſtimmen, wenn er ſagt: die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollſtändigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunſt ſeltener vor, als man denkt.

Nun wird es auch dem Unbefangenen klar ſein, wie ich, im Bezirke des modernen Luſtſpiels, Bauernfeld's Produktionen ſo hoch ſtellte, als ich es oben that, — unbekümmert um Satzungen, Parteien oder Herkommen, den richtenden Blick einzig und unabirrend auf die Richtſchnur der Wahrheit und Natur geheftet. Es ſind nicht Hinz und Kunz, Hans und Peter, nicht A und X und Z, die hier handeln, ſondern Menſchen; es ſind nicht Begebenheiten, die unſere Neugierde an den Stoff feſſeln, ſondern Charaktere und Zuſtände, die eine innere Handlung bedingen, an der wir, wenn wir nur Verſtand und Willen genug beſäßen, ſattſam zu überdenken fänden. Wir ſehen einen kräftigen, ſcharfen, edlen und heitern Geiſt das Chaos unſerer Thorheiten durchdringen; ein gebildeter Leichtſinn erhebt ihn weit über dieſe dumpfe Atmoſphäre, und im wol-

kenloſen Aether hält uns der Poet den klaren Spiegel der Dichtung und Wahrheit vor. Ein großer Sinn ſpricht aus dem leichten Scherz. Menſchlichkeit, Wahrheit, Kraft und geiſtige Geſundheit, Sittlichkeit des Charakters, Aufopferung des Egoismus, Billigkeit iſt die Philoſophie, die hier gepredigt wird; befreien will uns ihr fröhlicher Apoſtel, und er befreit uns, ſo lange wir ihn hören. In dieſem Sinne iſt Bauernfeld ein Dichter der Humanität; wie es jeder ächte Dichter iſt, wenn er unverwandt das klare Auge auf's Leben gerichtet hält.

Ich glaube hiermit genug geſagt, und Alle, die Augen haben zu ſehen, dahin gewieſen zu haben, wo eine ewig nie zu erſchöpfende Quelle von Poeſie zu finden iſt: in's Leben. Wenn der Lyriker in die Tiefe ſeines Buſens, der Epiker in die des geſchichtlichen, der Tragöde in die des rein menſchlichen, und der Luſtſpieldichter in die des täglichen Lebens ihre Netze werfen, — welche Wunder werden ſie uns vorzuzeigen haben! Wunder, von denen wir alles eher geglaubt hätten, als daß ſie in der eigentlichſten Heimat unſer ſelbſt, in unſerem Innern, zu Hauſe ſeien. Aber freilich iſt es leichter, uns von den Feſtungen im Monde vorzulügen, als die Wahrheit mühſam aus dem überſchütteten und überbauten Schachte unſeres inneren Menſchen herauf zu fördern. Darum muß während alles Wirkens unſer ſtetes Loſungswort ſein: Muth, Redlichkeit, Ausdauer!

Epilog.

War ich nun bemüht, jede Beſtrebung im Kreiſe der Dichtkunſt in's ewig quellende Leben zurückzurufen, ſo wird es am Schluſſe Pflicht, der Mißdeutung zuvorzukommen. Jedes höhere Streben, wenn es nicht bei hohlen Worten und unfruchtbaren Luftſprüngen verbleiben ſoll, muß von einer körperlichen Wirklichkeit ausgehen, mit welcher und auf welche es wirken ſoll. Wir wiſſen Alle, daß das Leben, wie es iſt, den Forderungen, die der heiligſte Ruf in uns aufweckt, nicht genügt; allein das Leben, wie es iſt, gewährt uns den Körper, den nur, wenn er geſund iſt, die Seele des Ideals begeiſtert. Wir wiſſen Alle, daß die Menſchheit neuen Lenzen entgegenreift, welche, ſo Gott will! Blüten und Früchte höherer Natur zeitigen werden; allein ein Erdreich muß dieſen göttlichen Pflanzen bereitet werden, woraus ſie Nahrung und Wachsthum ſaugen können, wenn ſie nicht vor der Reife, als traurige Blumengeſpenſter, verwelken ſollen. Dieſes Erdreich aber iſt das Leben.

Es iſt das ewige Lied, das ich ſinge; es iſt das Schema, das mir, wohin ich mich wende, entgegenglänzt, und auf das uns ſpäter auch die Kunſtbetrachtungen wieder führen werden, — „das Reich meiner Dreieinigkeit — ſage ich mit dem närriſchen Natur-Evangeliſten — gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen; das Wahre, das der Vater iſt, der das Gute zeugt, das der Sohn iſt, aus dem das Schöne hervorgeht, das der hei-

lige Geiſt iſt.“ — Das Wahre aber iſt das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute iſt der Gehalt, den unſer Geiſt in ſich trägt und im Stoffe ausprägt; das Schöne iſt die Form, — und die „kommt von oben.“

In dieſem Sinne werden die vorigen Blätter nicht mißverſtanden werden. Die Form wird ſich aus jedem friſchen, lebendigen Geiſte ſelbſt gebären, und ſo wird man mich auch dann nicht mißdeuten, wenn ich bis dahin auf die reine, gebildete Form der Alten zurückverweiſe.

Die Alten, als Bildungsgrundlage.

— dices: ego Dis amicum
— — — — — — — — — —
Reddidi carmen, doctiis modorum
Vatis Horati.

Hor. IV.

Die Ueberzeugung, daß, so wie die Bildung des Einzelnen nicht durch das aufgedrungene Fremde, sondern einzig durch Entfaltung eigener Kräfte bewirkt wird, — auch die der Völker nur dadurch zu bezwecken sei, daß die Elemente, die in jedem derselben gegeben sind, ohne fremde Beimischung, sich vereinigen, abschließen und steigern, — diese Ueberzeugung, durch weltgeschichtliche Ergebnisse geweckt und genährt, hat bei vaterländisch Gesinnten in neuern Zeiten sogar die Besorgniß rege gemacht, als gefährde das Studium der Alten, wie es noch überall die Basis des öffentlichen Unterrichts bildet, unsere freie, nationale Entfaltung, erschaffe den gelehrten Kastengeist, das literarische Philisterthum, und hindere lebendigen Fortschritt. Kaum war diese Ansicht von wohlmeinenden Männern ausgesprochen, so erhob sich eine weitverbreitete uralt-privilegirte Gilde von Gelehrten, welche, im Bewußtsein, daß die Ueberlieferungen des Alterthums die Grundlage unseres ganzen Wissens ausmachen, von einer autochthonischen Re-

form nichts Geringeres als den unvermeidlichen Einbruch der Barbarei und Finſterniß befürchteten. Noch ſtehen dieſe Meinungen ſich ſchroff gegnüber; noch ſcheint der Kampf nicht geſchlichtet; und erſt neuerlichſt hat ein einſichtsvoller Schriftſteller (F. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniſſe zur Bildung des Deutſchen Volkes, Leipzig, Klinkhardt, 1835) dadurch, daß er die philologiſchen und die von ihm ſogenannten realen Studien getrennt neben einander erhalten wiſſen will, weniger eine Verſöhnung beider, als eine ausweichende Antwort auf die von der Zeit vorgelegte, wichtige Frage verſucht. Ihrer Löſung gelten die nachſtehenden Zeilen.

Wer wollte, wer dürfte ſich dieß Eine verhehlen, daß, ſo wie die ganze neue Bildung nur ein herrliches, mit jungen Blüten verwebtes Andenken an das Alterthum iſt, auch jene ewigen Werke, nach dem Geiſte, der ſie belebt, und nach der Form, in der ſie vollendet daſtehen, durch alle Zeiten Monumente menſchlichen Vermögens und Vorbilder des Strebens bleiben werden? Was auch die dumpfe Emſigkeit beſchränkter Mönche und pedantiſcher Schulmänner in düſtern Jahrhunderten für Staub über die ewigen Rollen gewälzt haben mag, — ſo weht uns doch eben aus ihnen ein Hauch von Leben und Friſche an, der aus unſerem mannigfach verkümmerten Daſein, alſo auch aus der Mehrzahl unſerer Werke, leider! entwichen iſt; und was auch der blütenvolle Oſten, der klangreiche Weſten, der üppige Süden, das poetiſche Mittelalter, die raffinirte neue Zeit für Formen ausgeboren, — in unantaſtbarer Reinheit und Vollendung ſteht noch im-

mer die antike, anerkannt von den Weiſeſten und Füh-lendſten aus unſerer Mitte, vor unſern entzückten Augen. „Noch“ — ruft Johann Müller freudig aus — „ſchmeichelt der Naturſinn Herodot's, und findet Platon's Götterwort zum Herzen den Weg; noch lehrt Polyb, Demoſthenes Donner iſt nicht verhallt, Markus Tullius proſkribirt den Antonius noch, Brutus opfert ſich noch der Freiheit Roms.“ Und wodurch ſind alle, die wir als die Unſern mit Stolz aufführen, ſo groß geworden, als daß ſie ſich von der Milch der Alten nährten? Braucht es hier Beiſpiele? Muß man die großen Feldherren, Staatsmänner, Philoſophen, Hiſtoriker, Aerzte, Dichter, Künſtler nennen, die es beſtätigen? Die letztern ſind, wenigſtens der Anerkennung nach, den Alten am treueſten verblieben; ihnen iſt die Antike Ideal; ſie bekennen noch, „daß man allen andern Künſten etwas vorgeben müſſe, der griechiſchen allein ewig Schuldner bleibe“, und wenn das, was ſie hervorbringen, den gebildeten Sinn nicht immer befriedigt, ſo iſt die Nacheiferung der Griechen nicht ſchuld daran; was aber die allgemeine Bildung, das Wiſſen betrifft, — wo iſt beides von jeher praktiſcher, in's Leben eingreifender geweſen, als in England? und wo werden die Alten in dem Maße zur Bildungsgrundlage gemacht, als eben dort? Werfen wir einen Blick auf die Dichtkunſt und ſchöne Literatur der neueſten Aera, die ſich, wie eine fallende Rakete, in tauſend Funken praſſelnd zu zerſplittern droht! Woher können wir ihr Schirm und Einigung erhoffen, wenn nicht aus ihrer urſprünglichen Heimat? Was thut uns dringender Noth, als die beſonnene Würde und

ſtille Grazie der Griechen, die Kraft und Präziſion der Römer, und die Geſundheit beider? Von den Radotagen und Phantaſtereien der Einen, von den humoriſtiſchen Harlekinaden der Andern, — was kann uns retten, als Rückkehr zur edlen Einfalt der Alten? von der modernen Schwäche und nebuliſtiſchen Träumerei, — was als ihre Kraft? Griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft hielt wie Antäus an der mütterlichen Erde feſt, ward, wie er, unüberwindlich, und bleibt hierin ewig Muſter; und wenn es wahr iſt, was man zu ſagen pflegt, daß, wer das Franzöſiſche lernt, zugleich die Höflichkeit lerne, — iſt es minder wahr, wenn man behauptet, daß, wer Latein lernt, zugleich Männlichkeit und Präziſion in Begriff und Ausdruck ſich aneigne? Und haben wir etwa der Präziſion zu viel? oder der Männlichkeit? Es iſt gewiß, daß es Unſinn gibt, der bloß, wenn man ihn deutſch ſagt, einigermaßen fähig iſt, das Ohr mit dem Anſcheine von Sinn zu täuſchen; der, in eine der alten Sprachen überſetzt, ſogleich ſein Nichts offenbaren würde. Werft ſie nur weg die Muſter und Geſetze einer weiſeren Vorzeit, werft ſie weg, überlaßt euch ganz den Inſpirationen eurer ſomnambuliſtiſchen Träume, oder den Fulgurationen eures toll gewordenen Witzes; — rühmt eure freie, eigene Entwickelung — und werdet von einer reifern Nachwelt verlacht, bedauert, vergeſſen!

Und doch höre ich den denkenden Freund fruchtbarer Fortbildung klagen: „Die Philologie iſt für den Unterricht zum Theil ſo verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienſt. Wie hier die wahre An-

dacht oft unter mechaniſchen Spielen untergeht, ſo dort das wahre Denken, die ächte Bildung unter — — mechaniſchen Formen. — — — Das Römiſche und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbeſondere noch durch die lateiniſche Sprache unpopulär. — Die Sprache hat das Recht aus dem Gewiſſen an den Verſtand der Kaſte, und die Rechtspflege aus dem Leben in's Papier, in die Büreaukratie verwieſen (Menzel, die Deutſche Literatur I.)." Ich höre ihn klagen, und kann ihm nicht ganz, wie ich wünſche, widerſprechen. Was den letzten Punkt betrifft, ſo mag er im Bezirk juridiſcher Studien ſeine Anwendung finden; im Ganzen aber bleibt es auch wieder gewiß, daß ein verflachendes Populariſiren nicht der rechte Weg zur allgemeinen Kultur iſt; — daß ächte Wiſſenſchaft und wahre Kunſt immer etwas Eſoteriſches haben werden und ſollen; daß z. B. in der Medizin das Latein ſelbſt ſchon zu populär iſt, und wir endlich ins Chineſiſche werden flüchten müſſen, um nicht von Hypochondriſten-Weisheit gequält zu werden. Im Allgemeinen aber hat denn doch jener Kläger Recht; wer fühlt es nicht? — Und wie kommt es nun, daß er Recht hat? daß ſo traurige Früchte dem Baume des Lebens entſprießen? Von der Art kommt es, mit welcher die Studien des Alterthums getrieben werden.

Wer von uns darf ſagen, daß er ſich mit Vergnügen jener heißen Stunden erinnere, in welchen er, ehe ſein kindiſcher Verſtand noch fähig war mit dem Maßſtab des Lebens zu meſſen, die Bekanntſchaft jener großen Alten zuerſt machte? Wem fallen bei Kornelius Nepos und Salluſt

bei Horaz und Virgil, nicht ſtatt ihrer Helden, Schönheiten und Geſinnungen, die übeln Noten ein, die er in der Schule bekam, die Ermahnungen des Präzeptors, der Staubgeruch des Schulzimmers? Es iſt Einem, wenn man lebhaft daran denkt, oft zu Muthe, als hätten es die guten Lehrer, die in ihrer unſchuldigen Gewohnheitsmethode gewiß nichts weniger im Sinne hatten, eigens darauf angelegt, uns die Erinnerung an die lieben Alten auf Zeitlebens zu verderben.

Wie lange ſchon bringen wir mit der mechaniſchen Erlernung ihrer Sprachen zu! welchen Schweiß koſtet ſie uns! und haben wir ſie nun endlich, ohne Liebe, erobert, — ſo lernen wir Chrieen aus dem Cicero, Figuren und alkäiſche Verſe aus dem Horaz gefühllos nachdrechſeln, und halten am Ende die Römer für eben ſolche Pedanten als unſere guten Präzeptoren, — da es doch eben das Alterthum iſt, welches mehr als alles Andere geeiguet wäre, uns gegen Wortthum und Pedantismus für ewig zu ſchützen. Da nun eben mit den Sprachen ein Theil des antiken Geiſtes in uns übergeht, und ſie das Mittel weiteren Verſtändniſſes ſind, ſo iſt allerdings ihr Studium unerläßlich; um ſo mehr, als gerade die Sprachen am wenigſten Gegenſtand der Selbſtbelehrung ſein können; ſie ſind das Mittel, uns ſpäter lebendigen Genuß zu verſchaffen; ſo lernt der Knabe leſen und ſchreiben, — aber nicht den Goethe leſen und nicht Liebesbriefe ſchreiben. Um nun jene Idiome ſich anzueignen, dazu bedarf es nicht ſo vieler Jahre, als man gemeiniglich daran wendet; es bedarf noch kürzerer Zeit, wenn man das Studium in rei-

fern Jahren erſt anfängt. Man gewänne hierbei auch noch ſo manche Zeit für die Elemente anderer, ſogenannter realer Studien; die Bildung würde vielſeitiger und doch dem Jünglinge weniger beſchwerlich. Sind aber die Sprachen als Medium bereits Beſitz des Lernenden geworden, ſo wäre es wohl am gerathenſten, ihm die Leſung der Schriftſteller, wie man es bei den einheimiſchen macht, ſelbſt zu überlaſſen; um ſo mehr, als ohnehin die antiken Autoren, wenn ſie verſtanden werden ſollen, weit mehr Reife fordern, als der frühern Jugend eigen iſt; und wenn ſie aufgedrungen werden, ſpurlos vorübergehen, oder das Gegentheil deſſen wirken, was man wohlmeinend beabſichtigte. Denn, wenn je etwas, ſo will das Antike erlebt, nicht buchſtabirt werden. Man kann auch das Selbſtleſen jedem Strebenden unbeſorgt anheimſtellen, da er ohnehin, er weihe ſich welchem Fach er wolle, bald einſehen wird, daß er ohne Kenntniß der Alten darin nicht weiter kommt. Er wird ſich alſo bei ihnen umſehen, — und wer ſich einmal da umgeſehen hat, der wendet den Blick ſobald nicht wieder ab! Er fühlt dann, was von ihnen zu lernen iſt, und wirft erzürnt die gelehrten Kommentare weg, die das Lebendigſte mit dem Moder des Schulwitzes zu überziehen, und ſo zu tödten emſig bemüht ſind. Welche Fülle von Leben mußte es enthalten, daß ein ſolches, durch Jahrhunderte fortgeſetztes Beſtreben ihm nichts anhaben konnte!

Dieſes Leben, nicht die Formen, in denen es ſich damals mit Nothwendigkeit geäußert, muß ſich wieder enthüllen, daß das unſere ſich läutere, ſich vereinfache; wir müſſen auf unſere Weiſe — wie der oben angeführte

Schriftſteller ſagt — eine ſo harmoniſche Bildung zu gewinnen ſuchen, als die Griechen auf ihre Weiſe gewonnen. „Eine Wechſelwirkung, ein gegenſeitiger Unterricht der Völker" — fährt er fort — „iſt der Zweck ihres Verkehrs, das Reſultat aller hiſtoriſchen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein anderes nachahmen kann, ſo bildet doch auch jedes etwas Reinmenſchliches aus, das jedes andere ſich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbeſtrittenen Ruhm der humanſten Bildung. Abgeſehen von ihren nationellen Beſonderheiten war ihre Verſtandes- und Kunſtbildung eine ſo allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können. — — — Sie war rein menſchlich; darum iſt es keine Nachahmung, ſich nach ihnen zu richten, ſondern nur ein natürliches Beſtreben des menſchlichen Geiſtes, ſobald er ſich ſein bewußt wird, und einige Sicherheit in dem, was er will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach; die Griechen lehren uns nur, wie wir unſern eigenen Verſtand ausbilden, und wie wir auch in unſer Leben die Grazien einführen ſollen." Kann man ſich hierüber deutlicher und anmuthiger ausdrücken? Ich wünſchte durch dieſe fremde, wohlbeliebte Stimme der meinigen den Nachdruck zu verleihen, der einer ſo guten Sache förderlich ſein möchte.

Sollten wir je zu einer ſolchen Kultur gelangen, ſo würde nicht nur das allgemeine Leben, das Wiſſen, die Kunſt daraus den höchſten Gewinn ziehen; die Kritik würde insbeſondere daran Theil nehmen; manche Verwirrung, mancher Parteikampf würde geſchlichtet werden; der

Zwiſt zwiſchen Klaſſiſch und Romantiſch würde der Anerkennung höherer Geſetze weichen, Kraft und Leben wieder einmal das lange bekleckste Papier beſeelen, die Idee der Kunſt, als die höchſte, reiner hervortreten; die ſchöne Symbolik der Alten, trotz des Mißbrauchs eines pedantiſchen Säkulums, wieder Liebe finden, und herrliches Eigenthum, zweite Natur des Dichters werden; und dieſer würde nicht mehr elegiſch hinüberrufen:

Schöne Welt! wo biſt du? kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Fabelland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne Spur;
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe noch zurück!

Scott und Bulwer.

Wie der Spiegel, so das Bild darin.
Alte Wahrheit.

In einem kleinen, aber gewählten Cirkel, wo das Beſprechen des Geleſenen noch nicht für Pedanterei, und das Vortreffliche, wenn es ein Jahrzehend überlebt hatte, noch nicht für veraltet angeſehen ward, verhandelte man über die Frage: in welcher Dichtungsform das Leben unſerer Zeit, nach ſeinen innern wie geſelligen Verhältniſſen, am fruchtbarſten und zugleich ſo dargeſtellt werden könnte, daß man ſich bei den ernſteſten Zwecken doch den willigſten Antheil verſprechen dürfte. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Roman dieſe Form ſei. Was der Lyriker anbiete, hieß es, würde nur ſelten mit ſo ernſthaften Abſichten zur Hand genommen, ſelten um mehr als einer flüchtigen Anregung willen geleſen; die Bühne betrachte man als Produktionsſchauplatz der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, als eben ſo flüchtige Abendunterhaltung, und ſei nicht mehr gewohnt, ſie gegen das Leben zu halten. Mit welchem Antheile aber noch fortwährend Novellen und Romane auf Toiletten und in Schreibtiſchen verwahrt würden, davon überzeuge man ſich täglich, und die Buchhändler würden es gerne beſtätigen. Dem Dichter aber ſeiner-

ſeits ſei auch damit gedient. In welches Format wäre die breite, flache Verworrenheit unſerer Lebenszuſtände, die nur dann und wann von einem großen Charakterzug, von einem bedeutenden Ereigniſſe romantiſch unterbrochen wird, bequemer zu bringen, als in dieſe? Wo träten Geſinnungen und ihre fortwirkenden Folgen deutlicher hervor? wo verweile man länger dabei, als hier? — Als man nun das Gute, was in dieſer Gattung vorhanden iſt, einer unterhaltenden Rekapitulation unterwarf, kam man auch darüber bald überein, daß, ohne die Verdienſte aller europäiſchen Nationen, beſonders unſerer eigenen, zu verkennen, man denn doch in dieſem Bezirke den Engländern die Palme zuzugeſtehen nicht umhin könne. Dieſe praktiſche Nation, auf ihrem alldurchkreuzten, allverſammelnden Eilande von Kindheit auf ihre Söhne an die Betrachtung einer ungeheuer bewegten äußerlichen Welt gewöhnend, wo Einſicht in die Triebfedern der Menſchen, mit denen zu verkehren unſere Lebensaufgabe macht, ſich früh als Bedürfniß aufdringt, — hat von altersher die fruchtbarſten Romangenies aus ſeinem Schooße genährt und gebildet, an deren Meiſterwerken ſich nun ein jüngeres Dichtergeſchlecht, dem Genius einer vorgeſchrittenen Zeit gemäß, vervollkommt, und im Romane, der das ſoziale Leben behandelt, ſo ziemlich das Höchſte erreicht haben wird, was unter den gegebenen Verhältniſſen zu erreichen möglich war. Der Erfolg bewies die Trefflichkeit der Verſuche. Man kann nicht ſagen, daß irgend ein Romandichter ſo in die Maſſe ſeiner Nation gewirkt habe, als Walter Scott.

Waren bisher die Anſichten unſeres kleinen Kreiſes

übereinſtimmend, ſo erregte dieſer Name ebenſo viel Theilnahme, als er Widerſpruch hervorrief. Heinrich, ein junger Dichter, von tiefem Gefühle und ſchwächlicher Geſundheit, früh verwaiſt, und, ehe noch ſein Inneres zur männlichen Reife gediehen war, in die rauhen Stürme des Lebens geworfen, erklärte ſich entſchieden gegen den berühmten Baronet. „Ich kann," ſagte er, „einen Schriftſteller nicht wirkſam finden, der, mit einer Art von Scheu dem ausweichend, was eigentlich den Menſchen zum Menſchen macht, was allein den tiefer Denkenden und Fühlenden intereſſirt, uns überall nur bei den Röcken und Stiefeln, bei den Formen und Aeußerlichkeiten aufhält; der, ſtatt das Flittergewebe, das Zeit und Konvenienz um unſern innern Menſchen ſpinnen, kräftig zu zerreißen, es durch den Reiz und das Detail, womit er es behandelt, nur noch mehr verſtrickt und befeſtigt; — der uns nie die Meinung ſeines Herzens ſagt, ſondern, indem er uns den unaufgelöſten Knäuel der Begebenheiten hinwirft, uns dem traurigen und unfruchtbaren Zuſtande des Zweifels überläßt."

„Seht dagegen," fiel ihm ſein jüngerer Freund und gewiſſermaßen Schüler in's Wort, „ſehet den warmen, geiſtreichen tieffühlenden Bulwer! Ohne ſich bei kleinlichen Armſeligkeiten aufzuhalten, führt er uns unmittelbar in's volle, ſtrömende Leben hinein. Und welches Leben! Vom niedrigſten Böſewicht bis zum zarteſten Gemüthe, das wie hüllenlos aus der Hand der ewigen Güte gefloſſen ſcheint, bewegt ſich eine Welt vor unſerem Innern. Leidenſchaften toben gegeneinander, und mitten durch das brauſende Gewühl ihrer Stürme ſchlägt der leiſe, himmlich klare Ton

der Menſchlichkeit an unſer Ohr. Nicht für imaginäre Puppen, für Gebilde des poetiſchen Traumlebens, wird unſere Theilnahme entwürdigend in Anſpruch genommen, — die Leiden und Freuden, das Glück und der Jammer der wirklichen uns umlebenden, uns mit in ſich verflechtenden Welt, regen unſer tiefſtes Mitgefühl, unſer ernſthafteſtes Nachdenken auf. Die wichtigſten Probleme des ſittlichen wie des bürgerlichen Lebens werden in ergreifenden, ſymboliſchen Darſtellungen gelöſt, die wahren Lebensfragen der Sozietät, wenn nicht beantwortet, doch wenigſtens ſcharf und entſchieden ausgeſprochen; von dem Inneren unſerer, den Wenigſten bewußten, von den Schmetterlingen des Leichtſinnes umgaukelten, von den Blumen vergänglichen Genuſſes überdeckten Zuſtände, wird die täuſchende Hülle geriſſen, und ein ſchauerlicher, nie geahnter Abgrund thut ſich vor uns auf. Wir ſehen uns ſelbſt und die Welt, die uns umſchwirrt, in einem ſchwarzen, aber truglos-ſcharfen Spiegel, aus deſſen magiſchem Hintergrunde ein ſanfter Genius auf milde, zauberiſche, aber wirkliche Fernen deutet. Fernen? nein! auf den ſtillen, unzerſtörbaren Himmel deutet er, der tief in unſerem eigenen Buſen ſich ausbreitet. Nie zweifeln wir über des Erzählenden Geſinnung, nie über ſeine Abſicht; mit unverkennbar richtendem Finger deutet er auf den Guten und Böſen hin, und bezeichnet Jeglichen als den, der er iſt; er will nicht kalte Einſicht, er will Liebe und gerechten Unwillen in unſern Herzen erwecken; und ſelbſt, wo er bloß beſchreibt, todte Gegenſtände beſchreibt, iſt es ihm nicht darum zu thun, ſie eben hinzuſtellen, wie ſie ſind — ſondern auch da trägt er die ganze

Innigkeit ſeines Gefühles auf ſie über, daß uns Baum, Fels und Strom, wie man von Raphael's Gemälden ſagte, wie in Seele getaucht erſcheinen. So wird er uns zum Freund, Lehrer, Vater, und wir müſſen ihn einen Denker, einen Geſchichtſchreiber, einen Weiſen, einen Seher nennen. Was iſt Walter Scott dagegen?

„Ein Dichter", antwortete Helene, die heitere, junge Hausfrau, welche unſern Cirkel um ſich verſammelt hatte. Sie war vom Himmel mit einem fröhlichen, geſunden, offenen Naturell beſchenkt worden, das ihr jedes beſſere Herz gewann, und mit der beglückenden Gabe, die Welt rein und klar aufzufaſſen, ohne etwas von ſelbſtſüchtigen Forderungen oder unzufriedener Weisheit in ſie hineinzutragen. „Ein Dichter," antwortete ſie, „wie ich dieſes Wort von Homer, Arioſt, Shakeſpeare, und Goethe verſtehen gelernt habe. Ob nun das mehr oder weniger iſt, als das, was Heinrich's Freund einen Philoſophen genannt hat, bin ich nicht gelehrt genug, zu entſcheiden; aber paradox genug bin ich, zu behaupten, daß mir der Dichter viel mehr zu lernen und zu denken gibt, als der Philoſoph; und ich will euch's an Scott erklären, wie ich's meine."

„Das hat ſchon Ariſtoteles geſagt," fiel hier ihr haſtig ein ſonſt einſylbiger, kopfhängender Jüngling in's Wort, der Noten zu den Noten eines Andern über einen Klaſſiker herausgegeben hatte; „das hat, wenn ich Sie recht verſtehe, ſchon Ariſtoteles gemeint, wenn er ſagt: die Dichtkunſt iſt philoſophiſcher und bildender als die Geſchichte." — „Kann ſein," fuhr Helene fort, „daß er's auch

ſo gemeint hat; wenigſtens konnte ich oft genug merken, daß die Griechen, die ich mir ſonſt als Pedanten vorſtellte, gar verſtändige und praktiſche Einfälle hatten. So viel aber weiß ich, daß, während mir der Philoſoph in einer Erfindung, bei der ich nur zu ſehr das Abſichtliche fühle, ſeine Weisheit, ſeine Anſicht, ſeine Zwecke, ſtückweiſe auftiſcht, ſo daß mir keine Wahl und keine Prüfung übrig bleibt, — daß, während er mir ſeine Fabel ſammt Moral vollſtändig zu verdauen gibt, und mir nicht ein Jota zu denken übrig läßt, — der Dichter meinem Herzen mehr Umfang, und meinem Verſtande mehr Thätigkeit zutraut. Scheinbar ohne Zweck, ſcheinbar ohne Mitgefühl, wie der Berg und der Strom, die er malt, zeigt er mir die breite, die unendliche Welt, zwar aus einer angenehmen Ferne, aber doch, wie ſie iſt, deutlich und üppig auseinander gelegt. Eine wohlthuende Klarheit, wie ſie nur der von Liebe durchdrungene Verſtand gewährt, ergießt ſich über alle Gegenſtände, ohne einen auf Koſten des andern zu beleuchten; und die Welt erſcheint mir in durchſichtiger Wahrheit und harmoniſchem Lichte. Mich entzückt die heitere Höhe, auf die er mich ſtellt, mich erregen die bunten Bilder, die er mir vorüber gleiten läßt, mich ſtimmt die bedeutende Folge, in der er ſie nacheinander entfaltet, zu forſchendem Sinnen; aber immer ſind es meine Augen, die ſchauen, meine Seele, die wählt und empfindet, mein Geiſt, der durch eigene Wirkſamkeit ſich bildet. Der Dichter zeigt mir den Böſewicht nicht, aber er lehrt mich ihn erkennen; er deutet nicht mit dem Finger auf den Guten, aber er lehrt mich ihn aus Handlungen begreifen; er verkündet mir nicht die

Folgen menſchlicher Thaten, aber er läßt mich ſie ſchauen; er nennt mir keine Abſicht, hat auch wohl keine einzelne, einſeitige, aber tauſend Ideen liegen wie Funken in den Steinen, die er aus dem Schacht des Lebens gräbt; ich brauche ſie nur herauszuſchlagen. Was ich vom Philoſophen lerne, habe ich gelernt, was ich vom Dichter lerne, habe ich erlebt. Denn was iſt Poeſie als Leben, durch den ordnenden Geiſt noch einmal belebt? Still ruht in ihrer ewig bewegten, durchſichtigen Tiefe das Gewühl dunkler Ereigniſſe und Verwirrungen, von den Fluten der Dichtung fortverſchlungen und gereinigt, wie nach Scott's herrlicher Schilderung im „Robin" über den Leichnam des unglücklichen Morris die Wellen des Sees zuſammenſchlagen, und auf ihrer Oberfläche in tiefer Bläue den Frieden des Himmels wiederſtrahlen."

„Sie werden poetiſcher, als ich es Ihnen zugetraut hätte," ſagte Heinrich's Freund; „aber ehe aus allen ſchönen Reden etwas Beſtimmtes hervorgeht, müßte entſchieden werden, ob ſie nicht in die Luft geſprochen waren; ich meine, ob auch wirklich Bulwer dem allgemeinen Bilde, welches ich von ihm, und Scott dem, welches Helene von ihm entwarf, gleichen?"

„Eine ſolche, an den einzelnen Werken dargeſtellte Vergleichung," erinnerte Heinrich, „würde zu weit führen. Genug, wir verſtehen einander, und ich muß Helenen einigermaßen Recht geben. Vergleichen wir die Schilderung Euphemien's und Johannen's im Herz von Midlothian und die der Brüder Devereux in Bulwer's Romane mit einander, ſo haben wir ein Beiſpiel für viele. Aber doch ſagte

ich nur: einigermaßen; — denn ich bemerke, daß es ſich hier nicht um einen Vorzug, ſondern um eine Denkart handelt."

„Wir haben im Grunde nicht Scott und Bulwer geſchildert, ſondern die große, allgemeine Differenz, welche nicht nur alle Dichter und Schriftſteller in der Welt, ſondern, laßt mich behaupten, alle Menſchen in zwei Klaſſen ſcheidet, und, wie ein unüberſteigbarer Abgrund, vielleicht für ewig — auseinander hält."

„Ich verſtehe Dich", ſagte ſein Freund; „der eine Theil ruht mit dem Herzen in der Welt, der andere mit dem Auge auf ihrer Fläche. Jenen iſt es nun einmal nicht möglich, das Elend und die Verwirrungen ihrer Brüder wie eine Tragikomödie ruhig anzuſchauen; ſie müſſen herbeiſpringen, retten, helfen, rathen, und wenn alles das vergebens oder unausführbar wäre, wenigſtens ſich zu ihnen hinſetzen, um mit ihnen zu weinen. Ich weiß nicht, ob ich die Andern beneiden ſoll, denen es ſo gut oder kalt geworden iſt, daß ſie Muth und gute Laune genug haben, das Schickſal der Menſchheit zu einem künſtleriſchen Bilde zu verarbeiten, ſich davor ruhig hinzuſtellen, es mit nachdenklichem Kennerauge zu beſchauen, und endlich mit gelaſſener Ueberzeugung zu ſagen: Es iſt gut! — Dreht ſich's doch immer um dieſe zwei Achſen! Ein und dasſelbe Verhältniß: Euripides, Sophokles; Schiller, Goethe; Bulwer, Scott.

Der Aelteſte der Geſellſchaft, ein würdiger Naturforſcher, der eben aus England zurückgekehrt war, und bisher, wie es ſchien, am Geſpräch wenig Antheil genommen hatte, ſchüttelte jetzt den Kopf. „Daß doch ihr gelehrten

deutſchen Kritiker," rief er, „überall Klaſſen, Trennungen, unüberſteigliche Abgründe ſehen müßt! Ich finde ſtatt jener ungeheuren Differenz, von der ihr hier Wunder erzählt, wenn ihr gleich ein dunkler Begriff zu Grunde liegt, nichts als den natürlichen Unterſchied zwiſchen werdender und gewordener Bildung. Mit den Dichtern iſt es, wie mich dünkt, ſo: Jeder ſtellt in ſeinen Romanen die liebe Welt ſo dar, wie er ſie eben ſieht, oder wie er ſie gerne haben möchte; denn die Gebilde ſeiner Poeſie ſollen ihm zum Genuſſe werden. Wer nun die Welt recht überdacht hat, das heißt: wer ſich am vollkommenſten ausgebildet hat, der kann die Welt nicht anders ſehen, und nicht anders haben wollen, als ſie iſt; und ſo wird er ſie dann auch darſtellen. Dieſer iſt der wahre Dichter, der wahre Weiſe, der wahre Menſch. Er ſcheint unfühlend, weil er allfühlend iſt; und diejenigen, die ſich als Fühlende ihm gewiſſermaßen feindlich gegenüberſtellen, ſtehen vielmehr unter ihm, und ſollten ihn erſt begreifen lernen, ehe ſie ihn verdammen."

„Damit wir aber", ſchloß Helene, „der Forderung Heinrich's genügen, der, wie es ſcheint, von jeder Darſtellung ein ausgeſprochenes Endurtheil verlangt, ſo will auch ich von unſerer Unterhaltung ſagen: Der zuletzt vor mir das Wort führte, der hat Recht."

II.

Goethe.

Kennt ihr den reichen Lebensbaum?
Er wurzelt tief in seiner Zeit,
Und nährt sich von Vergangenheit,
Indeß in seines Schattens Raum
Der Zukunft heil'ge Frucht gedeiht.

Goethe's naturwiſſenſchaftliche Anſichten*).

Die Jugend eines Menſchen, wie eines Volkes hält ſich an der Betrachtung des Menſchen; die Betrachtung der Natur iſt ein Geſchäft reiferer Jahre.

J. G. Carus.

Von Allem, was Goethe gedacht, geſtrebt und geleiſtet, haben bisher ſeine Bemühungen für Naturwiſſenſchaft am wenigſten Eingang, ja vielmehr meiſtens Tadel und Widerſpruch gefunden. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gerade ſie es ſind, was, nebſt den vollendeten ſeiner poetiſchen Gebilde, die Prüfung der Zeiten am glorreichſten beſtehen wird; daß ſie es ſind, worin ſich Goethe's Werth und Eigenheit am reinſten und vollkommenſten ausſpricht, wofür er eigentlich geboren zu ſein ſchien; ſo daß uns, wenn wir in dieſe Betrachtungen aufmerkſam eingehen, ſelbſt ſeine dichteriſchen Hervorbringungen wie Werke erſcheinen, die aus Naturforſchung hervorgegangen ſind. Ja man wird ſelbſt das, was man ihm, ſowohl in der Poeſie, als beſonders in der Kunſttheorie zur Laſt legt, in dieſer Richtung begründet, wenn nicht entſchuldigt finden. Auf der andern Seite wird man

*) Die Zitate beziehen ſich auf die Duodez-Ausgabe.

an dieſem Beiſpiele beſtätigt finden, was von den beſſern Geiſtern unſerer Zeit längſt nicht mehr verkannt wird, daß ächte, treue Naturforſchung, wenn ſie fördern und befreien ſoll, eine poetiſche Anſchauungsweiſe nicht nur nicht ausſchließt, ſondern ganz eigentlich fordert. Wie Goethe ohne Naturforſchung nicht ſo vollkommen Dichter, ſo wäre er ohne Poeſie nicht ſo vollkommen Naturforſcher geworden. Ein Anderes iſt's: in der Wiſſenſchaft dichten, — und auf der Höhe ſtehen, wo Kunſt und Wiſſen Eins werden. — Dieſes Alles nun wünſchte der folgende Aufſatz zu beſtätigen; vorzüglich aber ſoll das Ganze, die leitende und belebende Idee von Goethe's Naturſtudien, die man bisher zu wenig auffaßte, hervorgehoben werden; denn ſo wird meine Arbeit weniger atomiſtiſch, durch Kleinlichkeiten verwirrend, — vielmehr ganz, einig, bedeutend und belebend werden, — und ſo vielleicht ihren Zweck erreichen: die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu erregen, und Angelegenheiten, die unſer höchſtes Intereſſe ſo nahe berühren, vor das Forum unbefangen prüfender Vernunft zu bringen.

Um aber für das, was ich hierüber zu ſagen gedenke, im Leſer zum Voraus die gehörige Stimmung zu bereiten, ſind vor Allem zwei Punkte feſtzuſetzen. Erſtens muß bedacht werden, daß in keinem Bereich menſchlichen Wiſſens der abgeſchloſſene Geiſt der Gebilde ſo durchaus waltet, als in den unpopulären Bezirken der Naturforſchung; vorzugsweiſe in jenen, deren Thron die Mathematik uſurpirt hat. Wer würde ſich hier ſo leicht entſchließen, die mühſam aufgeſpeicherten Schätze der Gelehrſamkeit, die geheiligten

Theorien anerkannter Erfinder, die ſüße Vaterluſt an ſelbſterzeugten Hypotheſen, den Nimbus in ſich vollendeter Syſtematik, — der leichtern, freien, heitern Anſicht eines unbefangenen Beobachters, und gar eines Dichters — aufopfernd hinzugeben? Da mag eher die Wahrheit noch lange kommenden Geſchlechtern ein Räthſel bleiben, ehe wir das Siegel von unſerem Diplome wankend machen laſſen! — Es ſei genug, dieſe Stelle berührt zu haben, und uns Aerzten, im Gegenſatze zu den Mathematikern, den ſchönen Ruhm zu vindiciren, daß wir, mit dem Wohle der Menſchen beſchäftigt, die Erſten ſind, die mit aufmerkſamen Danke die Wahrnehmungen eines reinen und ſcharfen Beobachters aufzunehmen und zu nützen uns nicht ſchämen. Loder war es, der zuerſt in ſeinem anatomiſchen Handbuche (1788) des Zwiſchenknochens gedachte, Sömmering that 1791 das Gleiche, Oken wie Steffens haben ſich theilweiſe mit ſichtlicher Liebe aus Goethe's Minen bereichert; Carus (Gynäkologie, Urwirbel u. ſ. w.) hat aus ihnen Manches zu Tage gefördert, und namentlich das Schema der Filiation im Knochenſyſteme bis zum Erſtaunlichen ausgebildet; Schmidt, Dr. J. H. (zwölf Bücher über Morphologie u. ſ. w., Berlin; Enslin, 1831) ſolche Ideen zur komparativen Pathologie zu verwenden geſucht; Dr Engelmann (de Antholysi prodromus etc. Francof. ad M. Broenner 1832) ſie im botaniſchen Fache weiter ausgebildet; Purkinje übereinſtimmende Erfahrungen über das Sehen (1819) veröffentlicht; anderer einzelner Erwähnungen, oder eigentlicher Schüler, als Ernſt Meyer's u. ſ. f. nicht zu gedenken. Den Aerzten zum Ge-

genſatze hat Pfaff (über Newton's u. ſ. w. Leipzig 1813) die verroſteten Waffen der alten Lichttheorie gegen Goethe zugeſchärft, und wir wiſſen Niemand zu nennen, der ihm hierin widerſprochen hätte, als etwa im Stillen Maler, Färber und andere praktiſche Menſchen. Die Profeſſoren in ihren Lehrbüchern gingen den ſanctionirten Weg, und blickten höchſtens vornehm ſeitwärts auf den armen Dichter, der ſich in ihren aufgeſtellten Netzen gefangen hatte. Jenen wackern ärztlichen Kollegen nun mich anzureihen, iſt mir Ehre und Zweck bei dieſen Zeilen; daß ſie übrigens nicht für die Gilde, ſondern für alle Gebildeten, Freien geſchrieben ſind, die in dieſen Dingen Licht haben wollen, und geſunde Augen mitbringen, brauche ich, nach dem Geſagten, kaum hinzuzufügen.

Ich komme nun zu dem zweiten feſtzuſtellenden Punkte. Wer nämlich wähnt, daß Goethe's Beſtrebungen in unſerem Fache von der Luſt herrührten, univerſal zu ſcheinen und überall glänzen zu wollen, der irrt gröblich und verdunkelt ſich zum Voraus die ganze Unterſuchung. Zu zeigen, auf welchem Wege der Dichter in dieſes Gebiet mit Nothwendigkeit geführt ward, ſei vorerſt hier unſere Aufgabe. Wir können ſie nur löſen, indem wir uns auf die Geſchichte ſeines Lebens und Denkens einlaſſen, und, was ſich ihm von naturwiſſenſchaftlichen Ideen ergab, genetiſch entwickeln. Denn bei dieſem Manne war Alles ganz und folgerecht, und wir müſſen es auch zu ſein verſuchen, ſobald wir ihn begreifen wollen. Daß ein glücklich organiſirtes, zeitlich aufgeſchloſſenes, heiteres Gemüth, das in der Breite der Welt poetiſche Nahrung ſucht, ein hel-

ler, rüſtiger Verſtand, der ſich zu orientiren wünſcht, frühzeitig auf das ſchöne, klare Wort des Lebens hingewieſen werden, das die Natur in ihren Werken rings um uns lebendig ausſpricht, wird uns nicht befremden. Der erſte Keim alſo zu ſpätern Entfaltungen iſt in Goethe's Naturell zu ſuchen, und in ſo manchen Aeußerungen aus ſeinem erſten geiſtigen Erwachen (aus meinem Leb. 1 u. 2) zu finden. Umſtände, als: der Umgang mit Medizinern, der ſogar zum Beſuch anatomiſcher und chemiſcher Kollegien veranlaßte (aus meinem L. 2. Theil, S. 233), Ausflüge in bedeutende Gebirgsgegenden, wo Steinkohlengruben, Eiſen- und Alaunwerke die Betrachtung auf ſich zogen (ebendaſ. S. 323), die frühe Bekanntſchaft mit Spinoza (ebendaſ. III., S. 290), die perſönliche mit einem würdigen kliniſchen Lehrer (ebendaſ. S. 9), mit dem unvergleichlichen Zimmermann (ebendaſ. S. 337) haben das Ihre zur Pflege jener Keime beigetragen, wie denn ein Blick auf die Medizin, „die den ganzen Menſchen beſchäftigt, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt" (25. Bd., 232), die Lekture der Aphorismen Boerhave's (ebendaſ. S. 204) in einem ſo hellen Geiſte auch hierin fruchtbare Gedanken reifen mußte, wie die über die Kontagien (Bd. 45) oder über das Schickſal neuer Heilmethoden (ebend. S. 366, Vaccination) u. dgl. a. m. O. — ſo wie Herder's große, auf das Letzte, Höchſte hindeutende, unendliche Bahnen vorzeichnende, in den „Ideen" und in „Gott" ausgeſprochene Anſichten, gleichſam im Voraus etwas von den Früchten zu koſten gaben, welche jenen Keimen einſt entwachſen würden. Allein alle dieſe Bedingungen, wenn

gleich nicht in demſelben Maße, traten bei ſo manchem Andern auch zuſammen. Wir haben alſo den Grund beſonderer Naturſtudien noch anderswo zu ſuchen, und finden ihn in den Studien zur Kunſt. Dieß iſt die Pforte, durch welche Goethe in den Iſistempel trat. Auch in dieſem Sinne waren die „Propyläen" Vorhallen. Die italieniſche Reiſe war es, welche die friſche, poetiſche Luſt an Kunſtwerken, durch Anſchauung und Nachdenken zum Begriffe reifte, und von dieſem Begriffe war der Uebergang zum Naturſtudium nothwendig. Von da iſt alſo eigentlich die Aera des letztern zu datiren. Das künſtleriſche Kolorit war es, was zuerſt die Betrachtung auf ſich zog, und zu einer ſichern Begründung gebracht werden ſollte. Woher aber war eine ſolche zu erwarten, wenn nicht von einer naturgemäßen, praktiſchen Theorie der Farbe? Das Bedürfniß war von Malern nie verhehlt, Newton's optiſche Theoreme waren zu nichts zu brauchen, — ein muthwilliges Paradoxon, ein Verſuch einer Künſtlerin, ohne Blau zu malen, führten auf die genauere Betrachtung der atmoſphäriſchen Farben, welche die erſte Ausſicht in eine heitere Phyſik gewährte.

Ich führe dieſe hiſtoriſchen Anfänge ausführlicher an, weil bei der Prüfung wiſſenſchaftlicher Leiſtungen, zumal deſſen, was einer Hypotheſe gleich ſieht, gar viel darauf ankommt, wie der Urheber dazu gelangt ſei; hier aber zeigt es ſich, daß der Weg ſachgemäß, nothwendig und unbefangen war. Denn bald nach der Rückkehr aus Italien ward Newton's ſogenannter Fundamental-Verſuch, der, einſeitig und abſichtlich, wie er iſt, für eine allſeitige Theorie gel-

ten ſoll, geprüft, und es ergab ſich, daß die daraus gefolgerte Hypotheſe unhaltbar ſei (1799). Die um Rath gefragten Phyſiker ſchüttelten die Köpfe, wiederholten das alte Evangelium, Lichtenberg verſagte grämlich ſeine Theilnahme, und das erſte Stück optiſcher Beiträge (1791) ward mit ſchlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geſchoben (Bd. 31, S. 17). So geſchah es, daß ein Beſtreben, welches die Freunde des Dichters barock fanden, weil ſie deſſen Wurzel nicht berückſichtigten, und welches die vom Fache zu ignoriren ſuchten, weil ſie ihr verwöhntes Auge von dem foramen exiguum auf den unendlichen Aether wenden ſollten, — in ſich zurückgedrängt ward; und daß der mildeſte, billigſte, der Satyre abgeneigteſte aller Deutſchen zu Ausdrücken ſich getrieben ſah, wie die folgenden: „Da ich damals in dem Wahn ſtand, denen, die ſich mit Naturwiſſenſchaften abgaben, ſei es um die Phänomene zu thun" u. ſ. w. (Bd. 54, S. 305). — Dieſer bittern Erfahrungen ungeachtet, ward im Stillen fortgearbeitet, und unter der liebevollen Mithilfe Meyer's und Schiller's, bei der edlen Theilnahme einer hochgebildeten Fürſtin, das Gebäude nach und nach zu jener Feſtigkeit und Schönheit gebracht, in der es nun mit der Aufſchrift Farbenlehre vor uns ſteht. Die Methode, wie in dem polemiſchen Theile der alte Schutt aufgeräumt, und im Didaktiſchen der Grund bezeichnet, und die Steine geprüft, behauen und geſchichtet werden, würde allein ſchon, ein ewiges Muſter wiſſenſchaftlichen Verfahrens, den Dank der Unſterblichkeit verdienen. In dieſer Geſtalt nun wirkte die reine Theorie mehr; hatte aber noch des Kampfes genug

zu beſtehen. Theils ſuchte man durch mißwollendes Verſchweigen Goethe's frühere Bemühungen auszulöſchen, was um ſo thunlicher ſchien, als er ſelbſt deßhalb ſeit Jahren nichts direkt zur Sprache brachte; theils machte man von ſeinen Anſichten, die er ſeit eben ſo langer Zeit im Leben und Geſpräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch, ohne ſein dabei zu gedenken (Bd. 54, S. 318). Indeß machte Runge übereinſtimmende Erfahrungen und Anſichten bekannt, Dr. Schopenhauer trat den Hauptpunkten bei, Steffens ging in freiere Anſichten von der Farbe ein, Künſtler, Techniker und unbefangene Menſchen fühlten das Unfruchtbare der alten, das Lebendige der neuen Doktrin, — und vielleicht iſt Pfaff der letzte in Deutſchland, der ſich der reinen Lehre, die uns das Blau des Himmels ertheilt, widerſetzt hat! — Dieß in wenigen Zügen die Geſchichte der Goethe'ſchen Farbenlehre. Nun wird der Laie fragen, was denn das für eine abſonderliche Theorie ſei, die ſo ſchwer in die theoretiſcheſten Köpfe hineinwolle. Dieſe Frage complett zu beantworten, müßte man Goethe's Werk abſchreiben; liefert doch dieſes ſelbſt nur gedrängteſte Stoffe, auszufüllende Umriſſe! Dabei würde die zu verfolgende Konſequenz in's Gränzenloſe führen. Der Kern iſt in Folgendem enthalten:

Die ganze Farbenlehre beruht auf dem reinen Begriff vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anſchauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorſichtige Entwickelung desſelben uns über die ganze ſichtbare Welt aufgeklärt finden (Bd. 32). Denn die Farbe iſt nichts anderes als der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges (Bd. 52).

wenn wir nämlich bloß das einen reinen Bezug nennen, wobei das Organ in ſeiner Integrität verbleibt. Dieſer Bezug aber wird nur durch das Trübe zur Erſcheinung gebracht. Das höchſt energiſche Licht, wie das der Sonne, iſt blendend und farblos; das völlig Finſtere iſt unſichtbar; beides alſo hebt jenen Bezug auf, indem es das Organ gleichſam vernichtet; jenes durch übermäßige Entbindung, dieſes durch übermäßige Beſchränkung des innern Lichtes — ein Verhältniß, welches bereits der göttliche Platon ausgeſprochen. Der leer gedachte Raum iſt durchſichtig; der Raum, mit einem Mittel erfüllt, das unſer Auge nicht gewahr wird, iſt durchſcheinend, uud gibt den Begriff des Trüben. Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgiltigſte, hellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung. Das Licht, durch ein auch nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb: Nimmt die Trübe des Mittels zu, ſo erſcheint das Licht nach und nach gelbroth, und ſteigert ſich bis zum Rubinrothen. Die Finſterniß, durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel geſehen, erſcheint uns blau; heller, wenn das Mittel trüber, dunkler, wenn dieſes durchſichtiger wird; beim mindeſten Grad der Trübe als das ſchönſte Violett. Darum ſehen wir den Himmel blau, denn es iſt der unendliche, finſtere Raum, durch atmoſphäriſche, vom Taglicht beleuchtete Dünſte geſehen; darum erſcheint die Sonne, das blendende Licht, durch Dünſte gelb, Morgens und Abends durch Gewölke als Morgen- und Abendröthe. Ein ſchönes Sinnbild dieſer Lehre iſt die reine Flamme. Auf dem dunkeln Grunde eines Tempels ſehen wir ihren untern Theil blau, als

Dunſt den mittlern gelb, den höchſten roth als ſelbſtleuchtenden Körper. Die Farbe alſo iſt ein verdunkeltes Licht oder ein beleuchtetes Dunkel. *Σκιερον* ſagten die hellſehenden Griechen; lumen opacatum bei Ath. Kircher. Dieſe Grunderfahrung durch trübe Mittel nennen wir ein Urphänomen. Solche Erſcheinungen ſind Symbole aller übrigen, und über ſie hinaus gibt es nichts mehr. Mit Worten iſt ihnen nicht beizukommen, in ihrem Gewahrwerden beſteht aber die Naturwiſſenſchaft, welche als vollendet zu betrachten wäre, ſobald wir alle Erſcheinungen auf ſolche Urphänomene reduzirt hätten. Ein ſolches iſt der Magnet. Wir hören dieſes Wort, und eine Welt von Thätigkeiten iſt erklärt. So erhellt die Anſchauung des Trüben den Raum, der uns umgibt. Es fällt mir ſchwer, hier die Andeutung zu unterdrücken, welche Symbolik des ganzen Natur- und Menſchenlebens, dem Blicke des Denkers bei dieſem einfachen Phänomene ſich in's Unendliche aufthut; die ewige Formel des Daſeins, das Geſetz der Polarität, das Höchſte, was er denken kann, was Platon's erhabene Vernunft als *συγκρισις* und *διακρισις* aufgefaßt hat, — kommt zum Vorſchein, und der mittlere Zuſtand des Menſchen zwiſchen Licht und Nacht wird klar, des Menſchen, deſſen „Leben nur ein farbiger Abglanz" iſt. Doch, um nicht abſtrus zu werden, verfolge ich meine Darſtellung. Zunächſt alſo am Licht entſteht Gelb, zunächſt am Dunkel Blau; beides, zum Gleichgewicht gemiſcht, gibt Grün. Die beiden erſten Farben, verdichtet, werden röthlich, bis zu einem Grade, daß man das primitive Gelb und Blau nicht mehr erkennen kann; doch läßt ſich das höchſte Roth phy-

ſiſch hervorbringen, wenn man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereint. Man kann auch zu dem fertigen Blau und Gelb fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Miſchung hervorbringen, was vorwärts durch Intenſiren bewirkt ward. Das ſind die Elemente der Chromatik. Das Große und Wichtige aber iſt, daß Goethe dieſe Erſcheinungen allſeitig, nicht bloß ſubjektiv auffaßt. Er betrachtet demgemäß die Farben phyſiologiſch, phyſiſch und chemiſch. Die erſten ſind ganz ſubjektiv, die zweiten gemiſcht, die dritten objektiv; die erſten, die man bisher als pathologiſche Phänomene anſah, beruhen auf den vitalen Funktionen der Retina, in welchen ſich nur die ewige Lebensformel — Syſtole und Diaſtole — wiederholt; ſie ſind in der Erſcheinung flüchtig; die wirklich pathologiſchen ſchließen ſich an ſie, und Goethe bezeichnet und überläßt hier dem Ophthalmologen ein ſchönes Feld; die zweiten entſtehen durch Mittel, ſind vorübergehend, und zerfallen in verſchiedene Rubriken, welche von der Subjektivität der erſten zur Objektivität der dritten die Stufen bilden; die dritten haften an Stoffen, und ſind permanent. Bei den erſten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der geforderten Farben kennen, d. h. der Farben, die ſich gegenſeitig im Auge bedingen und hervorrufen; als: Gelb und Violett, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin iſt endlich ein Grundgeſetz für Farbenharmonie gegeben, welches der bisher zum Typus aufgeſtellte Regenbogen, dem die Hauptfarbe, das reine Roth, fehlt, durchaus nicht leiſtete. Und ſo wirkt die Theorie der Naturerſcheinung von ihrem Gipfel wieder auf die künſtleriſche Praxis zurück, von wo der

Weg zu ihr urſprünglich ausgegangen war. Wem nun bei unbefangenen Sinnen räthſelhaft erſchiene, wie ſo klare Wahrnehmungen irgend geläugnet oder auf verwickelte Prinzipien reduzirt werden könnten, der erfahre, daß die bisherige Theorie behauptet: in dem weißen Lichte ſeien überall, zumal im Sonnenlichte, mehrere verſchiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zuſammenſetzung das weiße Licht erzeuge. Damit nun dieſe zum Vorſchein kommen ſollen, ſetzt Newton dem weißen Lichte gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, die es von ſeiner Bahn ablenken; aber dieſe nicht in einfacher Vorrichtung; er gibt ihnen allerlei Form, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfache Art ein, beſchränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, und, nachdem er es auf hundertlei Art in die Enge gebracht, behauptet er, alle dieſe Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenſchaften des Lichts rege zu machen, daß es ſein Inneres offenbare. Goethe beweiſt dagegen, daß es keineswegs die Brechung allein ſei, was die Farbenerſcheinung verurſacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich; daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke, und ein ſolches von der Stelle rücke; ein Bild entſteht nur durch Gränzen, und dieſe überſieht Newton. Das Ganze iſt eine Randerſcheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als inſofern die farbigen Ränder ſich decken (Erklär. zu den Kupfertaf.). Hier hat man ein Spezimen von willkürlicher Experimentation und eines von reiner Auffaſſung der Phänomene. Zum Ueberfluſſe werden die Künſtler aufgefordert, den Vorrath ihrer Palette zuſam-

menzumiſchen — ob ein weißes Licht herauskommen werde? — So viel von den Elementen des Ganzen. Wenn wir aber erſt, dieſen Faden in der Hand, die mäandriſchen Labyrinthe der ganzen Phyſik, Optik, Chemie, Naturgeſchichte, Technologie und Kunſt-Technik, bis hinauf zur Phiſiologie, Philoſophie und in die Bezirke ethiſcher, ja religiöſer Anſchauungen verfolgen, — wenn wir den Gegenſatz von Säure und Alkali in dem der Farbe wieder ausgeſprochen, die Geſtalt der Mineralien mit ihrer Miſchung, und dieſe mit ihrer Farbe im Zuſammenhange finden, wenn wir das Kolorit organiſcher Körper als Reſultat einer innern Kochung (πεψις), und die Metamorphoſe der Pflanzen damit in Verbindung betrachten lernen, wenn uns die Pracht des Pfauenauges, des Schmetterlingflügels, des Gefieders überhaupt über animaliſche Lebensverhältniſſe aufklärt, — wenn uns der Spezifikationsgrad der Farbe zum Merkmal der Stufe dient, auf der ſich lebende Geſchöpfe befinden, — wenn das Verſchwinden der Elementarfarben uns andeutet, daß wir im Reiche der Menſchheit uns befinden, und von da aus erſt eine höhere Bedeutung der Farbe angeht, — dann erſt erſcheint uns die Farbenlehre im ganzen Umfang ihres Werthes; und es wird uns klar, daß jeder Theil der Naturwiſſenſchaft ſo wichtig und nothwendig als jeder andere iſt. Ich bin vielleicht ſchon zu breit über dieſen Gegenſtand geworden; allein da er den Typus für die in allen andern Naturforſchungen Goethe's waltende Methode angibt, und zugleich der angefochtenſte iſt, habe ich ihn etwas prolixer erörtert; ich habe dabei ſo viel als möglich Goethe's eigene Worte hervorgeſucht,

weil man bei Darſtellung der Anſichten Anderer nicht zu gewiſſenhaft ſein kann, beſonders wo man ſich auf polemiſchem Boden befindet. Wer übrigens den hiſtoriſchen Theil und den didaktiſchen der Farbenlehre zuſammenfaſſend prüft, beſtätigt ſich wieder in der Ueberzeugung, daß die Geſchichte einer Wiſſenſchaft die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt. Während des hiſtoriſchen Studiums der Phyſik, „dieſer höchſten Wiſſenſchaft", ſchrieb Goethe: „Eine Wiſſenſchaft iſt, wie jede menſchliche Anſtalt, eine ungeheure Kontignation von Freiwilligem und Nothwendigem, von Geſundem und Krankhaftem; Alles, was wir täglich gewahren, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome anſehen, die auf ihre patho- und phyſiologiſchen Prinzipien zurückzuführen ſind" (Bd. 32). Ich habe eine ſolche Reduktion im Vorhergehenden, ſo bündig als es möglich ſchien, verſucht. — Fahren wir nun in unſerer genetiſchen Entwickelung fort.

Außer dem Kolorit, und in einer noch höhern, geiſtigern Bedeutung, zog die Geſtalt, vor Allem die menſchliche, die Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes an ſich. Die Vollendung dieſes höchſten Gebildes, wie ſie uns in den plaſtiſchen Idealwerken der Alten entzückt, hatte bereits dem ſcharfen Blick Camper's den Geſichtswinkel geoffenbart, und die Ahnung eines Vorbildes gegeben, dem die Natur, durch tauſend Verhältniſſe gedrängt, nur in den glücklichſten Augenblicken ſich zu nähern im Stande iſt. Es mußte aber dem Geiſte des Menſchen, der ein Ebenbild des Ewigen iſt, durch ſolche Winke geleitet, möglich ſein, der Abſicht der Natur auf die Spur zu kommen, und ſie gleich-

ſam bei ihrem Schaffen zu ertappen. Dieſe tiefſte, innere Verwandtſchaft zwiſchen Kunſt und Natur war ſchon den Alten, wie ſie ſelbe durch ihre Werke bethätigten, kein Geheimniß geblieben. „Der geiſtige Beſtandtheil des Samens" — ſagt Eraſiſtrat bei Galen (de nat. fac. II.) - „bringt die Entwicklung der Geſtalt und des Baues des kindlichen Körpers auf eben die Art hervor, wie Phidias aus einem Marmorblocke eine Bildſäule." — Alſo auch umgekehrt! Allein wie nun dieſer Prozedur, wie ihrem Geſetze auf die Spur kommen? Es fällt in die Augen, daß die Geſtalt, wie ſie der Plaſtiker vor uns hinſtellt, ihren Charakter durch das zu Grunde liegende Knochengerüſte erhält; wie der Kern, ſo die Schale; nichts wird Außen erſcheinen, das nicht Innen vorgebildet iſt. War es doch dieſer Wechſelbezug von Innen und Außen, der erſt Lavatern auf ſeine Phyſiognomik, ſpäter den ſcharfſichtigen Gall auf ſeine Schädellehre führte! weßhalb auch Goethe bei Gelegenheit des Kotzebue'ſchen Scherzes „der Schädelkenner" ausſprach: es möchte weder dieſer wunderlichen Lehre, noch jener an einem Fundamente fehlen (Bd. 31, S. 148). Der Forſcher ſieht ſich alſo hier an die Oſteologie gewieſen. Er ſtudirt ſie im Komplex mit der Syndesmologie, die eigentlich jene erſt belebt, „durch eine beſondere Verrücktheit der mediziniſchen Jugend jedoch vernachläſſigt wird;" ſieht aber bald, daß durch die ſchulmäßige Kenntniß des einzelnen, todten Skeletts kein Schritt vorwärts zu thun ſei. Da eröffnen ſich ihm zwei Wege: die Betrachtung desſelben organiſchen Ganzen durch alle Thierklaſſen — vergleichende Anatomie, und Be-

trachtung desſelben Organismus in demſelben Individuum, wie er ſich zu verſchiedenen Zeiten, auf verſchiedenen Stufen der Entwickelung befindet, — Morphologie im engern Sinne — ein Wort, und ein Begriff, welche Goethe in die Wiſſenſchaft eingeführt hat. Wenn wir das Skelett in dieſem Sinne beſchauen, ſo ſcheint es durch die Klaſſen der Lebendigen und durch die Stufen des Lebens ſich gleichſam zu bewegen, und wird ſelbſt bewegt. (Hier ſchalte ich den Vorſchlag Goethe's ein, durch plaſtiſche Anatomie die fortbildende Natur darzuſtellen, und zugleich den Schreckensſcenen der „Reſurrektioniſten" vorzubeugen und Einhalt zu thun; Bd. 23 und 44) Die Wahrnehmung, welche Goethe 1786 machte: daß dem Menſchen ein Zwiſchenknochen (os intermacillare) zukomme, ſo wie die zu Venedig 1790 aus dem Schädel eines Schafes herausgeleſene Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen, — werden nun nicht mehr vereinzelt und unwichtig erſcheinen; man wird einſehen, daß ſie ſo gut als die Eintheilung des Os petrosum in bulla und os petrosum propr. sic. dict. (Bd. 55, S. 303), des Os sphenoideum in anterius und posterius (ibid.), und die Vergleichung von Ulna und Radius, Tibia und Fibula (ebend.) Glieder eines Ganzen ſind. Zu gleicher Zeit, als Goethe mit dieſen Anſchauungen beſchäftigt war, trat ihm, in Sicilien 1788, bei Betrachtung einer herrlichen Vegetation das ideale, aus dem Gemeinſchaftlichen der einzelnen Pflanzen abſtrahirte Bild einer Urpflanze vor den innern Sinn, während er, nach dem oben erwähnten Doppelſchema, zugleich die Umbildung der einzelnen Pflanze, vom Keim bis zur Blüte, zu be-

obachten, und ſo dem Geheimniß der Organiſation auf die Spur zu kommen ſuchte. Wie ſich nun ſo die Botanik, zu der ein fröhliches Jagdleben den erſten Impuls gab, den das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit der herkömmlichen Nomenklatur verſtärkte, den übrigen Naturanſchauungen anſchloß, ward dem Geiſte das Geſetz offenbar, welches, wie Goethe's rother Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder gleichzeitig nach ſeiner Weiſe von Innen heraus dieſelbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, ſo, daß man nicht ſagen kann, wem man hierin die Priorität zugeſtehen ſollte (man ſehe Herder's Ideen I. Bd., Gott, 5. Geſp.), ward die Idee der Naturwiſſenſchaft zur Welt geboren. Es iſt die Lehre von der Metamorphoſe; und ich wiederhole: ehe dieſe Idee ausgeſprochen war, hat es keine Naturwiſſenſchaft gegeben.

Ich muß hier ſuchen, zu Athem zu kommen, damit mich das Ungeheure nicht überwältige, und ich zugleich das Fruchtbare wie das Gefährliche eines ſo großen Gedankens zeigen könne. Plutarch erzählt im Leben des Theſeus, das Schiff, auf welchem dieſer nach Kreta geſchifft ſei von den Athenern bis auf die Zeit des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten worden, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues, feſtes einzog. Er ſetzt hinzu, das habe nachher den Philoſophen Stoff zu Kontroverſen über die Veränderung der Dinge gegeben, und Einige hätten behauptet, es wäre das alte, Andere, es wäre ein neues Schiff. Hier iſt der Begriff der Metamorphoſe des Individuums. Der Strom ewiger Umwandlungen würde es verflüchtigen, wie einſt in der alten joni-

ſchen Schule, wenn nicht das Beharrlichkeitsvermögen, das zentripetale Prinzip ſein Beſtehen ſicherte. (Conatus, quo unaquaeque res in suo esse perseverare conatur, nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Spinoza. Eth. P. III. prop. 7.) Dieß Ineinanderwirken liefert die Erſcheinung, die wir Leben nennen; ſein Geſetz heißt: Polarität mit Steigerung; Polarität, in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, Steigerung in immerwährendem Aufwärtsſtreben, ſich offenbarend; jene mehr der materiellen, dieſe der geiſtigen Seite der Naturen angehörig. Das iſt die Natur und die Geſchichte, — das iſt das Wort des Geheimniſſes, in dem wir leben und weben. — Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Wenn wir die Weltgeſchichte betrachten, ſo ſehen wir den Genius der Menſchheit auf eine ideale Einheit hinwirken, worin die Kontraſte der Wirklichkeit ſich löſen ſollen; ein aufmerkſamer Blick aber auf den Globus überzeugt uns, daß dieſe Einheit nie völlig zur Erſcheinung kommen werde, ſo lange die Erde — Erde iſt, d. h. ſo lange Kontinent und Inſeln, Klimate, Ströme und Gebirge auf ihr ſind, welche verſchiedenartige Bedürfniſſe begründen. Alles Individuelle in dem Reiche der Natur würde ſich in das univerſelle Schema des Organismus auflöſen, wenn nicht der Spezifikationstrieb es zuſammenhielte. Und hierin liegt auch die Gefahr, bei Verfolgung dieſer Idee in der Wiſſenſchaft ſich in's Allgemeine, in's Unbeſtimmte, Leere zu verlieren; zugleich mit dem in die andere Schale zu legenden Gegengewichte. „Das Detail verachten", ſagt ein tiefer Autor, „heißt Natur verachten. Wo iſt mehr Detail

bei mehr Einheit, als in ihr?" — Dieſen beiden Formen der Metamorphoſe liegt eine Urform zum Grunde, die ſich durch alle Reiche der Natur verfolgen läßt. Herder nennt ſie das Hauptplasma der Organiſation. Bei den Pflanzen läßt ſich leicht bemerken, wie Stipula und Blatt ein und dasſelbe Organ auf verſchiedener Entwickelungsſtufe darſtellen; das Bryophyllum calycinum feiert den Triumph der Metamorphoſe; die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasſelbe bleibt, in eine andere Geſtalt, iſt am Inſekte (z. B. Monoculus apus) deutlich zu ſehen; in der vergleichenden Anatomie iſt ſchon dem Auge deutlich, wie die verſchiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, erſt einfach, einzeln erkennbar, nach und nach ſchwerer zu beobachten, bis allmählig die angeſchwollene Maſſe Unterſchied und Urſprung völlig verbirgt. Der allgemeine Typus muß auch da noch anerkannt werden, wenn er ſich, auf der höchſten Stufe der Menſchheit, in's Verborgene beſcheiden zurückzieht (Bd. 31).

Um das Vorhergehende recht zu begreifen, dürfen wir nie vergeſſen, daß wir die Natur nicht als todt zu denken haben. Ohne Hylozoismus keine lebendige Naturwiſſenſchaft. Jedes organiſche Individuum beſteht aus mehreren Weſen, die ſelbſtſtändig leben, ſich ſtets bedingen, umbilden, bewegen, trennen und ſuchen, herrſchen und dienen, und eine unendliche Produktion begründen. Wir ſehen das an der Fortpflanzung der Vegetabilien durch Abſenker und Augen, wie durch den Samen, wo ſie eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooß der Mutterpflanze darſtellt; an den Infuſorien, die bei Mangel an Feuchtig-

keit vertrocknen, platzen, und eine Menge Körner ausſchütten, in die ſie, bei naturgemäßem Gange, auch im Feuchten ſich zerlegt, und ſo fortgepflanzt hätten; an Polypen und Lumbricis, die in neue Organismen zerſchnitten werden können (Beitr. zur Naturw. und Morph. Tübing. 1817). Der ſich zunächſt an die Erkenntniß der entelechiſchen Monade anſchließende Begriff iſt der von den Gränzen, in welche ihre Thätigkeit eingeſchloſſen iſt, wo Geſtalten und Zwecke der einzelnen Geſchöpfe ſich bedingen, und ſelbſt im Unvollkommenen, in der geſtörten Bildung das Walten und die Geſetze einer heiligen Ordnung erſcheinen. Denn jeder Organismus iſt, wie es ſchon in den hippokratiſchen Schriften (περι τοπ. τ. χ. ανθρ.) geſagt ward, ein lebendiger Kreis; ein Organ bedingt das andere und wird von ihm bedingt; die Geſtalt des Lebendigen begründet deſſen Lebensweiſe, und die Lebensweiſe wirkt auf die Geſtalt zurück. Das Thier iſt Zweck ſein ſelbſt, und auf die Grenzen angewieſen, innerhalb derer allein dieſem Zwecke genügt werden kann. Durchbricht der animaliſche Bildungstrieb nach irgend einer Seite die Schranken, ſo läßt er eine Lücke auf der entgegengeſetzten Seite zurück. So entſtehen die ſeltſamen, die abnormen Bildungen (ſ. das Gedicht: Metamorphoſ. der Thiere, Bd. 3). Es waren eben die „Kompenſationen in einem Ganzen geſtörter, organiſcher Kräfte," aus denen Herder die Idee einer ewigen Nothwendigkeit, Güte und Weisheit deutend erbaute. — Von hier war der Uebergang in pathologiſche Anatomie natürlich, unausweichlich. Die dahin gehörigen Beobachtungen ſind in Goethe's Tagebüchern und Reiſe-

ſkizzen zerſtreut (Bd. 43, S. 116; Bd. 31, S. 80), und gingen, beſprochen, vermehrt, wiederholt, in's Leben über (Specimen anatomico-pathol. de lab. leporin. auctore Constant. Nicati 1822. — Nova acta physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. — Bonn. Weber 1829. Vol. XIV., die der treffliche Nees von Eſenbeck redigirte; wo Weber eine merkwürdige Uebereinſtimmung von Mißbildungen im Hirn, Schädel und Becken eines Mannes beſchreibt. Im 15. Band dieſer Zeitſchrift findet man auch die Abbildungen zur Anatomie des oss. intermax., und Goethe's Beobachtungen über die unglaubliche Proliſizität des Anthericum Sternbergianum Schult., die das ganze Leben einer Pflanze vor unſern Augen vorgehen läßt, und über Konfervenbildung aus todten Fliegenleibern). Wie nun die aus pathologiſchen Prozeſſen entwickelte Einſicht in organiſche Verhältniſſe auf die Pathologie ſelbſt zurückwirken mußte, da inſonderheit der Chirurg mit Geiſtesaugen, oft nicht einmal von Taſtſinn unterſtützt, die innen verletzte Stelle zu finden weiß, und ſich daher eine Art von durchdringender Allwiſſenheit erwerben muß (Bd. 55), wohin er nur durch Erhebung zum plaſtiſchen Begriffe gelangt, — ſo wirkte die ganze Reihe organiſcher Naturbetrachtungen wieder auf die Betrachtung der Kunſt zurück, aus der ſie urſprünglich entſtanden war. Was Goethe bei Gelegenheit der Landſchaftsmalerei von der Metamorphoſe der Pflanzen einſchiebt, kann beſtätigen, was ich im Anfange andeutete, daß der Naturforſcher in ihm alles Uebrige überwog. Der Einfluß lebendiger Anatomie auf Malerei und Skulptur iſt deutlich; von der

Phyſiognomik war es bereits empfunden, was ſie bedeute; David nahm bei ſeinen Arbeiten Antike, Gall und Lavatern zu Hilfe; ja, die Alten müſſen hierüber ſattſam vorgearbeitet haben, wenn Jamblichus erzählen darf, daß die Pythagoräer keinen initiirten, bevor deſſen Schädel und Phyſiognomie genau unterſucht war. Uebrigens begreift man aus reinen, phyſiographiſchen Anſichten gar wohl, was durch angeborne, zumal Knochengeſtalt, charakteriſirt werde, und gibt Goethen Recht, wenn er ſagt, daß die Phyſiognomik, von der man mehr durch Ahnung als durch Begriff Rechenſchaft geben könne, bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Kredit kam, daß man ſie zur Wiſſenſchaft machen wollte (Bd. 32). Dieſe höchſte und tiefſte Einheit von Kunſt und Natur hat ſchon Winkelmann gefühlt, als er für ſeine alten Tage ſich Naturſtudien vornahm. Camper, Blumenbach (Spec. hist. nat. antiqu. art. operib. illust. Goett. 1808), Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ergriffen dieſen Sinn. — Hier nun bin ich wieder auf meiner Heerſtraße, und habe von Goethe's naturwiſſenſchaftlichen Anſichten, wie ſie aus Kunſtforſchungen entſprangen, weiter zu berichten.

Die Schweizerreiſe 1779, ſo wie ſpäter die italieniſche, gaben Anlaß genug, zu fühlen, daß die Geognoſie, zu der ſchon der Ilmenauer Flötzbergbau Luſt und Fleiß erregt hatte, ein für jeden Reiſenden unerläßliches Studium ſei; der Zug der Gebirge, der davon abhängige der Gewäſſer, der um jene Gipfel ſchwärmende der Gewölke, wurden beobachtet, und ſo der Uebergang zur Meteorologie gebahnt. Und wenn einerſeits die rieſigen, vor den

Augen der Sterblichen in der Form von Gebirgen hingeſtellten Probleme den poetiſchen Geiſt auf die ruhige, ſtumme Großheit der Geologie, dieſer uralten ſteinernen Sphynx der Wiſſenſchaften hinwieſen, ſo konnte es dem Kunſtfreunde nicht entgehen, daß dem Maler zur landſchaftlichen Darſtellung, und noch mehr dem Plaſtiker zur Kenntniß der Stoffe, in denen er arbeitet (vergl. Benvenut. Cell. II., S. 319, 330) die Oryktognoſie von größtem Nutzen ſei. Daß wir hier dem Gebiet der Chemie, welches uns übrigens ſchon ſeit der Unterſuchung der Farben nicht mehr fremd iſt, nicht ausweichen können, iſt klar; und wie wollte man auch das letzte Glied der ungeheuren Kette des Weltorganismus in Bewegung ſetzen, ohne daß alsbald alle übrigen Glieder klirrend mit einſtimmten? Was Humboldt angedeutet, Goethe im Großen geſchaut, Oerſtedt im Einzelnen empiriſch nachgewieſen: „Der ſich täglich mehr offenbarende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller phyſikaliſchen Phänomene auf einander," wird immer mehr als die Achſe der Naturkenntniſſe anerkannt werden, und erhält den Muth des Forſchenden aufrecht, wenn ſein Geiſt ſich in den unabſehbaren Labyrinthen verlieren will. Die Betrachtung der mächtigen, aber ſtillen und leiſen Wirkungen der ſchaffenden Natur, im Gegenſatze zu den beliebten vulkaniſchen und neptuniſchen Revolutionen, — und des lebendigen Wechſelbezugs zwiſchen der Erde und ihrer Atmoſphäre, ſchon während der italieniſchen Reiſe als ein Pulſiren oder telluriſches Athmen ausgeſprochen (Bd. 27, S. 19), — ſpäter durch das entſprechende Steigen und Fallen des Merkurs erläutert (Bd. 32, S. 214), — leuchtete in den

dunkeln Grüften der Geologie, wie durch die Nebel der Meteorologie. Dem menſchlichen Geiſte iſt die Idee der Totalität gegönnt und ihr Bedürfniß angeboren; und ſo ſucht er Leben und Bewegung in der Wiſſenſchaft vom Starren, Geſetz und Ruhepunkt in der vom ewig Wandelbaren; er möchte den Granit löſen und den Aether binden. Jener Wiſſenſchaft ſollte ein projektirtes Modell förderlich werden, das beim erſten Anblick eine anmuthige Landſchaft vorſtellen, beim Auseinanderziehen aber in den innern Profilen das Fallen, Streichen u. ſ. f. der Gebirgsarten anzeigen ſollte. Das Projekt blieb aber Projekt (Bd. 32, S. 8). Ueberhaupt ſchien Goethen das Schematiſche, Tabellariſche ſehr förderſam, um das Mentale ſinnlich überſchaubar zu machen; ſo zeichnete er eine Temperamentenroſe, wie man eine Windroſe hat, u. dgl. Was konnte dagegen für die Forſchungen in der Meteorologie erwünſchter kommen, als die ſtille Bemühung des frommen Howard, die räthſelhaften Geſtalten der Wolken zu bannen, zu unterſcheiden, zu deuten? In Proſa und Reimen ward die neue Lehre verherrlicht, damit der Forſcher wie der Künſtler ſich aus ihr bereichere. Dabei war Goethe bedacht, die vier lakoniſchen Grundbeſtimmungen durch Anwendung zu verdeutlichen, und durch Nüancirung zu vervielfältigen; ohne den Erkennungstypus zu verwiſchen (vergl. Dr. Kaſtner's Handb. der Meteorologie. Erlangen 1830, wo zu Goethe's paries noch oelum ſich geſellt). Humboldt's grandioſe Empirie veranlaßte ihn, die geographiſchen Verhältniſſe der Pflanzenwelt in einer Landſchaft zu ſymboliſiren; — und die herrliche Betrachtung einer Doppel-Tendenz in den Pflanzen: der

vertikalen, beharrenden, und der ſpiralen, fortbildenden, — erheiterte noch den Abend ſeines reichen, großen Lebens. — So zurückhaltend und flüchtig nun auch mir die gegebenen Andeutungen über dieſe Beſtrebungen Goethe's ſcheinen, ſo fürchte ich doch für viele Leſer ſchon zu ausführlich geworden zu ſein, was meinem Zwecke ganz zuwider lieſe, da ich gebildete Menſchen für ähnliche Studien und zur Anerkennung Goethe's zu gewinnen, und nicht davon abzuſchrecken wünſchte. Ich eile daher noch, ehe ich Ergebniſſe ausſpreche, mit einigen Zügen, die vor den meiſten Leſern Gnade zu finden pflegen, mein Bild zu vollenden. Bisher iſt es in allen Partien gleich und hell beleuchtet; noch fehlt ihm vielleicht das, was Schubert „die Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften" nennt; und bei einem Dichter ſollte dieß Etwas gefehlt haben? nimmermehr! es war vielmehr der dunkle Anfang und das dunkle Ende ſeines Forſchertages, und in alle Winkel ſeiner poetiſchen und ſzientifiſchen Werke hat er die myſtiſchen Schatten wie flüchtige Räthſel ausgeſtreut, wo ſie den Vorüberwandelnden, je nachdem er iſt, zur Ruhe einladen, necken oder ungeſchoren laſſen. Die aurea catena Homeri umſchlang den poetiſchen Jüngling mit magiſchem Reiz; die ſchnelle Geneſung nach einem verſchluckten Wunderſalz, die herrliche, nach Welling's op. majo-cabal. ſelbſt bereitete Erſcheinung des liquoris Silicum waren nicht geeignet, jenen Reiz ſo ſchnell zu löſen. Dazu kamen die in ähnlichen Büchern, wie Fulgurationen ausgeſtreuten Fingerzeige, die auf einen lebendigen Wechſelbezug und auf ein Erſtes und Letztes ahnend hindeuten, und ſo den Geiſt erweitern, ohne

ihn auszufüllen; — ſie trafen überdieß ein dichteriſches Gemüth, in deſſen Tiefe ſich bereits eine eigene, myſtiſch-kosmologiſche Gott- und Weltlehre aufgebaut hatte (Bd. 25), — und ſo ward in einem Winkel von Goethe's Innerem ein Altar für den Kultus der Nacht gegründet, deſſen verborgene Flamme nie wieder erloſch. Wie ſie ſpäter mit den klaren Emanationen naturwiſſenſchaftlicher Erleuchtung ineinanderfloß, und nur hie und da zwiſchen den reinen Strahlen durch ihr Flackern bemerkbar wird — iſt für Wiſſende, als Symbol menſchlichen Strebens überhaupt, anziehend zu bemerken. Poetiſche Züge im Fauſt, ſo mancher geheimnißvolle Bezug in den Wahlverwandtſchaften, zumal Ottiliens ſideriſch-magnetiſche Wundernatur, Jarno's Wünſchelruthe, ſelbſt ein wiſſenſchaftlicher Seitenblick auf die Aſtrologie (Bd. 55, S. 52) und noch ſo manche Seltſamkeiten ſind hieher zu beziehen, — und zur glorreichen Vollendung reißt uns Makariens planetariſches Sonnenleben wirbelnd von Sphäre zu Sphäre in die Unendlichkeit hinaus, ſo daß ich froh bin, an meiner ſich abſtumpfenden Feder eine Erinnerung meiner Endlichkeit und einen Anlaß zum Abſchluſſe zu haben.

Wir haben nun, ſo viel es in unſern Gränzen thunlich war, erzählt, was Goethe im Kreiſe der Naturerkenntniß gedacht, gewollt, gethan, und wie er zu allem gelangt ſei; das Schwierigſte bei dieſem Unternehmen war, uns von der Fülle des Gegenſtandes weder in's Allgemeine noch in's allzu Detaillirte hinreißen zu laſſen; — eine Gränzlinie, die ich bereits übertreten zu haben fürchte. Nun bleibt uns die Beantwortung der Hauptfrage übrig, der Frage,

um deretwillen wir die ganze, nicht eben allzu leichte Bemühung unternommen: was iſt nun mit dem allem geleiſtet? worin beſteht das große Verdienſt, das wir Goethen zuſchrieben? Was unterſcheidet ihn von der größern Maſſe der Naturforſcher?

Ich antworte: Zweierlei, — die Beobachtung und die Idee (die Methode und das Reſultat). Das Fruchtbare, Praktiſch-Eingreifende jener Anſichten erwähne ich gar nicht, denn es verſteht ſich von ſelbſt. Der Denker frägt nie: iſt dieſer Satz auch nützlich? Iſt er nur wahr, ſo iſt er es gewiß. — Das Folgende ſoll meine Antwort erläutern; ihr völliges Verſtändniß findet ſie nur in dem ſorgfältigen Studium der beſprochenen Werke, — und der Natur. Denn dieſe Antwort enthält Alles, was über Naturforſchung zu ſagen und zu denken iſt. Zuerſt alſo die Beobachtung. Alle Naturforſchung beginnt empiriſch; und auf die Methode des Erfahrens kommt es an, ob ſie mit Grillen oder mit Ideen enden ſoll. Nun hat aber, ſeit den Griechen, deren Behelf, leider! zu arm war, Niemand zu erfahren gewußt, wie Goethe; ja, das Erfahren iſt ihm ganz eigentlich zur Kunſt geworden. Die Unſchuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit ſeiner Beobachtungen hat in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften nicht ihres Gleichen; und glücklich wären beſonders wir Aerzte zu preiſen, wenn wir mehrere Kapitel ſo abgehandelt beſäßen, als das von den phyſio- und pathologiſchen Farben! wie ſehr würde z. B. der Kreis der ſo außerordentlichen, unſchätzbaren, ſthethoſkopiſchen Wahrnehmungen durch eine ſolche Bearbeitung an zuverläſſiger

Fruchtbarkeit gewinnen! (Ich kann mich hier unmöglich enthalten, im Vorbeigehen aus jenem Kapitel, weil ſie Niemand dort ſuchen wird, eine Stelle einzuſchalten, die mir den Kern aller pathologiſchen Philoſophie zu enthalten ſcheint, wie er, nur unausgeſprochen, in den therapeutiſchen Grundſätzen des Hippokrates ruht: „Wenn ein beſonderes lebendiges Weſen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet iſt, ſo ſtrebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem geſetzlichen Wege, und macht uns auf ſeiner ganzen Bahn jene Maximen anſchaulich, aus welchen die Welt entſprungen iſt, und durch welche ſie zuſammengehalten wird"). — Das erſte Erforderniß, zur ächten Methode zu gelangen, beſteht in der Selbſtverläugnung. Der Naturforſcher wähnt gemeinhin um ſo höher zu ſtehen, je mehr er von ſeinem Verſtande in das Experiment hineinmiſcht. Allein die Natur verlangt eine tabula rasa, um darauf ſchreiben zu können. „Iſt es der Gegenſtand, oder biſt Du es, was ſich jetzt ausſpricht? Das iſt die erſte Frage im Katechismus der Naturforſchung. Der Menſch, und wo möglich nur der Menſch, ſei das Werkzeug des Verſuches; und damit er es recht ſei, ſei auch er ſich früher objektiv geworden. So thue er ſeine Frage an die Natur; ohne dieſe, wie Menelaos den Proteus in Bande, oder wie Newton das Licht in eilf Schrauben (Bd. 50, S. 188) zu zwingen. Die Antwort, nachdem er das Objekt allſeitig umfragt hat, faſſe er mit kindlichem Sinne auf, wolle nicht erklären, ſondern verehren, und begnüge ſich, ſtatt Theorien zu ſchmieden, mit der herrlichen Gottesgabe: Anſchauung; — denn das

vollſtändige Phänomen iſt die wahre Theorie, und die beſte Erklärung doch nur ein idem per idem. Daher kommt es, daß kindlich frommen Gemüthern, wie Howard, Novalis, die Natur ihr Beſtes, ihr Innerſtes am liebſten offenbart. So entſteht jene „zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtande innigſt identiſch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird" (Bd. 22, S. 248). Dabei darf keine der menſchlichen Kräfte unwirkſam bleiben! Die ganze Natur und der ganze Menſch treten in ein lebendiges Verhältniß, Analyſe und Syntheſe halten gleichen Schritt, die Weltſeele offenbart ſich der menſchlichen, und die Naturforſchung wird zur Kunſt.

Nun das Reſultat: Die Idee; denn wie die Erfahrung das Alpha, ſo iſt die Idee das Omega der Naturwiſſenſchaft; und nirgends leuchtet uns ihr himmliſcher Strahl, ungetrübt und glänzend wie bei Goethe entgegen. Denn die Idee kömmt von oben; und wenn Ariſtoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menſchenbildung darſtellen, ſo verehren wir in Goethe die ganze. Wenn er geſchaut und gedacht, unterſchieden und verglichen, da ward eine Welt vor ſeinem Geiſte licht, und beſcheiden nannte er das ein Apperçu, was Philoſophen ein Syſtem genannt hätten. Uebrigens würde es der redliche Blick dem Genie bald gleich thun, wenn er ſich liebend in die Gegenſtände verſenkte; „hat doch die Natur kein Geheimniß, das ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtellte!" Ihre Geſchöpfe ſind Signaturen, ihre Begebenheiten Chiffern; ausſprechen kann kein Menſch das

Wort ihres Lebens, denn unſere Sprache iſt arm gegen ihr Schweigen; aber es leſen zu lehren, war Göthe's Aufgabe und Verdienſt. Er ſelbſt beſchreibt ſein Verfahren mit dem glücklichſten Ausdrucke, wo er ſagt, „daß aus der Ueberſicht der Phänomene ein Begriff ſich bildet, der ſodann in aufſteigender Linie der Idee begegnen wird" (Bd. 51, S. 209). Nie fiel es ihm ein, die ewig lebendige Natur dem Partikular-Geſetze des menſchlichen Verſtandes zu unterwerfen; und wenn die ſkeptiſche Schrankenloſigkeit des erſten Anſchauens (Bd. 50, die Natur) auch ſpäter durch die reife Anerkenntniß nothwendiger Geſetzlichkeit determinirt ward, ſo blieb die Unendlichkeit unverletzt in ihren Rechten. Le grand défaut de tous les naturalistes — ſagt der ſcharfblickende Caſanova — est tr e'd systématiques. Il leur faut un système; mais celui qu'ils adoptent pour connaître et comprendre ce qu'ils ne pourroint ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont créés eux-mêmes a secon le de leur besoin. Das war es, was Goethe, nicht mit der Verzweiflung des Grüblers, ſondern mit dem freien Bewußtſein eines Geiſtes, der das Unendliche zu denken vermag, ſich geſtand; mit Kühnheit ſprach er es aus: „Die Natur hat kein Syſtem; ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Gränze" (Bd. 50.). Die bisherige Behandlung der Naturwiſſenſchaften aber ließ uns bereits fürchten, daß die lebendigſten aller menſchlichen Kenntniſſe zu einer Nomenklatur von Begriffen ohne Anſchauung erſtarren möchten. In dieſem Sinne war es gemeint, wenn ein verehrender Biograph von Goethe an

die Erlöſung der Naturwiſſenſchaften datirt; wenn wir gleich den Alten das ſchöne Glück eines großen, ſchuldloſen, freien Blickes in das All nicht ſtreitig machen wollen. Bei einer ſolchen poetiſchen Anſicht von der Natur (ſie iſt am keckſten ausgedrückt in dem Aufſatze: Natur Bd. 50) wäre jedoch zu befürchten, daß das All, welches wir eben zu Buchſtaben und Ziffern verhärten ſahen, nun in Myriaden wechſelnder Geſtalten ſich löſend, unſerem Blick auf ewig unerreichbar in fließende Unendlichkeiten auseinanderquölle; die Aufgabe der Phyſik aber iſt — nach dem Ausdruck des eben erwähnten Schriftſtellers — das Band in der Natur zu finden; „Encheiresis naturae nennt's die Chemie, ſpottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie." Und dieſes Band iſt eben die Idee. Hatte dem Dichterweiſen ſchon frühe das Gewahrwerden des Unendlichen Staunen, und die Ahnung des Geſetzlichen Ehrfurcht abgewonnen, ſo daß ſchon der drangvolle Jüngling beim Anblicke des Straßburger Münſters nicht bunte Phantaſien, ſondern Gedanken von Harmonie und Ordnung lallt (ſo Fr. v. Müller, Goethe in ſeiner prakt. Wirkſamkeit. Weim. 1832), ſo kann man doch ſagen, daß damals, als unter den Ruinen von Agrigent in Sicilien das Bild der Urpflanze vor ſeinem Geiſte auftauchte, über den Gehalt ſeines Daſeins entſchieden ward. Die Natur und der Geiſt begegneten ſich in jenem Augenblicke — in der Idee; im aufgeſchloſſenen Innern der Welt, die einſt „ein allverſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" geſchienen, offenbarte ſich das ſtille Band, das alle Dinge verbindet,

der Lebenskreis, in dem ſie werden und weſen, das Beharrende im Wandel, „das ewige Geſetz, wonach die Roſe und Lilie blüht;“ ein zarter Denker aber hat den Ausſpruch gethan: „Allenthalben dieſelbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, ſich ſelbſt anzubilden, — das macht den Werth eines Menſchenlebens.“ Numa Pompilius hatte eine Muſe die er „die Schweigende“ nannte, und die ihm das Heiligſte in ſeinen Einſamkeiten verkündete. Eine ſolche Muſe wird uns die Erkenntniß der Natur; ſie deutet, ein ſtummer Genius, den Sterblichen auf ſeine Gränze und Beſtimmung hin, und beglückt ihn praktiſch, wie ſie ihn innerlich beſeligt; das quem te deus esse jussit wird der denkenden Kreatur klar und wichtig, und der endliche, diskurſive Verſtand nimmt gleichſam Theil an dem ſchaffenden Genuſſe des intellectus archetypus, Theil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier ſind wir an der Gränze des irdiſchen Horizontes, und unſer Auge verweilt einen Augenblick bei der Ausſicht in ein überirdiſches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausſpricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß iſt; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachſtes Schema des Urverhältniſſes aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in ſich, — als höchſtes Sinnbild gegolten hat, und gilt, — wie in den Naturwiſſenſchaften jedes Beſondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinſten iſt, ſo wird dem für's Höchſte empfänglichen Geiſte die ganze Naturwiſſenſchaft und ihre leitende Idee, das Geſetz der Metamorphoſe, wiederum nur Symbol ſittlicher und religiöſer

Ideenwelten. Auch der Menſch und ſein Geſchlecht ſind im Tiefſten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtsſtrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, iſt Metamorphoſe; ein göttliches, unabänderliches Geſetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten (thöricht, was irgend ihm Trotz bieten will!), das Erkennen wird Pflicht, das Forſchen Andacht, und „das Wiſſen, das bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, zumal auf einem Planeten, der — aus ſeinem Zuſammenhange mit der Sonne herausgeriſſen, — als Stückwerk erſcheinen muß, findet ſeine Ergänzung im Glauben" (Goethe bei Falk: G. aus näh. Umg. u. ſ. f.) — im Glauben, „der nicht der Anfang, ſondern das Ende alles Wiſſens iſt." — So beſtätigt ſich, trotz roher Verleumdungen, womit Unſinn und böſer Wille den gottergebenen Denker nie verſchonen, das alte Wort: Philosophia, leviter gustata, abducit a deo, penitus exhausta reducit ad deum; iſt doch jedes Naturwerk immer „ein friſch ausgeſprochenes Wort Gottes" (G. an die Großherzogin Louiſe) — „der Menſch aber in der Reihe ſo mannichfacher Produkte das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott hält" (G. bei Falk).

Bei dieſen Gefühlen, die der Silberblick des Lebens ſind, verweilt und beruhigt ſich der Vertrauende. Der Forſcher, überzeugt, daß ein Blick in dieſe Herrlichkeit für's Leben genügt, daß wir aber, je mehr wir davon ausſprechen wollen, deſto mehr uns in ein ſchales, ſtammelndes Gerede verlieren, widmet ſich liebevoll den ſchönen Erſcheinungen, arbeitet wie der Goldſchmied zu Epheſus am Saum des göttlichen Gewandes fort, ſetzt das Unerforſch-

liche voraus, und zieht ſich fürder keine Gränze. „Muß er ſich denn nicht ſelbſt vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen, wie es denn eigentlich mit ihm beſchaffen ſei? ſtudirt er nicht immer fort, ohne ſich jemals zu begreifen? ſich und Andere? und doch geht es fröhlich immer weiter und weiter!“ (Zur Morphol.) Dieſes Weiter ſoll auch unſere Parole auf Leben und Sterben ſein, — wie es den Grund unſeres Weſens ausdrückt; in raſtloſer Thätigkeit bewege ſich die Entelechie von Sphäre zu Sphäre, in immer weitern, immer hellern Kreiſen! Auch in der Naturwiſſenſchaft wollen wir dieß Gebot erfüllen, nicht ewig klauben, ausprägen, und zählen, was Goethe und die Beſten aus den edlen Gängen gefördert, lieber ſichten, läutern, es mit dem Neugewonnenen verſchmelzen, und kühn das ewige Urgeſtein von Friſchem behauen, uns nicht Goethe's Sprüche und Formen, ſondern den Geiſt aneignen, aus dem ſie entquollen ſind.

Auf dieſen Geiſt zu deuten, ſeine Spuren zu verfolgen, war ich in dieſen Blättern bemüht. Haben ſie zur Erweckung desſelben in Andern, auch nur im kleinſten Kreiſe beigetragen, ſo ſind ſie nicht umſonſt geſchrieben, nicht umſonſt, ſo lange es wahr bleibt, daß ächte Naturforſchung nicht in der Kammer, ſondern im Leben gedeiht, und daß ächte Weisheit des Lebens nichts anders iſt als treue Naturforſchung.

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Nirgends brennt ein Licht, dem ich die Seele nicht weihe,
Nirgends leuchtet ein Blitz, dem ich Verehrung nicht zoll'.

Feisi*).

Goethe wünscht, in den Anmerkungen zum west-östlichen Diwan, daß man die Schilderung persischer Dichtkunst, die er in sieben der ausgezeichnetsten Geister dieses Volks zu geben versucht, freundlich in der Art aufnehme, wie man runde Zahlen erlaubt; nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeits halber, annähernd auszusprechen. Und in der That, wenn man diese Schilderungen zusammenhält mit dem, was uns in v. Hammer's Elementarwerk überliefert wird, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen gar Manches modifizirt und vervollständigt wünschen. Freilich hat Goethe mehr die Leser seines Diwans als die Freunde

*) Alle in diesem Aufsatze angeführten Stellen persischer Dichter sind in v. Hammer's Uebersetzung gegeben, dessen unschätzbare „Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818" dem Ganzen zur Grundlage dient.

öſtlicher Dichtkunſt überhaupt vor Augen; allein das ſoll dieſen nicht zum Schaden gereichen. Da die Theilnahme an den Herrlichkeiten des Oſtens bei uns noch nicht erloſchen iſt, ſo wage ich es hiermit, Einiges zur Erfüllung jenes Wunſches beizutragen — in der Abſicht, dem genießenden Publikum neue Fernſichten in ahnungsvolle Regionen zu öffnen, und dem eigentlichen Orientaliſten diejenigen Schätze anzuzeigen, deren Verarbeitung uns ganz beſonders zu Dank verpflichten würde. Denn was frommt alles gelehrte Forſchen und Wiſſen, wenn es nicht endlich wieder Genuß und Leben wird? Nur mit Mühe enthalte ich mich der Fortführung dieſer Betrachtung, die hier nicht am Orte wäre; denn dieſe Verwechslung von Zweck und Mittel iſt der Grund jener unerfreulichen Verwirrung, die wir unſer literariſches Treiben nennen. Nicht für den Gelehrten alſo ſchreibe ich dieſe Zeilen; ſeine Belehrung iſt es eben, die ich aufrufe; ſo lange ſie uns fehlt, halte ich mich an das, was genießbar vorliegt, und ſchlage den Weg ein, den Goethe eingeſchlagen. Muß ich, bei ſo ſparſamer Leuchte, das Divinations-Vermögen ein wenig in Anſpruch nehmen, ſo wird man mir's beim Orient, wo Poet und Prophet ſich in einander verlieren, zu Gute halten, wenn es ſcheint, daß ich die innere Wahrheit getroffen habe.

Für's erſte möchte der wohl eingeleſene Freund des Orients die Glieder perſiſcher Dichtkunſt durch die ſieben angeführten Dichter kaum ſcharf bezeichnet finden. Wenn man gleich den Perſern, da ihre inneren politiſchen und religiöſen Verhältniſſe eine bloß den Einzelnen, Begabten, fördernde, einſeitige, wenn gleich deſto tiefere Richtung der Kultur bedingen, keine Literatur im europäiſchen Sinne des Wortes zuſchreiben darf, ſo iſt doch ihre poetiſche Welt ſo reich und in ſich vollſtändig, daß Jedem, dem ein Blick in ihr Inneres gegönnt iſt — man darf wohl ſagen — ein Schwindel freudiger Bewunderung angeht. Alle Mittel, die in ihrem Kreiſe liegen, ſind zu dem wunderbarſten Bau, den die geiſtreiche Phantaſie ſich träumen kann, erſchöpft. Eine Reihe glücklicher Zeitalter hat ihn aufgeführt, und nun bleibt den Nachgebornen nichts übrig, als ewig zu wiederholen, oder, die Schöpfungen der Väter mit ſcheuer Ehrfurcht ſchonend, einer neuen, fremden Kultur ſich hinzugeben. Einen ſolchen Reichthum man hat Goethe durch ſeine ſieben Dichter ſehr in's Enge gebracht. Es handelt ſich darum, welchem von den uns bekannt gewordenen Poeten ein eigener, mit dem keines Andern zu vergleichender Geiſt, ſei es durch die Natur, ſei es durch Ausbildung, geworden und zuzuerkennen ſei. Oft ſcheint es, als habe ein Nachfolger die ausgeſtreuten Perlen der Vorgänger nur zu neuen Schnüren gereiht, — allein eben in der Art, wie er ſie reihte, wenn ihr ſie genauer prüft, ſpricht euch ein neues Leben an. Iſt es in unſerer europäiſchen Literatur anders? erſcheinen nicht die älteren Meiſter auch in den beſten neuern wieder? kann man das ver-

läugnen, woran man ſich gebildet hat? ſoll man es? iſt Cooper Nachahmer, weil ſeine Form an die Scotts erinnert? So iſt der Oſten auch hierin Parabel für den Weſten. — Zu ſolchen Geſtirnen aber, die eigenes Licht ausſtrahlen, rechne ich, außer denen, die Goethe nennt, beſonders noch fünf unvergleichbare Dichter: Omar Chiam, Feridoddin Attar, Hatifi, Saib, Feiſi. — Ehe ich ſie zu charakteriſiren verſuche, ſei es, noch einiges von denen, die Goethe ſchildert, zu ſagen erlaubt.

Bei Firduſi hätte er, der überall auf den Mann einzugehen ſtrebt, das Eigene in dem Charakter dieſes Dichterhelden mehr hervorheben ſollen, das ſich, in ſeinem Gedichte wie in ſeinem Leben, bis zu einer düſtern Härte geſteigert hat, und ihn von faſt allen Poeten des Orients, ja, von der allgemeinen Farbe orientaliſcher Lebensanſicht überhaupt, merkwürdig unterſcheidet. Seine dunkle Herkunft (er war eines Gärtners Sohn), ſein erſtes Auftreten, durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlaßt, ſein kühnes Andringen zum Dichterfürſten Anßari, der Muth, das gigantiſche Werk des Schahname zu empfangen und zu beginnen, die Beharrlichkeit, mit der er es durchführte, der Inhalt und die Behandlung desſelben, die Anklage der Freidenkerei, die am Hofe gegen ihn erhoben ward, die Liebe, mit der er am Altherkömmlichen, am Vaterländiſchen hing, bis zum Puriſmus in Worten, der Unwille, mit welchem er das ungenügende Geſchenk des Sultans zurückwies, die Worte des Zorns, die er an dieſen ergehen ließ, ſein verborgenes Ableben, und ſelbſt die freie, ſtolze Denkart ſeiner Schweſter, die ſie mit ihm geerbt,

oder von ihm gelernt haben mag, — alles dieß gibt uns das Bild jener entſchiedenen, ſtrengen Eigenthümlichkeit, welcher ein ethiſcher Dualismus, der zum raſtloſen Kampf mit dem Böſen auffordert, vor allen Lebensanſichten zuſagen mußte. Einer ſolchen Denkart aber geſellt ſich jedesmal ein Zuſatz von Melancholie; und wie ſollte auch dieſe dem Streiter für Licht und Recht in einer Welt, wie die unterm Monde nun einmal iſt, fehlen? So wird ſein Heldenlied zu einer Nänie; er fühlt es, wenn er ſingt:

Hörſt, wie die Nachtigall altperſiſch ſpricht?
Dem Tod Isfendiar's will ſie Klagen ſchenken;
In Klagen nur beſteht ihr Angedenken.

Bei Enweri hat Goethe den merkwürdigen Zug, daß dieſer unerſchöpfliche Enkomiaſt auch der bitterſte Satyriker war, und die noch merkwürdigere Umkehrung anzudeuten vergeſſen, die im Innern des Dichters vorgehen mußte, daß er, am Rande ſeiner Laufbahn ſich fühlend, ſchreiben konnte:

Behüt' mich Gott vor Lieb' und Lob und Spott!
Genug hat Seele und Vernunft geirrt.
O Enweri! dem Mann ziemt Prahlen nicht;
Auf Deinem Vorſatz nun beharre Du:
Steig' in den Winkel auf dem Pfad des Heils!
Nur ein paar Augenblicke noch ſind Dein.

Ohne dieſe ſittlichen Beziehungen iſt Enweri nicht zu begreifen.

Hafis ſelbſt, mit dem Goethe ſich ſo verwandt fühlt, iſt dem, auf ein reiches Daſein dankbar zurückblickenden,

deutſchen Dichtergreiſe doch nicht ganz in ſeiner öſtlichen Herrlichkeit erſchienen. Die „mäßige Lebendigkeit" wenigſtens, wodurch er dieſen unläugbar dichteriſcheſten aller Dichter zu charakteriſiren ſucht, möchte das Leben, welches wahrhaft übermäßig aus deſſen Liedern quillt, nicht ausdrücken. Schon die rhapſodiſche Art des Hafiſiſchen Ghaſels, von tiefſter Qual zum himmliſchen Entzücken, zwiſchen Lachen und Weinen, überzutaumeln, die ihm ganz eigen iſt, deutet vielmehr auf dithyrambiſche Fülle, die kein Maß anerkennt, als jenes, das die anmuthvollſte Form jedem Dichter auflegt. Ein wunderbarer Uebermuth, man kann wohl ſagen, Religion und Ausgelaſſenheit, waltet zumal im Moganni Name; und wer ſich in dieſe fluthende Welt überſchwenglicher Gefühle, von heiterem Scherz zu unverhehlter Verzweiflung, einmal hineingelebt hat, begreift es, was der Dichter von ſich ſingt:

Was iſt's Wunder, wenn im Himmel,
Durch Hafiſen's Lied bezaubert,
Zu der Laute Anahid's
Der Meſſias Reigen tanzt?

Ob endlich Dſchami ſeinen Nachgebornen nichts mehr zu thun übrig ließ, werden wir im Folgenden ſehen.

Nachdem ich ſo Goethe's Betrachtungen durchgegangen, verſuche ich jene fünf angeführten großen Dichter zu charakteriſiren.

Omar Chiam, eine in der dichteriſchen Welt des Orients wie Occidents vielleicht einzige Erſcheinung. Geboren zu Niſchabur, im fünften Jahrhundert der Hedſchira,

unter der Regierung der Seldſchugiden, zu Ende des erſten Zeitraumes perſiſcher Poeſie, genoß er der Jugendfreundſchaft Niſamolmulks, des geiſtreichen, thätigen Weſirs Sultan Melekſchah's, des Mäcenas ſeiner Zeit und ſeines Volks, des Gründers der Akademie zu Bagdad, und ſieben ähnlicher wiſſenſchaftlicher Stiftungen; der, nachdem er ſich mit Haſſan Shabagh, dem merkwürdigen Stifter der Aſſaſſinen, in eine enge Verbindung eingelaſſen, ein trauriges Opfer dem Ehrgeize und der Rache dieſes Böſewichts fiel (S. v. Hammer a. a. O., S. 38). Omar Chiam, auf den dieſe Verhältniſſe tief und bedeutend wirkten, führte ein genußfrohes, geſchäftloſes Leben, theilte ſeine Stunden zwiſchen Frohſinn, Aſtronomie und Poeſie, bildete ſich ſo zu dem geiſtigen Lebemann, den er darſtellt, und hinterließ jene vierzeiligen Strophen, die ſchon durch ihre bequeme Kürze, noch mehr aber durch ihren Inhalt den leichten, jede Beſchränkung haſſenden Geiſt ihres Urhebers verrathen, und von denen uns v. Hammer, welcher dreihundert vorliegen hatte, leider bloß 25 überliefert. Wenn ihn der gelehrte Ueberſetzer, bei dieſem Anlaß, mit Voltaire vergleicht, ſo fühlt man wohl, was zu dieſer Vergleichung einlud, bedenkt aber zugleich die Schwierigkeit einer Zuſammenſtellung von Individuen aus ſo ganz verſchiedenen Lebenskreiſen, deren Umläufe ſich faſt in keinem Punkte berühren. Man ſtelle ſich nicht etwa die kühle, wenig tiefe, tändelnd-witzige, auf Ergötzung ſeiner Geſellſchaft berechnete Leichtigkeit der pièces fugitives des Franzoſen vor, — mit welchem der Perſer bloß die Tendenz gegen das, was ihm Aberglaube hieß, gemein

hat. In ſeinen Zeilen ſpricht ſich vielmehr Ernſt aus: tiefer, bitterer Ernſt, wie er aus ſcharfer Betrachtung des Weltlaufs ſich ergibt; ſittliches und rechtliches Wohlwollen, wodurch er die Räthſel, die den Menſchen im Leben peinigen, am erſten zu löſen hofft; reſignirte Ergebung in den unerforſchlichen Willen des Ewigen, bei dem Gefühle ſterblicher Nichtigkeit; ehrliches Geſtändniß eigener Unzuverläſſigkeit, gegenüber dem Dünkel dogmatiſcher Phariſäer; fröhliche Verzweiflung, heiterer Trotz gegen Pöbelgerede, Gefühl eigenen Werthes; Wechſel poetiſchen Uebermuths und vergeblicher Trauer; genügſame Skepſis, nicht ohne kaum verſtecktes Bewußtſein tieferer Einſicht; Verlangen und Gewährung gegenſeitiger Duldung, bei der Ueberzeugung, daß aller Menſchen Weisheit vor der des Herrn in ein Nichts ſich auflöſt, und nur durch Liebe, Rechtlichkeit und Frohſinn das vergängliche Geſchlecht ſich das dunkle Erdendaſein verſchönere; eine hieraus hervorgehende Läßlichkeit über äußerliche Bedingungen bei gründlichem Ernſt des Innern: Eigenſchaften deren Enſemble einen tiefen, wehmüthig beſchwichtigenden Eindruck im Gemüth des achtſamen Leſers zu hinterlaſſen gewiß iſt. Die Selbſtanklage verſöhnt mit dem Leichtſinn, der leiche Scherz mildert die Schwermuth, die Liebe vergütet den Spott, die Ergebung ſiegt über alle Zweifel, Stolz und Demuth reichen ſich die Hand, und ſo dienen die feindlichſten Elemente, wie ſie wohl ſelten ſich zuſammenfinden, der lieblichen Kraft einer alles verſöhnenden Poeſie. Treffend bemerkt v. Hammer bei unſerem Dichter, daß, wie überall, ſo auch in Perſien, die Freigeiſterei die Vorläuferin der

Mystik war, die wir in den nächstfolgenden Dichtern betrachten werden; gewiß aber ist es, daß Omar Chiams Erscheinung in der Geschichte seines Vaterlandes nie wiederkehrte. Und so verdient er wohl, unter den Genien Irans aufgeführt zu werden. Folgende Verse des Dichters werden zur Betrachtung seines Wesens anregen; an Salomons Prediger möchte man sich hier und da gemahnt fühlen:

In dieser Hand das Glas, in jener den Koran,
Bin ich ein frommer bald, und bald ein schlechter Mann;
Ich bin im Weltendom, von Türkis hochgewölbt,
Kein ganzer Giauer und kein ganzer Muselmann.

Bin ich von Lieb' und Wein berauscht, so bin ich's;
Bin ich ungläubig Götzen hold, so bin ich's;
Die Leute sprechen Vieles über mich:
Ich bin derselbe, der ich bin, so bin ich's.

Ich trinke Wein, doch siehst Du mich berauschet nicht;
Ich strecke aus die Hand nach einem Glas;
Warum ich Wein anbete? weißt Du das?
Damit ich nicht, wie Du, anbete mein Gesicht.

Ich sprach: mein Herz soll Wissenschaft versteh'n,
Und wenig war, was ich nicht eingeseh'n;
Doch wenn ich's schaue, reiferen Gesichts:
Das Leben ist vorbei, und ich weiß nichts.

Ich lege meine Hand in keines Führers Hand,
Weil sie vergänglich sind. Der Ewige bist Du!

Feridedin Attar, geboren zu Kerken, einem Dorfe unweit der Vaterstadt des Vorigen, im Jahre der Hed-

ſchira 613 (1216 nach Chriſt. Geb.) unter der Herrſchaft des Sohnes des oberwähnten Sultans Melekſchah, zur Zeit der Kreuzzüge, widmete ſich nur kurze Zeit dem Gewürzhandel ſeines Vaters, und brachte ſein langes übriges Leben (er ſoll über 114 Jahre alt geworden ſein) in beſchaulicher Kloſterruhe zu, vereint mit gleichgeſinnten Frommen, bemüht, die Schätze älterer Myſtik zu ſammeln, zu durchforſchen, zu ſichten, zu bewahren, zu verarbeiten, und in einer großen Anzahl eigener Werke die Quinteſſenz dieſes heiligen Wiſſens andächtigen Jüngern zu hinterlaſſen. Eines Derwiſches fromme Mahnung begründete die Richtung ſeines Strebens, und die ſelbſtvernichtende Demuth ſeiner letzten Worte beſiegelte die Wahrheit ſeiner Lehre wie ſeines Wandels. Schon hatte einer von Dſchengiſchans Kriegern das Schwert über ihn erhoben, als ein anderer tauſend Silberſtücke für ihn bot. „Hüte Dich," ſprach Attar, „mich um dieſen Preis zu laſſen! Du wirſt beſſere Käufer finden!" Einige Schritte weiter, als der Mongole wieder das Schwert zückte, ſprach ein anderer: „Tödte ihn nicht! ich will Dir einen Sack Stroh für ſein Leben geben!" — „Mehr bin ich nicht werth," ſprach Attar, und der Mongole hieb ihn zuſammen (S. v. Hammer a. a. O. S. 141). — Goethe ſcheint es für ausreichend gehalten zu haben, wenn er den wunderbaren Dſchelaleddin Rumi als Exempel öſtlicher Geheimnißpoeſie hinſtellte; um ſo mehr, als er, bei der ihm eigenen klaren Beſonnenheit, ſchon dieſem außerordentlichen Geiſte ſich fremder fühlte. Es waren aber vorzüglich drei Dichter, welche dieß Gebiet der Poeſie in Perſien beherrſchten; ein myſtiſches Kleeblatt:

Senaji, Attar und Dſchelaleddin. Der erſtgenannte, der Zeit nach der erſte, iſt uns zu wenig bekannt, als daß wir ihn nach Verdienſt zu ſchätzen wüßten; er ſcheint aber von Attar an Gehalt übertroffen worden zu ſein, wenn wir der Steigerung in dem Verſe des Dritten trauen dürfen, der ihn, trotz der chronologiſchen Folge vorſetzt und erhebt:

Attar der Geiſt, — Senaji deſſen Auge:
Ich kam erſt nach Attar, und nach Senaji.

Die perſiſche Myſtik iſt übrigens in den Islamismus und die orientaliſche Volksthümlichkeit ſo verwebt, daß wir Europäer, auch wenn die Werke jener Dichter uns vollſtändig vorlägen, doch nur ihren Glaubensgenoſſen die rechte Schätzung derſelben überlaſſen müßten, weil ſie den Maßſtab dazu beſitzen. Was uns alſo veranlaßt, Attarn eine beſondere Betrachtung zu widmen, iſt die Wahrnehmung, die auch der Uneingeweihte machen kann: daß ſeine Myſtik einen ganz andern Charakter hat, als die Dſchelaleddins. Als Dichter unterſcheidet er ſich völlig von dieſem, und darf alſo nicht mit einer Kollektiv-Benennung abgefertigt werden. Während Dſchelaleddin ſich ganz dem bacchiſchen Taumel trunkener Orgien hingibt, und in das Meer der Unendlichkeit ſich verſenkt, aus deſſen Tiefen er, wie Orakel aus der Höhle des Trophonius, Rhythmen heiliger Berauſchung ſtammelt, Himmel und Hölle, Liebe und Egoismus, Glauben und Unglauben, Wonne und Qual, und alle Widerſprüche der Menſchheit in ein brauſendes Chaos miſchend, das durch den gährenden Schlummerſaft dunkler Geſänge, den willenloſen Geiſt des Hörers in ein

Reich formloſer Träume mit ſich reißt, wo die Marken der Wirklichkeit weit, weit im Unabſehbaren verſchwinden, ohne daß es der Prieſter der Mühe werth findet, dieſem auch nur den leiſeſten Wink zur Orientirung zu geben, — ertheilt uns der ruhige Attar im Buch des Rathes (Pendnome) faßliche, auf den erſten Weg der Ergebung leitende Lebensregeln, und trägt in dem unvergleichlichen Buche Mantikettair (Vogelgeſpräche) in der originellſten Form, mit der tiefſten Gründlichkeit, lebendigſten Wärme, und in allmähliger, geſetzlich fortſchreitender Entwicklung das vollſtändige Syſtem einer einfach großen Myſtik vor. Es iſt ſchwer, von dieſem Werke einen Begriff zu geben. Es iſt myſtiſch und doch klar, hält die Mitte zwiſchen Allegorie und Fabel, und erinnert, in einer bunten, durch den Bezug auf das Höchſte, ewig Eine, zuſammengehaltenen Mannigfaltigkeit, an alle Theorien aller Philoſophen, an die Sagen aller Völker, die Träume aller Seher und Dichter, und die innere Geſchichte jedes ſtrebenden Gemüthes. — Die Vögel (nicht die des Ariſtophanes, ſondern ihre ernſten Geſchwiſter: die zu Geſtalten gewordenen Reſultate menſchlicher Denkarten und Beſtrebungen) halten einen Reichstag, ſich einen König zu wählen. Der wohlberufene, einſichtsvolle Widehopf, einſt Salomons Rathgeber, deutet auf Simurg hin, der, in ſeiner Einſamkeit auf dem Gebirge Kaf thronend, aufzuſuchen, zu verehren ſei. Da wehrt ſich der Egoismus der Schönheit und Liebe trunkenen Nachtigall, der die Roſe genügt; des zuckerkäuenden Papagei's, den die Luſt des friſchen Lebens feſthält; des ſtolzen Pfau's, der ſich ſelbſt genug iſt; der reinen Gans, „der Vogel-

eremitin," die ihr klares Element nicht laſſen mag; des glühenden Rebhuhns, das ſeine Juwelen mit Flammenſchwingen hütet; des königlichen Geiers, der Keinen über ſich anerkennt; des ritterlichen Falken, der auf der Hand des Königs ſich im Glücke fühlt; des hoffnungsloſen Reigers, deſſen Sehnſucht über's unendliche Meer verſchwebt; der klagenden Eule, die den Schatz ihres Glückes unter dem Moder bewahrt; des ſchwachen Staares, der an allem Finden verzagt. Sie alle widerlegt der weiſe Hudhud; für jeden Einzelnen hat er ein Wort der Stärkung, der Beſchämung; er erhebt, tröſtet, demüthigt, reizt, lehrt, überzeugt, und bringt die Verſammelten endlich zum Entſchluſſe, ſeiner Führung ſich zu überlaſſen, und die große Wanderung zu beginnen. Auch auf dem Wege noch hat dieſer Kolumbus der Geiſterwelt mit erneuertem Zagen und Zweifeln mannigfach zu ringen; und wird man auch muthvoll auf einer Bahn verharren, die nicht die Stimme der eigenen Bruſt, ſondern fremder Zuſpruch uns vorgezeichnet hat? Je weiter ſie gelangen, deſto mehr entſinkt den Pilgernden die Kraft; der Aufrichtigſte bekennt ſein Verzagen, und gibt dadurch Tauſenden das erſehnte Loſungswort: ſie fallen ab, zerſtreuen ſich nach allen Seiten; jahrelang wallen ſie richtungslos durch dunkle Fernen, und ſo wird ihr Leben verſplittert; auf Schreckenspfaden, durch ſchauerliche Wüſten, in Nacht und Grauen — gelangen von ſo vielen tauſend Vögeln nur drei, mit gebrochenen Herzen und ohne Flügel an den Fuß des erſehnten Berges, — ſchon faſt am Ziele, verzweifelnd, daß ſie es je erreichen werden. Da naht ihnen von oben ein herrlich

milder Bote des Himmels, er erkennt ſie, und trägt ſie, der Vermittler göttlichen Erbarmens, in den Schooß der Liebe und des Geheimniſſes, worin ſie verſchwinden und ſelig vergehen:

Der Abglanz des Simurges ſtrahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.
— — — — — — — —
So blieben ſie verſenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefſten Denken;
— — — — — — — —
Verſtummend fragten ſie den Höchſten.
Da kam die Antwort ohne Zunge:
„Der Höchſte iſt ein Sonnenſpiegel;
Wer zu ihm kommt, ſchaut ſich darinnen;
Schaut Leib und Seel', und Seel' und Leib.
— — — — — — — —
Doch Keiner hat uns noch geſchaut:
Ameiſen ſchau'n Plejaden nicht!
Was ihr geſehen, ſind Wir nicht;
Was ihr gehöret, ſind Wir nicht;
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter unſ'rem Handeln,
Sie löſchen aus vor unſer'm Weſen,
Um ſich an unſer'm Thron zu finden;
Auf ewig löſchen ſie ſich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl!"
Sie gingen fort. — Das Wort iſt aus —
Geh zu dem Weg! er liegt Dir offen.

Möchten dieſe ungenügenden Züge einen Orientaliſten veranlaſſen, uns das ganze erſtaunliche Gedicht durch Ueberſetzung zu nähern! — Es kehren im Laufe der Weltgeſchichte ſtets Epochen wieder, wo das tiefſte Bedürfniß des Ganzen nach einer höchſten Einigung ſich lauter hervorthut. Wer dann den Einzelnen zur Aufopferung der Selbſtheit und zu unermüdlichem Kampfe aufruft, hat zur Befriedigung jenes Bedürfniſſes das Tiefſte ausgeſprochen. Ehre einer Myſtik, die uns, indem ſie unſern ſtillen Träumen ſchmeichelt, zur Beſſerung, zur Thätigkeit ermuntert!

Ich übergehe die Frühlingsepoche perſiſcher Dichtkunſt, um auf den Zeitraum nach Dſchami zu kommen, welchen Goethe als eine traurige, aus den Reſten der königlichen Tafel zuſammengeſtoppelte Abendmahlzeit darſtellt. Iſt es doch überall ſchwer und unrathſam, die leuchtenden Phänomene geiſtiger Thätigkeit nach Klaſſen und Perioden gruppiren zu wollen! Mag immerhin jedes Volk ein ſogenanntes goldenes Zeitalter erleben, wo ein Zuſammenwirken ſeiner edelſten Geiſter durch eine glückliche Konſtellation bedingt, Statt findet, — mag der Literar-Hiſtoriker zum Behufe einer geordnetern Darſtellung und leichteren Ueberſicht ſolche Gruppen aufſtellen und feſthalten; — ſtets werden ſich einzelne große, ja die größten Erſcheinungen, auch aus den dunkelſten Jahrhunderten wie Geſtirne aus der Nacht, hervorthun, welche jene Eintheilungen von goldenen und ehernen Zeitaltern verwirren, indem ſie aus ſich ſelbſt eine goldene Aera erſchaffen. Denn das Höchſte im Menſchen, an keine Zeit und keinen Raum gebunden, entfaltet ſich allenthalben, und ſtrahlt uns oft,

daß wir freudig ſtaunen, ſeine Glorie aus einem Dunkel zu, das wir für undurchdringlich gehalten hatten. So ergeht es mir, wenn ich mich jener Abendtafel nahe; froh betroffen finde ich hier, nebſt manchem trefflich zuſammengeſetzten Gericht, das auch nach köſtlichen Leckerbiſſen noch genießbar erſcheint, drei goldene Becher, gefüllt mit ächtem, ſchäumendem Tranke, unverfälſcht, geſund, begeiſternd; ja, der eine von ihnen perlt ein himmliſch reines Naß vielleicht an Chiſers Quelle geſchöpft, dem ich mit Gefühlen der Ehrfurcht mich nahe; kaum aber berühren die heiligen Tropfen meine lechzenden Lippen, ſo faßt mich würdige Sehnſucht: Liebe quillt aus dem Herzen auf, und die Hand ſtrebt, das glänzende Gefäß den Durſtenden zu reichen, daß auch ſie die Beſeligung empfinden.

Hatifi, geboren zu Dſcham, ein Schweſterſohn des großen Dſchami, wagt es, nicht nur mit ſeinem berühmten Oheim zu wetteifern, ſondern ſelbſt Firduſi's geweihte Fußtapfen zu betreten. Wenn er gleich in dieſem letztern Wagniß, nach dem Urtheile der Kenner, die Ohnmacht eines entarteten und gealterten Nationallebens beſtätigte, ſo ſpricht ſich doch in Allem, was von ihm vorliegt, ein ſo ſtreng eigenthümlicher Geiſt aus, daß man ſich genöthigt fühlt, ihn als Eigennatur anzuerkennen, und in den Reigen dichteriſcher Wandelſterne am öſtlichen Himmel mit aufzuführen. Ein ſtrenges, kaum eigene Selbſtbefriedigung geſtattendes Bewußtſein von Sollen und Können, unerſchütterlicher ſittlicher Ernſt, hohe, faſt platoniſche Idealität, Rein-

heit und Kraft, beharrliches Streben, Reife des Verſtandes bei tiefer Glut eines liebevollen, vielleicht oft verwundeten Herzens, ächte Religiöſität, die wohl im höchſten Alter zu anhaltender Betrachtung der Vergänglichkeit ir, diſcher Formen, beim wiederkehrenden Gefühle eigener Gebrechlichkeit und Abnahme, ſtimmt, und einen trüben Schleier der Wehmuth über das Gemälde des Lebens wirft, — dieſe Eigenſchaften machen Hatifi's Töne und Bilder ſo rührend und eindringlich, daß ſie ſelbſt nach den erhabenſten Vorbildern noch wirken und bezaubern. Vierzig Jahre lang arbeitete der ernſte Mann unverdroſſen an einem Werke, und am Schluſſe genügte er ſich nicht. Mehr als achtzig Jahre war er alt, als er erſt den Entſchluß faßte, mit Niſami die gleiche Bahn zu betreten. Wäre doch uns jungen europäiſchen Dichtern ein Theil jener Selbſtverläugnungskraft gegönnt, welche es dieſen Orientalen möglich macht, erſt im hohen Alter die Früchte ihres Denkens den Zeitgenoſſen mitzutheilen! Wenn man nun mit dieſem Alter die Farbe des Gedichtes vergleicht, das damals von ſeinem Kiele floß, ſo geſteht man gern, nichts Aehnliches je gewahr geworden zu ſein, — einen europäiſchen Maßſtab wenigſtens durchaus nicht anlegen zu können; denn man darf wohl ſagen, das Feuer unſerer jugendlichen Poeten ſei Waſſer gegen die Glut edler Schwärmerei, welche Medſchnun und Leila durchſtrömt. Dieſe Glut aber liegt bloß in des Dichters Innern; nicht von zuſammengeleſener oder gewaltſam herausgeſchraubter Bilder Ueberſchwenglichkeit mühſam angeblaſen, entquillt ſie einer warmen, reinen, Gotterfüllten Bruſt; und Hatifi's Sprache

iſt vielmehr auffallend einfacher, als die ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, die ihren Ruhm hauptſächlich in der Anhäufung der von ihren Vorgängern gepflanzten Blumen ſuchten, woraus dann der ſo berufene, häufig zur Traveſtie verwendete „orientaliſche Styl" hervorging. Am bilderreichſten wird er eben bei der Betrachtung des Vergehens, und ſchmerzlich ergeben ruft er ſich ſelbſt zu:

Du, über achtzig Jahre alt,
Warum gedenkſt Du nicht des Todes?
Verzicht' auf Lebensphantaſien,
Gedenke immerfort des Todes!
— — — — — — — —
Dein Haar iſt weiß, um das Gewebe
Des Leichentuchs Dir vorzuhalten;
Verſchwunden iſt der Jugend Nacht —
Des Todes Morgen bricht ſchon an:
Den engen Weg Dir zu erleichtern,
Hat Dich das Alter krumm gebeugt.
— — — — — — — —
Es wird Dir ſchwerer das Gehör:
Um Böſes nicht mehr anzuhören;
Und Deinem Aug' entflieht das Licht:
Um Böſes nicht mehr anzuſchauen.

„Saib" — ſagt v. Hammer am a. O. — „iſt vielleicht der einzige unter allen perſiſchen Lyrikern, der den Titel eines philoſophiſchen Dichters vorzugsweiſe verdient; — indem er, die Klippen der Sinnlichkeit wie der Myſtik vermeidend, die ewigen Ausſprüche der Vernunft

und die praktiſchen Wahrheiten des Verſtandes in dem tiefen und klaren Fluthenſpiegel ſchöner Rede darlegt. Ernſt und beſonnen, und doch ergreifend und eindringend, verdient er, wie wenig andere Dichter, im vollſten Sinne ſeinen Dichternamen, welcher „der Durchdringende" heißt." Dieſes von Kennerhand entworfene Bild vergegenwärtigt uns vollkommen die großen Eigenſchaften Saib's; und ſollte ein ſo ausgezeichneter Name unter denen der Nachahmer ungewürdigt verhallen? Man braucht nur einige Ghaſelen ſeines Diwans zu leſen, um Achtung, Neigung, ja Vorliebe für ihn zu gewinnen; und es iſt ſehr möglich, daß ſeine Denk- und Dichtart, wenn ſie bekannter wäre, nächſt der Saadi's, dem europäiſchen Sinne mehr als die der meiſten übrigen Orientalen zuſagen würde. Er hält ein, dem gebildeten Talente mehr als dem Genie, und einem kultivirten mehr als einem urſprünglichen Zeitalter angemeſſenes juste milieu, ſowohl in Gedanken, Empfindungen, als im Ausdrucke; die Gedanken halten ſich fern von ſchrankenloſer Myſtik, wie von der Beſchränkung des Islamismus; die Empfindungen erwärmen, ohne zu erhitzen; der Ausdruck hat eine kräftige Fülle ohne Schwulſt. Nirgends wird Saib panegyriſch bis zur Erniedrigung; weder die Macht noch die Liebe kann ihm das edle Gefühl ſeines Werthes entreißen; aber auch dieſes, da es mehr auf dem Bewußtſein erworbenen Charakters als angebornen Genies ruht, ſteigert ſich nie zum Selbſtlob; und es genügt ihm, dem Herrn „für ein Inneres, das nach Weisheit ſtrebt, zu danken", und „Hafis mit holder Zunge und mit holdem Ton ſein Vorbild" zu nennen.

Doch glaube man nicht, ſein ganzes Verdienſt ſei negativ; es bezeichnet ihn vielmehr ein gewiſſer Schwung der ſittlichen Kraft und des Muthes, eine idealiſche Tendenz, von Lebenserfahrungen hervorgerufen, und zu praktiſcher Weisheit ausgebildet, — als ihm ganz eigenthümlich; Vorzüge, die unwillkürlich an unſern Schiller erinnern, und ſchon den Uebergang zu einer Periode andeuten, die den nächſtfolgenden herrlichen Dichter hervorzubringen im Stande war. Man wird demgemäß verſtehen, was er mit den Verſen ſagen will:

Darum ſteht der Wunſch des Volkes
Nach Saib's Gedankenfülle,
Weil er an die Art und Weiſe
Des Hafis von Schiras mahnt.

Feiſi, der letzte, aber ewige Stern erſter Größe am Abendhimmel perſiſcher Dichtkunſt*), — von dem man wohl ſagen möchte, wenn es nicht allzu ſibylliniſch klänge — daß er, abſchließend die zauberiſche, bedeutende Welt der alten Volks- und der Korans-Poeſie, die Geburt einer neuen Zeit, einer Morgenröthe der Kultur, vorahnend, dem Orient verkünde. Einſam ſteht er da, am Abend romantiſcher Jahrhunderte; und ſieht die Nacht hereinbrechen, die ihn nicht irrt, denn er hat das Licht geſehen, welches

*) Denn perſiſch ſind ſeine Werke verfaßt, obgleich er von Geburt ein Indier war.

gewiß aufgehen wird, und auf deſſen Herrlichkeit die Augen ſeiner Brüder zu lenken, das Tagewerk ſeines Lebens, das heitere Thema ſeiner Akkorde iſt. Jeder Stern, der die Nacht durchfunkelt, jeder Blitz, der durch ihre Räume ziſcht, iſt ihm ein Bote des Tages, den ſein weiſſagendes Lied huldigend begrüßt, bis er, eine ernſte Memnonsſäule, dem erſten, ſegnenden Strahl der Göttin in himmliſchem Entzücken erklingt. — Bruder des erhabenen Weſirs Abul-Faſl, Günſtling des großen Schah Akbar, wird er von dieſem zu den Bramanen geſendet, um, unter dem Scheine eines Proſelyten, in ihre Myſterien zu dringen und ſie dem Sultan zu verrathen. Den uralten Kultus zu vernichten, damit der Islamismus verherrlicht werde, hatte der Herrſcher beſchloſſen. Feiſi gehorchte dem Befehle der Sendung: er ging und kehrte wieder; aber ſiehe da! nicht als Verräther, ſondern als Vertheidiger der edelſten Menſchen, jener Weiſen, „die auf der Erde und nicht auf der Erde wohnen, in feſter Burg ohne Befeſtigung, ohne Beſitzthum im Beſitze von Allem" (Philoſtr. d. ä. Ap. III. 15.); als ihr Jünger und Freund trat der Dichter vor den König hin; die Kraft ſeiner Ueberzeugung, von dem Athem der Liebe beſeelt (ſiehe v. Hammer a. a. O., S. 400), goß Zauber in ſeine Rede, und wirkte im wohlwollenden Monarchen den ſchönen Sieg einer Duldung, welche den Namen des Großen, den der Fürſt führte, bekräftigte und unvergeßlich macht. Der Dichter aber hinterließ uns als Vermächtniß beſeligender Weisheit jenes Buch, welches zwar nur den kleinſten Theil ſeiner Werke ausmacht, kraft des inwohnenden Geiſtes aber zu den

Denkmalen reiner Menſchheit gehört, und ſeinem Urheber den Platz anweiſt, auf dem wir ihn mit Verehrung gewahren. „Sonnenſtäubchen“ (Serra) hat er es überſchrieben; in tauſend und einem Verſe beſteht es, in welchen der Sänger dem Lichte huldigt. Weder Gehalt noch Behandlung eines ſolchen Werkes läßt ſich, ohne demſelben unrecht zu thun, näher erörtern; möchte die Würdigung, womit wir es aufnehmen, Befähigte anregen, ſich an's Ganze zu wagen, und es in unſerer Sprache uns zur Erbauung vorzulegen! Ich füge nur noch hinzu, daß auch in ſeinen übrigen Gedichten ein Geiſt ſtiller Heiterkeit, reinen Seelengenuſſes, und friedlicher Duldung weht, der uns wie Paradieſes-Luft anweht; und ſetze die Worte her, mit welchen er jenes wunderſame Buch ſchließt:

Dieſer Redepalaſt, den ich erbauet als Meiſter,
Ward auf meinen Wink tauſend-einſäulig geſchmückt;
Alle Züge des Plans entlehnt' ich der ewigen Sonne,
Aller Sinn iſt von Gott, und nur die Worte ſind mein.

Als der ewige Herr in die Hand mir den Schlüſſel gegeben,
Schloſſen Schätze des Sinns meinem Verſtande ſich auf;
Als ich der Sonne Preis geſungen am Morgen in Hymnen,
Sah ich, wie ſie das Haupt ſenkte vom Himmel zu mir.

Sei es geſtattet, zum Andenken des herrlichen Dichters, gegen welchen die Proſa der Kritik ohnehin im größten Nachtheil erſcheint, einige Verſe als Abſchluß anzuführen, wie ſie das erſte Staunen über eine ſolche Erſcheinung in mir erzeugte:

So iſt auch Dir das heil'ge Licht geworden!
Auch Du erklangſt, vom Morgenſtrahl berührt,
Und haſt für Dich die edle Glut geſchürt,
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und ſo vereint in rührenden Akkorden
Der tiefſte Wunſch, den jede Bruſt verſpürt,
Der ſtille Glaube, der zum Höchſten führt,
In Harmonie Oſt, Weſt, und Süd und Norden.

Es iſt ein reines, inniges Genießen —
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauſchen,
Wie's, unverſtanden, durch die Lüfte ſchallt:

Und wie es jetzt nur leiſe widerhallt,
So wird's — wir hoffen's — ineinander fließen,
Und Preis des Höchſten durch die Wellen rauſchen.

Nachdem ich nun, was ich im Einzelnen den Erläuterungen Goethe's beizufügen hatte, entwickelt, erübrigt nur noch, die Ueberſicht, welche er als Reſumé von der ganzen perſiſchen Dichtkunſt gibt, mit Rückſicht auf dieſe Modifikationen und Erweiterungen, zum Schluſſe hier zu erneuen, indem ich dem Siebengeſtirn, das er aufſtellt, eine würdige zwölf ſubſtituire.

Ueberblicken wir alſo die Folgereihe perſiſcher Dichter, ſo gewahren wir, daß

Firduſi, ein großer, freier, nationaler Charakter, die ganzen vergangenen Staats- und Reichs-Ereigniſſe, fabelhaft oder hiſtoriſch aufbehalten, vorwegnahm; ſo daß

einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darſtellung übrig blieb.

Omar Chiam, an Freiheit und kühner Eigenheit ihm zu vergleichen, bedingt vielleicht durch ſeine geiſtreiche Schrankenloſigkeit eine folgende enkomiaſtiſche und myſtiſche Epoche.

Enweri hielt ſich feſt an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erſchien, freud- und gabevoll erblickt er auch den Hof ſeines Schah's; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichſten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan. Aber, wunderbar genug, um ein Gleichgewicht darzuſtellen, ergab er ſich zugleich der bitterſten Satyre, — bis er, am Ende ſeines Lebens, von Lob und Schimpf ausruhte, und die Kraft ſeiner Verehrung auf Gott, ſeines Tadels auf ſich ſelbſt richtete.

Niſami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in ſeinem Bezirk vorhanden ſein mochte; alles aber bezieht er auf das Sittliche, und findet in einem liebevollen Handeln allen Räthſeln die beſte Auflöſung.

Attar erſcheint in der erſten Einfachheit und Glorie alter Myſtik, die noch auf ethiſcher Grundlage ruht, und entzündet.

Dſchelaleddin Rumi zu ähnlichen Studien, der ſich aber, jene Grundlage verlaſſend, in eine räthſelvolle Welt abſtruſer Gebilde verliert, in den Ozean ahnender Gefühle träumeriſch untertaucht, und mehr verwirrt, als beruhigt. Glücklicher Weiſe wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben mit gränzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht zu belehren, und ſo iſt er uns Weſtländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, begnügt ſich, alles abzuweiſen, wornach die Menſchen begehren, alles bei Seite zu ſchieben, was ſie nicht entbehren mögen, und erſcheint dabei immer als luſtiger Bruder ihres Gleichen. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeitkreiſe richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthiertreiber fortſingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er ſelbſt muthwillig zerſtückelt, ſondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Er iſt der wahre Dichter: wie Homer befreit er uns noch nach Jahrhunderten durch die glorreiche Macht der Rhythmen von der Laſt des Tages.

Dſchami, allem gewachſen, was vor ihm geſchehen, und neben ihm geſchah, band dieß alles zuſammen in Garben, bildete nach, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler ſeiner Vorgänger in ſich vereinigend.

Hatifi trat noch nach ihm in derſelben Sphäre auf; und nur ſeine Beharrlichkeit, ſein großer Wille, eine ernſte Tiefe ſeine noch im Alter jugendliche Glut

und Kraft, durften es wagen, zu einem ſolchen Vergleich aufzufordern.

Saib, der philoſophiſche Lyriker, nähert ſich unläugbar einer neuern, reflektiven Zeit, welche mehr Beſonnenheit, und auf ſich ſelbſt geſtützte Thatkraft fordert, als poetiſche Beſchaulichkeit. Weisheit Einzelner war längſt im Oſten heimiſch; Bildung Aller ſoll ſich nun geltend machen, und ſo ſchließt ſich mit

Feiſi die Wunderwelt des Orients dämmernd ab, indem er zugleich, aus der Nacht, die nur Durchgang iſt, wie der Stern des Morgens aus Gewölken, verhüllt auf höhere Entwicklungen deutet.

Wer zum Symboliſiren geneigt iſt, dem muß ſich, wenn er dieſen Zodiakus überblickt, die Betrachtung aufdringen, daß hier mehr noch als bei Goethe's Siebengeſtirn eine bedeutende ſinnbildliche Folge ſich darſtellt, die uns den Gang menſchlicher Bildung überhaupt, bei Einzelnen wie im Ganzen, vor's Auge bringt. Ein Mährchen- und Heroenleben ſchwebt dem Jugendalter vor, das, wenn es auf dem Boden der Wirklichkeit ſich nicht halten will, dem fröhlichen Genuſſe Platz macht, der in's geſellige Treiben verwickelt. Hier werden wir abwechſelnd zur Anerkennung und Satyre angeregt, bis wir lernen, um die innere Forderung nach einem ſittlichen Daſein zu befriedigen, bei unſerer eigenen Beſſerung anzufangen. Die innere Welt erſchließt ſich uns, wir werden ein geiſtig Unendliches gewahr, das uns in ſeinen Unergründlich-

keiten zu verſchlingen drohte, wenn nicht bittere Erfahrungen uns wieder in den Weltlauf zurückriſſen, und unſere Anforderungen allmählig zu jener Genügſamkeit herabſtimmten, welche das eigentliche Element des Glückes iſt. Wir genießen nur, indem wir uns nach allen Seiten bilden und beſchäftigen; wir geben zu genießen, indem wir leiſten; allein jene alten Forderungen, die tiefſten unſeres Geiſtes, kehren wieder, und, was wir jugendlich vom Augenblicke, vom raſchen Drang erwartet hatten, lernen wir nun, indem wir den Wegen des Ganzen denkend nachforſchen, von der ewigen Vorſehung mit Ergebung hoffen, die gläubige Seele ehrfurchtsvoll dem Lichte zugewendet.

Ich überlaſſe die Zuſammenſtellung dieſer Betrachtung mit jenem Zyklus dem Leſer, und, indem ich hoffe, zum weitern Denken Stoff genug gegeben zu haben, ſchließe ich meine Ergänzungen mit dem Wunſche, daß ſie etwas zur Vermehrung, zur Auffriſchung der Liebe an orientaliſchen Studien, und zur Kenntniß des Orients bei Jenen, die ſich ihnen nicht widmen können, beitragen möchten! Denn ich bin überzeugt, daß im Oriente das Kraut wächſt, welches die Kraft hat, manches Leiden der modernen Poeſie zu heilen, und dabei den Vorzug beſitzt, auch dem Gaumen zu behagen.

Einwirkungen Goethe's.

Die holden jungen Geiſter
Sind alle von einem Schlag;
Sie nennen mich ihren Meiſter,
Und geh'n der Naſe nach.

Goethe.

Das nenneſt du unnütz, wenn von deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt?

Derſelbe.

Goethe's große Eigenthümlichkeit wirkte auf ſeine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche, und dabei, wie immer, eitle Naturen, die ihn auf keine Weiſe zu faſſen fähig waren, denen nur ſein Ruhm und der ſichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm ſo eigen war, imponirte, — ſuchten, ſo wohlfeil ſie nur immer konnten von dieſen letzten Aeußerlichkeiten etwas an ſich zu bringen, —

„und wie er ſich räuspert und wie er ſpuckt,
das haben ſie ihm glücklich abgeguckt;"

die Jünglinge, die ſeine Jugend mitlebten, thaten, als kämen ſie ohne Umweg aus Jaxthauſen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! es war ihnen ganz genial zu Muthe, und ſie ge-

dachten vor der Hand, ehe ſie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, ſich's recht wohl ſein zu laſſen.

Der Rauſch ging vorüber, die Jugend alterte, — aber die Narrheit blieb, oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man ſie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, ſprach wenig, und war vornehmer geworden. Nun ſetzten Jene die Brille auf die Naſe, gaben ſich das Anſehen, Kunſtkenner zu ſein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederſchallen. Sie thaten, als ſei ihnen eben ſo ruhig zu Muthe, wie ihrem Meiſter, als ſtecke hinter ihren vieldeutigen Reden eben ſo viel Sinn als hinter den ſeinen. Dieß war das abſcheuliche Unheil der Goethe-Thuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöſt ſind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengeſetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethe's Weſen in ſich fühlten, oder von vorneherein jeder Uebermacht feind, je mehr ſeine Würde ſich entfaltete, deſto mehr ſich gegen ſie waffneten. Dieſe Gegner haben dem Dichter, ſobald ſie nur wahr und ehrlich waren, weit weniger geſchadet, als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethe's Eigenthümlichkeit und Verhältniß zu ſeiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, ſich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art ſeines Einfluſſes, den er zumal in nächſter Nähe geübt zu haben ſcheint, war die erfreulichſte. Sie glich der Wir-

kung, welche dieſelbe Eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdiſchen Vegetation ausübt: Jedes dieſer Gewächſe gedeiht nach dem Maßſtabe, der ihm eingeboren iſt. Und ſo kam durch Goethe's Anregung, aber ohne ſeinen Zwang, mancher treffliche Geiſt zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt und der Sphäre, in welcher er für ſich etwas darſtellen konnte, was, in demſelben Kreiſe, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geiſtes, wirkte Goethe gar nicht; denn ſein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geſchilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erſchienenen Korreſpondenzen intereſſante, der Menſchenbeobachter darf wohl ſagen, inſtruktive Beiſpiele. Uns iſt es, indem wir uns von den odioſen, uns leider nur zu gegenwärtigen der erſten und zweiten Art abwenden, nur darum zu thun, an der ſtillen Betrachtung zweier reinen, an's Wunderbare grenzenden Verhältniſſe der dritten Art, unſer Denkvermögen zu üben und unſern innern Sinn aufzubauen. Nichts ſcheint mir unſerer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts ſcheint ſie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Aechte, das Tiefe, das ſich in ihr bewegt, an's Licht gezogen, und — nicht im Poſaunenton wieder zu Grabe geblaſen — ſondern erkannt, und durch Erkenntniß der dürſtenden Menſchheit angeeignet werde.

1.

Schon vor mehreren Jahren bekamen wir, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt, und darauf in den Blättern für literariſche Unterhaltung, Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen der Frau R. Fr. Varnhagen v. Enſe zu leſen, die durch eine blitzartige, aphoriſtiſche Lebendigkeit die Aufmerkſamkeit des Leſers anzogen, und ſobald dieſe gefeſſelt war, ſofort die ernſten Kräfte des Geiſtes und Gemüthes in Anſpruch nahmen. Man war dabei mehr angeregt, als befriedigt, und wünſchte eine deutlichere Vorſtellung von der Bildung, Denkart und den Verhältniſſen einer ſo merkwürdigen Frau erlangen zu können. Der Wunſch iſt erfüllt. Der Gemahl der Verewigten, der als Biograph und als Literator im edelſten Sinne des Wortes rühmlichſt bekannte Varnhagen von Enſe, legt erſt einem engern Kreiſe von Freunden und „Gleichgeſinnten“ und nun auch dem größern Publikum in drei ziemlich beleibten Bänden die Schätze eines reichen, gebildeten Lebens vor. Wenn ich dieſe Notizen der folgenden Darſtellung vorſetze, ſo geſchieht es, um mit wenigen Zügen die Schwierigkeiten anzudeuten, die dem Beſprecher eines ſolchen Buches entgegentreten. Der Leſer wird alſo nicht die Löſung eines ſo verwickelten lebensgeſchichtlichen Problems, ſondern die Darlegung desſelben, wie ſie ſich auf wenigen Blättern geben läßt, erwarten.

Wir haben es hier mit einer Natur zu thun, und zwar mit einer eben ſo zarten, als grandioſen; dabei

haben wir die Verhältniſſe zu betrachten, unter welchen ſie ſich entfaltete, und diejenigen, welche — ich weiß nicht ſoll ich ſagen: hemmend oder beſtimmend — auf ſie zurückwirkten. Unter dieſen letztern verſtehe ich die kranken Zuſtände, die Raheln durch ihr ganzes Leben begleiteten, ja, ſo ſehr in dasſelbe verflochten waren, daß man wohl ihre Krankheit ihr Leben nennen dürfte. Man ſieht, daß hier, wenn ein vollkommenes Verſtändniß bezweckt werden ſoll, eine pathologiſche Betrachtungsweiſe einzutreten hat; man ſieht ferner, daß ſich ein Naturell dieſer Art in einem Jahrhunderte die innigſte Theilnahme zu verſprechen hat, welches, in einem ähnlichen krankhaften Prozeß begriffen, einer ähnlichen Betrachtungsweiſe anheimfällt.

Die Zartheit dieſer Natur iſt ſo ungemein, daß auch die winterlichſten Stürme des Lebens, und was mehr iſt, die nüchternſte Wahrheit und eiſige Strenge der Reflexion ihr keine Rauhheit aufzudringen im Stande waren. Daher die ſchöne Eigenſchaft, welche gewiß jeden fühlenden Leſer dieſes Buches auf's Freundlichſte anſpricht, daß bei allem tiefen Ernſte ihrer Studien, bei aller Gründlichkeit und Schärfe ihrer Unterſuchungen, bei aller Kraft und Freiheit ihrer Anſichten, Rahel nicht einen Augenblick das Weib verläugnet. Sie wird vielmehr, was ſie im innerſten Gemüthe zu ſein nie aufgehört, noch in den letzten Momenten ihres von Schmerzen jeder Art zerriſſenen Daſeins, wieder: Kind, in der rührendſten Bedeutung des Ausdrucks. „Ich darf mich im Leiden auf eine Ecke von Gottes Mantel legen; er erlaubt es;“ — iſt ihr Troſt

in den bitterſten Prüfungen. Eine ſtille Redlichkeit, eine heitere Einfalt bleibt ihr Ariadnen'sfaden in dem Labyrinthe des ſozialen und literariſchen Wirrwarrs, und nur dadurch ward ihr die Gunſt, die ſie mit Dank zu rühmen weiß: „bei altersmäßiger Reiſe alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe zu behalten."

Großartig iſt der Urtrieb ihres Weſens; er ging ſchon vor dem Erwachen der Denkkräfte außer die Schranken ihres eigenen Wohles und Wehes, wie wir mit Erſtaunen aus ihren erſten, kindiſch-erhabenen Briefen ſehen. Er blieb in ſpätern und den ſpäteſten Jahren der Richtung in's Unendliche, in's menſchliche Große treu. „Iſt", frägt ſie mit mahnender Würde, — „iſt Bewunderung nicht die eigentlichſte Rührung, und das andere nur Mitleid?" — Griechen und Römer würden ſie hierin begriffen haben. — Bei den kleinſten Objekten wendet ſich ihr freier Blick auf die unendliche Verkettung, in der ſie mit dem großen Ganzen leben — eine Großheit, die hin und wieder an die Selbſtbetrachtungen Mark Aurel's mahnt; in allem forſcht und gräbt ſie nach der Weſenheit; überall frägt ſie ſich kühn, und antwortet ſich unverzagt, wodurch alles, was ſie ſagt, den Charakter feſter Originalität und Sicherheit erhält; welche Färbung noch dadurch erhöht wird, daß ſie für jeden Zuſtand, jedes Aperçu, jede Phantaſie, jedes Objekt des äußern wie innern Daſeins in allen Winkeln der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, und ſei es in denen des Dialekts und Jargons, den wahrhaft kongruirenden Ausdruck ſucht, ſo, daß denn auch ihre Terminologie ein ganz eigenes, anfangs dunkel und bunt

ausſehendes Kolorit bekommt, mit dem man ſich aber, dem bedeutenden Gehalt zu lieb, von dem es nicht zu trennen iſt, gar bald und gern befreundet. Vielmehr erſcheinen eben durch dieſe Eigenheit ſelbſt gemeinere Erfahrungen, alltägliche Ergebniſſe, einfache Betrachtungen in einem lebendigen Glanze ſelbſt ausgeſtrahlten Lichtes, und wir erinnern uns an Goethe's „wie das Wort ſo wichtig dort war, weil es ein geſprochen Wort war." Dieſe Richtung ihres Geiſtes in's Große, ausgehend vom Bewußtſein eigener Kraft, verbunden mit tiefer und ausgebreiteter Bildung, macht es möglich, daß ihre Betrachtungen, wenn gleich nicht in einer abgeſchloſſenen, ſich gegenſeitig begründenden Gliederung, wie ſie mehr dem männlichen Verſtande zuſagt, ſich doch jederzeit von da, wo ſie eben ſteht, auf die ſonnenhellen Gipfel menſchlichen Erkennens und Glaubens leiteten, daß ſie zu Reſultaten gelangte, die nur dem Geſetzgeber, dem Erzieher des Menſchengeſchlechtes in der Stunde der Weihe ſich offenbaren, und die ihrem Detaillir-Naturell ohne jene Tendenz ihres höchſten Sinnes wohl immer fremd geblieben wären. Bleiben ſie es doch ewig dem größern Theile des menſchlichen, dem größten Theile zumal des weiblichen Geſchlechts! — Und ſo gelingt es ihr, mit der Unſchuld eines Kindes und dem Scharfſinn eines Sophiſten Probleme zu löſen, welche nur aufzuſtellen die Schule Bände bedarf. Wenn ſie z. B. die Verſe hinſchreibt:

Unſer Wille iſt der Gang
Nach dem Zwang;

Immerhin, es ſei!
Einſicht macht uns frei —

ſo können wir nicht verheimlichen, daß allen Dialektikern über das grilligſte Thema der Metaphyſik ein ſolcher Blick zu wünſchen wäre. Ja, man muß zugeben, daß eben die rhapſodiſche Art, mit der ſie in den Lehren der Philoſophen gleichſam die Lebenspunkte (die puncta salientia) aufzuſpüren weiß, ihr wie im Spiele einen letzten harmoniſchen Zuſammenklang vernehmbar macht, in dem ſich die verſchiedenſten Stimmen zuletzt vereinen, ohne es zu wiſſen, weil jede, gewohnt nur ſich zu lauſchen, die Schweſtertöne überhört. „Mir kommt vor", ſagt ſie, „als ſagten alle Philoſophen dasſelbe, wenn ſie nicht ſeicht ſind;" den Unterſchied findet ſie nur darin: „daß ſich Jeder bei einem andern Nichtwiſſen beruhigt." Die Geiſter der Weiſen werden ihr hier lächelnd zunicken; wiſſen ſie doch, daß ſie Alle Spiegel Eines Lichtes ſind, — freilich vom klarſten zum trübſten in gar vielfachen Abſtufungen!

Die Verhältniſſe, unter deren Aegis ſich eine ſolche Natur entwickelte und zur Reife gedieh, waren wohl geeignet, eine ſchöne, vielſeitige, intenſive Ausbildung zu erzielen. Im Mittelſtande geboren, früh dem Einfluß einer Glaubensgenoſſenſchaft, in welcher offene Imagination, Sentimentalität, Bizarrerie und Witz heimiſch ſind, — ſo wie dem einer norddeutſchen, ſtädtiſchen Ueberbildung hingegeben, welcher die Wirkungen des erſtern noch erhöhte, — früh als eigenkräftig und einſichtsvoll anerkannt, und dieſe Vorzüge praktiſch im Familien- und nächſten Freund-

ſchaftskreiſe bethätigend, — früh in der ſtrengen Schule körperlicher und geiſtiger Leiden durchgearbeitet, — allmählig in die Cirkel der feinern, zumal mit Literatur verflochtenen Geſellſchaft hineingezogen, die Welt und ihre Intereſſen beim Scheine der Lampe mit ihren Büchern, wie im verworrenen Geräuſche des Salons überſinnend, und nach und nach mit den Sternen des ſozialen wie des literariſchen Himmels vertraut gemacht, — kann Rahel uns und der Nachwelt zum Maßſtab des Höchſten dienen, was einer Frau unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes an Kultur erreichbar iſt. Wir müſſen aber den Leſer auf den Briefwechſel verweiſen, wenn er ſehen will, wie aus den rohen Zügen, die wir entwarfen, das intereſſante Bild ſich zuſammenfügt. Goethe's mächtige Einwirkung darf hier nicht unerwähnt bleiben. Sie war weit mehr, als eine perſönliche zu ſein pflegt; und wenn dieſer große Geiſt in allen edleren Gemüthern ſeines Volkes lebt und leben wird, ſo hat Rahel ganz und gar in ihm gelebt. Ein Verhältniß, welches mit dem ſogenannten magnetiſchen Rapport die größte Aehnlichkeit hat, trat hier ein: und dieſes führt uns auf das Hemmende in ihren Verhältniſſen, das wir oben angedeutet, und nun genauer zu bezeichnen haben.

Rahel kann nämlich nicht verſtanden werden, ſobald man ſie nicht als krank verſteht. Eine bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewußtſeins erlaubt, geſteigerte Senſibilität, mit verhältnißmäßig zurückgehaltenem vegetativen Leben, konſtituirt die Eine Hälfte ihres Weſens, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geiſtes

zugeſtehen müſſen. Nur einige Züge zu dieſem Bilde: „Um 2 Uhr in der Kirche;" ſchreibt ſie im Jänner 1820 ... „hinter mir ein Menſch umgefallen. Ich erſchrocken, krank davon den ganzen Tag;" — bald darauf: „dann den Abend im größten Schnee zu Hauſe; mir verging dreimal die Luft gänzlich; ich glaubte zu ſterben, und rang wie im Waſſer.... Ich war den ganzen Tag zittrig und krank davon." Im Jahre 1832 wünſcht ſie Erneſtinen Robert „Harmonie mit der Atmoſphäre" als das Erſte, Unentbehrliche; „wem Hygiea den Rücken kehrt" — fügt ſie ſchön hinzu — „der ſieht Apoll auch nur abwärts gewendet." Ihre Briefe zur Zeit der Cholera ſind in dieſem Betracht merkwürdig. So floß ihr Leben zwiſchen Briefſchreiben, Theetrinken und Krankſein hin, ein Kampf-Terrain wechſelnder Einwirkungen von Außen, und einer höchſt erregbaren Stimmung von Innen. Durch dieſe Stimmung wird die bis zum Durchſichtigen geläuterte Empfänglichkeit für Influenzen jeder Art, von denen der Witterung bis zu denen menſchlicher Geiſter auf ſie begründet, wodurch ſie gleichſam eine konduktoriſche Eigenſchaft erhielt; durch ſie das Abſpringen von einem Objekte zum andern, die Geiſtes-Oszillation; Reſultat einer krankhaften Reizbarkeit, der ein behagliches Verweilen unmöglich iſt; weßhalb denn ihr bunter, zerriſſener Redeſtyl dem an ſchrittweiſe Folgerichtigkeit, an Steigerung und Entwicklung gewohnten männlichen Leſer Unbehagen verurſacht, ſo daß man ſich in ihre Briefe mit Neigung hineinleſen muß, um ſie, in ihrem Sinne, zu „goutiren;" durch ſie das ſtete Aufmerken auf ſich ſelbſt, nicht bloß in

ſittlicher, ſondern auch in materieller Beziehung, wobei ſie ſich, ſo gut es gehen will, als Phänomen zu faſſen und zu zergliedern ſucht — ein Geſchäft, welches vom Geſunden nie ſo ſorgfältig ausgeübt wird, welches ihm auch nie in dieſem Grade gelänge. Und da der Menſch doch nie aus ſeiner Haut heraus kann, ſtelle er ſich wie er wolle, ſo mag man unſere Zeilen als Ergänzung des Bildes von fremder Hand betrachten, welches die eigene ſo muſterhaft zu ſkizziren wußte.

Ich habe oben dieſe krankhaften Zuſtände nicht bloß hemmend, ſondern überhaupt beſtimmend genannt; und in der That, wenn es im Allgemeinen wahr iſt, daß Fehler ſo gut wie Tugenden zum Ganzen eines Menſchen gehören, ſo tritt hier insbeſondere der Fall ein, daß wir uns eben die ſchönſten, merkwürdigſten und eigenſten Vorzüge Rahel's nicht ohne ihre Mängel, nicht ohne ihre Krankheit denken können. Ihre penetranteſten Ausſprüche, ihre, wie Blitzſtrahlen ſternenloſe Nächte aufhellenden Seherworte, ihre tiefſten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unſeres Herzens ertönen machen, — was ſind ſie anders, als Divinationen einer Clairvoyante? Nicht einer eiſernen Kette von Schlüſſen entgliedert, ſondern Blüten und Früchte, dem Wunderbaum erhöhten Gemüths- und Nervenlebens im Zauber des Augenblicks entwachſen. Ich fürchte, für manchen meiner Leſer hier ſeltſam und myſtiſch zu werden, und breche deßhalb ab. Das Geſagte reicht hin, ihre Zuſtände zu beleuchten; und wer die angedeuteten Wege verfolgt, wird mehr inne werden, als ich ſagen konnte; wird in dem Wechſelwirken einer zart organiſirten Natur,

eines frühreifen Geiſtes und ſchmerzenreicher Jahre, leicht auch die Wurzelfaſern jener ſchönen Religioſität finden, welche Rahel's eigenſtes Lebensergebniß, und worin ſie Virtuoſin war.

Aus den, im Allgemeinen über eine ſo denkwürdige Erſcheinung angeſtellten Reflexionen, wird ſich ſofort manche Einzelnheit, die, aus dem Ganzen geriſſen, räthſelhaft daſteht, erklären laſſen. Ihr Verſtändniß, z. B. Goethe's, tief und lebendig wie es iſt, iſt doch kein ſolches, wie man es dem Philoſophen, dem Naturforſcher zuſchreibt, wenn er ein Gegebenes aus ſeinen nothwendigen Bedingungen, in ſeinen nothwendigen Folgen, begreift; es iſt eher eine Sympathie, als eine Einſicht zu nennen. Sie faßt das einzelnſte, das gelegentlichſte, bedingteſte, flüchtigſte ſeiner Worte auf, und weiß — man darf nicht ſagen: etwas unterzulegen, ſondern — das Lebendige darin dergeſtalt herauszufühlen, daß den, der mit ihr zu fühlen geeignet iſt, ein Staunen überfällt, welche Fülle des Erlebten ein ächtes Dichterwort in ſich ſchließt. Selbſt die abgeſchloſſenſten Philoſophen, einen Spinoza, den „ehrlichen, unperſönlichen, ſtillen, milden Denker," von dem ſie aber gerade das wunderbarſte und zugleich praktiſcheſte Kapitel de affectibus „ennuyirt," St. Martin, Fichte, „ihren Herrn und Meiſter," nimmt ſie ſo bei einem Ende des Fadens auf, entwickelt mit glücklichem Takt Reſultate aus dem Knäuel, und ſo geſchieht es, daß, indem ſie Jedem das Erlebte nachlebt, in ihr die ſeparateſten Anſichten und Kredo's ſich vertragen. Denn freilich liegt in jeder konſequenten philoſophiſchen Doktrin etwas Aechtes, das zum

Höchſten führt: nämlich die Prozedur des menſchlichen Denkvermögens. Rahel weiß nichts von der Unverträglichkeit jener drei erwähnten Konfeſſionen; ſie weiß nur, daß alle der Einen Sonne zuſtreben, die ihren Strahl auf alle herabſendet.

Wenn wir nun dieſen Geſichtspunkt feſthalten, ſo werden wir billiger gegen ihr nicht ſelten befremdendes Urtheil über Schriftſteller und öffentliche Charaktere, mit dem man durchaus nicht übereinzuſtimmen vermag; ſelbſt über ihren Goethe, den ſie nicht immer völlig erräth: man begreift ihre eigene Verwunderung über das, was ihr an manchem ihrer Lieblinge unbegreiflich erſcheint, weil ſie das Woher und das Wozu vergißt. Dahin zähle ich ihre Kritiken über die Novelle vom Prokurator und der jungen Frau in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, die der Erzähler vorzugsweiſe „moraliſch" nennt; über Hoffmann's Fräulein von Scuderi; über Walter Scott; wohl auch über die Briefe eines Verſtorbenen; und ſo manches andere; dahin ihr Staunen über Novalis Nichtverſtehen Wilhelm Meiſters u. dgl. m.

Ein dem Leſer ſehr zu Hilfe kommendes Beiſpiel von der Art, wie ſie über ſich ſelbſt raiſonnirt, iſt die Vergleichung, die ſie zwiſchen ſich und der Frau v. Staël anſtellte: „Sie war gutmüthig und haßte Affektation, oder vielmehr: die ennuyirte ſie zu Tod; und Ennui war ihr Aergſtes; dies iſt auch mein Aergſtes; ſonſt vergeben wir viel. Die armen Menſchen! ſag' ich immer; pauvre nature humaine! ſagt ſie; aber wir ſind ſehr verſchieden. Sie hat Talent, ich nicht. Wenn ich auch Bücher machte,

ſo ſchrieb ich nicht.... Sie vergriff ſich ſonſt in Schätzung der Sentiments; und das ſah aus wie Affektation in ihren Büchern; ſo etwas that ich auch in der früheſten Jugend nicht."

Zu ihrer Selbſtbeobachtung gehört es, daß ſie häufig am Eingange ihrer Briefe die Witterung und andere äußere Umſtände, die während des Schreibens Statt fanden, zu ſchildern ſucht. Sie will damit ihre ganze Situation, und die durch ſie erregte Stimmung dem Empfänger vor die Seele bringen; ſich als einen Komplex beſtimmter Wirkungen heterogener und gleichnamiger Elemente naturgeſchichtlich darſtellen. Aber nicht bei der unfruchtbaren Beſchauung deſſen, was nicht in des Menſchen Willkür gegeben iſt, blieb ſie ſtehen; ſondern ſie hörte nicht auf, wie ſie es nennt, „an ſich zu zimmern", — was ihr in den Stunden bitterer Prüfung, die ihr ſo zahlreich beſchieden waren, heilſame Labungen bereitete. So kennt ſie auch die in ihren krankhaften Zuſtänden begründete Unmöglichkeit, ein Ganzes friſch in ſich aufzunehmen, treu zu hegen, und mit ſtiller Ausdauer zu vollenden. Es war wohl dieſe Erkenntniß, die ſie bewog, wiederholten dringenden Aufforderungen zur Ausarbeitung irgend eines gegliederten Werkes zu widerſtehen. Zur poetiſchen Hervorbringung, der lyriſchen zumal, war ſie übrigens befähigt genug, und obendrein getrieben. Nicht aus den eingeſtreuten Verſen und gelegenheitlichen Gedichtchen, die höchſt ungelenkſam ſind, iſt dieß zu ſchließen, ſondern aus ihrer Individualität und einzelnen Flügen ihrer Phantaſie. Statt jeder weitern Erörterung folgende Zeilen, die ſie zu einem

ausgeſchnittenen Bildchen ſchrieb: „In milder Nacht, bei hellem Mond und ſanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüſtern, was ſie bei Tag verſchwiegen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verſpätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt, ſtill eine Biene einholt, was ſie Tags im Kelche laſſen mußte der Schlaf die Welt gefangen hält und befreit, Weſte nur leiſe ſich und ſchmeichelnd zu den Aeſten wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräſer und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen, das ganze Thal ein Feſt der Sehnſucht und der Ruh', ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: fehlt nichts als eines lieben Mädchens Gegenwart; ihr Aug' und ihre Bruſt, dieß Feſt zu überſchau'n und zu empfinden; und was dem ſchönen Kinde nun noch mangelt, wird ſie im Liedeston uns nun berichten." — So denkt, ſo wünſcht man ſich weibliche Dichtungen. Dieſes liebevolle Eingehen in das heilige Stillleben der Natur, mit der Fertigkeit, die Fäden dieſes Lebens durch angemeſſenen Ausdruck mit denen des menſchlichen zu einem ſchönen Bilde zu verweben: iſt Grundbedingung zur Lyrik. Auch an Betrachtungen über das Weſen der dichteriſchen Produktion ließ ſie es — wie man denken kann — nicht fehlen. „Wechſel zwiſchen Bewußtſein und Nichtbewußtſein", ſagt ſie, „macht den Dichter, wie er den Menſchen macht;" — und: „der Dichter brauche ſeine Stimmung, wie der Bildhauer den Marmor;" und ſo iſt ihr der poetiſche Zuſtand ein fruchtbares Gleichniß des menſchlichen. Vortrefflich unterſcheidet ſie die „Beſchreibung" als ſubjektiv von der objektiven „Darſtellung",

und weiß mit Geſchmack und Schärfe einzelne Schönheiten der Dichter zu deuten.

Wenn ſie häufig Bücher wie Menſchen überſchätzt, ſo hat ſie dieß mit allen Beſſern gemein, und es hat ſeinen Grund in der Schönheit ihres Gemüthes, deſſen Spiegel reinigt und verklärt. Und hier wäre es am Orte, über das, was Rahel eigentlich war, über die ſittliche Würde ihres Charakters, den Kern und Gehalt ihres Lebens etwas beizubringen, wenn nicht alles Vorhergehende, wie Radien aus einer Peripherie, nur nach dieſem Zentrum hinwieſe; wenn nicht die Erzählungen und Zeugniſſe ihres Gatten und Anderer ihren Wandel als würdig und ſegenvoll darzuſtellen genügten; wenn endlich nicht jedes Wort über den eigentlichen und innerſten Werth eines Menſchen ein überflüſſiges, ungenügendes, ja entheiligendes Zeichen deſſen wäre, was nicht auszuſprechen, und nur durch Schweigen genugſam zu ehren iſt.

Doch fehlt es in ihren Briefen auch nicht an Ausſprüchen, welche in bedeutungsvoller Kürze die tiefſten Geheimniſſe einer ſchönen Seele wie die reifſten Früchte eines langen, der Menſchheit liebevoll geweihten Nachdenkens, den Gleichgeſinnten erblicken laſſen. „Jeder trägt ſein Schickſal in ſich: Wünſche nach Dingen, ohne die er nicht weiter leben kann; ..... So lange wir nicht auch das Unrecht, was uns geſchieht, für Recht halten, ſind wir noch ohne Dämmerung; ..... Einſicht macht uns Menſchen zu Sklaven der Pflicht; ..... Handeln iſt an und für ſich ſittlich; da hebt es an; ..... Billigkeit, Haß, Liebe wird geübt, aber keine Gerechtigkeit; ..... Man

hat ſich nicht, wenn man ſich nicht ſtreng faßt; ..... Was in der Welt iſt liebenswürdiger und glücklicher als eine aufgeſchloſſene Seele für Alles, was Menſchen betreffen kann? ..... Es gilt in allen Fächern, Handlungs- und Gedankenkreiſen um dieſelbe Sittlichkeit. Wahrheit oder Nicht-Wahrheit; die lieben iſt ſittlich ſein; ſie zu finden wiſſen, Verſtand haben, — der Vernunft folgen; und niemals darin ermüden: iſt der höchſte Bund." — In dieſen Ueberzeugungen blickt ſie auf ihr Leben zurück; das Hochgefühl ihres eigenen Werthes geht ihr auf, und eine tröſtliche, einzige, unentreißbare Empfindung beruhigt ihr Gemüth, wenn ſie die Zeilen niederſchreibt: „Beim Schlimmſten, beim Tode ſelbſt — laß uns denken, daß wir zu den Edelſten gehörten, und mit offenen Augen lebten."

Mit offenen Augen ſieht ſie ihre Zeit an, ihr Berlin; ihre Bücher, ihre Menſchen, ihre Leiden; und, wie ſie, vor und mit den Beſten ihres Volkes Goethen zu würdigen weiß, ſo ſpricht ſie ſich gründlich und frei über alles aus; und oft genug haben Erfolg und Nachwelt das Siegel auf ihre Orakel und Prophezeihungen gedrückt. Die Urtheile über Tieck's Phantaſus (zu jener Zeit), manches über Jean Paul und Schiller, über Frd. v. Schlegel, Schleiermacher (im J. 1816) über Madame Staël, über Thiers (prophetiſch) und wie viele politiſche Reflexionen und ſibylliniſche Blätter wären hieher zu zählen! Durch dieſe Schärfe und Tiefe ihres Blickes macht ſie uns, wenn er in den Kreis ihrer Freunde fällt, denn auch mit mancher anziehenden oder inſtruktiven Perſönlich-

keit bekannt, die, wie Fr. v. F. unſere Neigung, wie Alexander von der Marwitz unſere Achtung zu erwerben verdient.

Das Bildniß der Verewigten iſt dem erſten Bande mitgegeben, nebſt einem Fakſimile. Jenes drückt den Kampf zwiſchen Krankheit und angeborner Heiterkeit und Stärke, die bedeutende Miſchung von liebevollem Ernſt und freiem, klarem Spott, das Mitgegebene und geſellig Erworbene, ſehr wohl aus, und möchte demgemäß als ähnlich anzuſprechen ſein. Dieſes iſt ein Denkſpruch aus dem Lieblings-Myſtiker Rahel's, dem Dichter des „cherubiniſchen Wandersmannes," — ein Spruch, deſſen Anwendbarkeit auf ſie ſelbſt alsbald in die Augen fällt. Daß ihr die Myſtiker überhaupt zuſagen, indem ſie jedes Bedürfniß des menſchlichen Gemüthes mit ahnungsvollen Klängen beſchwichtigen, wird Jeder, der unſere Zeilen einiger Aufmerkſamkeit werth fand, natürlich finden.

So gewährt uns denn dieſe merkwürdige Briefſammlung von Neuem die Ueberzeugung, daß, unabhängig vom Einfluſſe geſchlechtlicher Verhältniſſe, wenn gleich durch ſie eigenthümlich gefärbt, ſich die Blüte veredelter Menſchheit, — ſo wie, unabhängig von geſellſchaftlichen Einwirkungen und Doktrinen, in der Stille eines gereinigten Gemüthes, ſich das Gefühl und die Einſicht der höchſten menſchlichen Intereſſen entfalten könne. Wenn jeder Einzelne, mit ſtrenger Beharrlichkeit, wie dieſe Frau, über ſich wachend, dieſe Pfade ginge, ſo würden alle auf dem Gipfel zuſammentreffen, und das Ganze würde den unvergänglichen Segen der ſchmerzlichen Bemühungen empfinden.

2.

Wenn wir, zu eigener Förderung, Rahel's originelle Lebens- und Bildungswege zu verfolgen unternahmen, so haben wir die Gelegenheit dankbar anzuerkennen, welche uns Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde gewährt: das Gefühl der Ehrfurcht öffentlich auszusprechen.

Es tritt hier etwas an's Licht des Tages, was, in geweihten Nächten aufgeblüht, dem Geheimniß angehört, aus dem es geboren, und in das es sich zu verhüllen gewohnt ist, seit es unter den Menschen sich entfaltete. Da es sich nun einmal hervorwagt, so sind wir aufgefordert, es zu begrüßen; mehr aber kann man nicht von uns verlangen. Zu beurtheilen ist da schon gar nichts. nicht einmal darzustellen, kaum zu vermitteln; zu vernehmen ist, wo möglich in sich aufzunehmen, zu genießen; wo nicht, mit Achtung und stiller Verneinung abzulehnen. Ein Rezensent, im gemeinen Sinne des Wortes, diesem Phänomene gegenüber, würde recht eigentlich den asinus ad lyram darstellen. Es wäre, als ob man Gewitter, Schmerzen, Genüsse und Blüten rezensiren wollte. „Wer mich kennt, wer mich fühlt — ruft uns Bettina im Tagebuch zu — will nicht urtheilen. Wie die Sonne freundlich mit ihren Streiflichtern auf Deinem Antlitz spielt, so spielt die Liebe, die Laune mir am Herzen; und wen ich liebe, dem bringt es Ehre; ... Du hörtest mir zu, und ließest die Andern den Verstand haben, sich meiner Narrheit zu entsetzen ... Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes! ihr stört einander nicht: die

eine jauchzt Muſik, der andere lieſt den Text.“ — Mit fortgeriſſen von den Wogen dieſer Begeiſterungen, ſetze ich, nicht ohne ein ſchmerzliches Widerſtreben, den Kiel auf's Blatt, um da Gränzen hinzuzeichnen, wo keine ſind. Wir nennen es ordnen, und müſſen es einmal thun, wenn wir nach unſerer Weiſe uns über etwas klar dünken wollen.

Weil ich aber gleich Anfangs von einer Parallele ausgegangen bin, ſo will ich ſie weiter fort-, ja gänzlich durchführen. Vielleicht, daß ſie uns weiter hilft, als die einſeitige Reflexion über eine abgeſchloſſene Natur.

Rahel und Bettina ſind weibliche Charaktere des höchſten Genre; beide wurzeln tief in dem Lebenselemente, das unſer Jahrhundert bietet; beide denken und fühlen rein, eigen und groß; beide fallen in der Verehrung Goethe's zuſammen; beide gelangen merkwürdig zu gleichen Reſultaten, welches wir ſpäter im Einzelnen nachzuweiſen gedenken; und doch ſind ſich beide ſo völlig, als es nur unter ſolchen Verhältniſſen denkbar iſt, entgegengeſetzt. Rahel iſt das exquiſiteſte Kunſtprodukt, welches durch ſeine Vollendung in den Kreis der Natur wieder zurückkehrt; Bettina iſt reines Naturprodukt, welches die Vollendung urſprünglich in ſich hat, und auszuſprechen ſtrebt; Rahel iſt krank, und aus dieſer Krankheit ſetzt ihre Geiſteskraft die wunderbaren Perlen ab; Bettina iſt geſund, und dieſe Geſundheit reift überquellend duftige Blüten und ſaftige Früchte in ihr, die ſie ſelbſt mit liebevoller Andacht bewundert und genießt; bei Rahel überwiegt Intelligenz, angeboren, und entwickelt durch geſellſchaftlichen Verkehr, in dem ſie lebt und webt, und allein

Befriedigung findet; bei Bettina waltet das Gemüth vor, gehegt in ſtiller Einſamkeit, worin einzig das Höchſte zur freien Geſtaltung kommt; Rahel ſucht Goethe's Geiſt zu faſſen, aus jedem Worte zu ſaugen, in ſich zu verwandeln; ſie hat es mit dem Dichter, dem Weiſen zu thun; Bettina gibt ſich der Einwirkung ſeines Gemüthes liebend hin; ſie ſucht ſich in ihn zu verwandeln; ihr iſt er die Sonne ihres Blühens: Er, nicht ſeine Werke, zu denen ſie eher in einem oft feindlichen Verhältniſſe ſteht; Rahel's Ausdruck iſt originell, kurz, expreſſiv, pointirt, zerriſſen, geiſtreich, unſchön; Bettina's Sprache fließt, ein Wohllautſtrom des Gefühls, im Abendlicht der Liebe hin, und iſt wahrhaft ſchön; Rahel's Sphäre iſt breit und tief, Bettina's Richtung tief und hoch; die Philoſophie Beider iſt idealiſtiſch, weil ſie weiblich iſt, und nähert ſich der Denkart Fichte's; nur bei Rahel mit einer realiſtiſchen Hinneigung zu Spinoza, bei Bettina mit einem Verwandtſchaftszug gegen Platon-Jacobi hin; und während Rahel, gewohnt, „an ſich zu zimmern," nach erſchütternden Wehen und herben Läuterungen uns die Schöpfung ihrer ſelbſt darſtellt, begnügt ſich Bettina, dem geheimnißvollen Walten eines höhern Geiſtes in ſich zu lauſchen, als deſſen geheiligtes Organ ſie ſich ſelbſt, — als deſſen myſtiſches Heraustreten und Rückkehren in ſich, ſie mit Religion ihr ganzes Leben betrachtet.

Wer dieſer Vergleichung mit einiger Theilnahme gefolgt iſt, wird nun lieber das Einzelne durchgehen und ſehen, in wie fern ſie uns dabei fördert, in wie fern ſie ſich dabei bekräftigt. Das Ganze beginnt mit einer Kor-

reſpondenz zwiſchen Bettina und Goethe's Mutter, der Frau Rath. Dieſe treffliche Frau, die wir hier zur Befriedigung unſeres Herzens kennen lernen, bildet, hiſtoriſch und dem Charakter nach, die Mittlerin zwiſchen dem Dichter und dem Kinde. Ihre mütterliche Liebe hält ihr den Spiegel vor, in welchem ihr Bettinens ideale Leidenſchaft erkennbar wird; und wie ſie ihrem Sohne an praktiſchem Sinne, ruhigem Behagen, kräftiger Seelengeſundheit und Freude an Ordnung und Geſetztheit näher ſteht, ſo zieht ſie das ächt weibliche, zarte Gemüth, der freundliche Kinderſinn, „die Luſt zu fabuliren," zu Bettinen hin, die ihr mit der Zeit unſchätzbar und völlig unentbehrlich wird. Nichts kann ſie in dem Glauben an das ſchöne Herz irre machen, das ſich ihr aufgethan, das ſich an das ihre geſchmiegt; man konnte ihr nicht weißmachen, daß Bettina falſch gegen ſie ſei. „Der iſt falſch" — ſagte ſie — „der mir meine Luſt an ihr verderben will" (II.). Sie wünſcht ihre junge Freundin, einzig um dieſer willen, beruhigter, geſetzter, ſich den Kreiſen des täglichen Lebens bequemender, indem ſie für die Harmonie ihres Innern bei ſteter Aufregung beſorgt iſt. „Das kann ich nicht von Dir leiden" — ſchreibt ſie in dieſem Sinne — „daß Du die Nächte verſchreibſt, und nicht verſchläfſt; das macht Dich melancholiſch und empfindſam. Mein Sohn hat geſagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht d'raus gemacht. Der Menſch wird begraben in geweihter Erd'; ſo ſoll man auch große und ſeltene Begebenheiten begraben in einen ſchönen Sarg der Erinnerung, an den

ein jeder hintreten kann und deſſen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang geſagt, wie er den Werther geſchrieben hat" (I.). Und wieder ſchreibt ſie: „Ich ſag' Dir noch einmal: alles in Ordnung! und ſchreib' ordentliche Briefe. in denen was zu leſen ſteht. Dummes Zeug nach Weimar ſchreiben! ſchreib', was euch begegnet; alles ordentlich hintereinander" (I.). Nichts deſtoweniger ſucht und weiß die gemüthvolle Frau mit des Mädchens Wunderwelt nach ihrer Weiſe fertig zu werden; und wenn ſie ihr in der ſublunaren keinen Platz anzuweiſen findet, ſo gönnt ſie ihr gerne das Himmelreich: „Wenn's nur auch wahr iſt, daß Du das alles geſehen haſt!" antwortet ſie auf die Beſchreibung alterthümlicher Kunſtwerke, die ihr Bettina zuſendet; denn ſie traut der ſchwärmenden Phantaſie nicht recht; gleich aber verbeſſert ſie ſich: „Ja, Du haſt! ſolche Sachen, die man im Kopf ſieht, die ſind auch da, und gehören in's himmliſche Reich, wo nichts einen Körper hat, ſondern nur alles im Geiſt da iſt" (I.). „Gott habe geſagt: es werde!" pflegte ſie zu ſagen — „und habe dadurch die Welt erſchaffen: eben ſo ſei dem Menſchen dieſe Kraft eingeboren: was er im Geiſte erfinde, das werde im Himmel erſchaffen. Der Menſch baue ſich ſeinen Himmel ſelbſt" (II.). Man ſieht, die Verwandtſchaft war größer, als es auf den erſten Blick ſcheinen mochte, und das mit dem „dummen Zeug" war ſo ernſthaft nicht gemeint. Die liebe Mutter läßt Jeden gelten, wenn er nur ächt und folgerichtig erſcheint. „Wer der Stimme in ſeiner Bruſt folgt" — ſo lautet ihr Kredo — „der wird ſeine Beſtimmung nicht verfehlen; dem

wächſt ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, ... und Religion, die ihm nicht im Weg iſt, ſondern ſeiner Natur angemeſſen" (II.). Eine ſolche Anſicht führt herrlich über die Proſa des Werktages heraus, und lehrt eine wackere Frankfurter Bürgerin — trotz aller Baſen, Muhmen, Schöppen und Räthe: „daß die Poeſie dazu da ſei, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philiſterthums zu retten" (II.) Gewiß iſt es dieſer Theil des ganzen Briefwechſels, der durch Laune, herzliche Fröhlichkeit, gemüthliche Tiefe beſonders anſpricht; wie er nebenbei über Goethe's Naturell manchen erhellenden Aufſchluß gibt, und auf das Folgende ſchön vorbereitet.

Nun beginnen die Briefe an Goethe. Und hier iſt es, wo wir uns beſcheiden müſſen, paſſiv zu bleiben, und Jeder, nach ſeinem Kreiſe des Denkens und Fühlens, ſich dieſe Wunder anzueignen hat. Hier ward ein Himmliſches zur Welt geboren; das können wir nicht palpabel machen; nur wer das Verwandte, das Gleiche erlebt hat, mag es ſich im Stillen, zu ewigem Labſal, wiederholen. Genug es war, es iſt. Dieſen Stempel hat es ſiegreich an der Stirne, und legt ein Zeugniß ab für die allwaltende Macht des Geiſtes. Das Heliotrop öffnet ſein gläubiges Auge dem heiligen Geſtirn, duftet und ſproßt und blüht ihm entgegen; und das iſt ſein Leben. Und Hyperion? Er neigt ſich herab zur Blume, entwickelt ihre Farbe, ihr ſtilles Wachsthum, ihre Düfte, erwärmt und erhellt ſie wohlthätig, und erfreut ſich ihres liebenden Kultus, indem er ſie durchleuchtet, ohne ſie zu begreifen. So

verhielt ſich der ſinnende Dichter zu dieſer Liebe, ſo legte er auch dieſes höchſte Phänomen zu ſo vielen irdiſchen, bedeutenden, die er nach ſeiner Weiſe gelten ließ, und durch Aufſchluß, Darſtellung oder Liebe zu deuten ſuchte.

Wenn wir bei Rahel an ſogenannte magnetiſche Wirkſamkeiten uns gemahnt fühlten, ſo ſehen wir uns hier noch magiſcher in eine Sphäre waltender Naturkräfte fortgezogen. Im Jahre 1807, als Bettina, damals 13 Jahre alt, zum erſtenmale vor ihm ſtand, da erblaßte ſie und zitterte; aber an ſeiner Bruſt, von ſeinen Armen umſchloſſen, kam ſie zu ſo ſeliger Ruhe, daß ihr die Augenlider zufielen, und ſie einſchlief. (Tageb). — Von nun an war die Schale geſprungen, und der Kern ihres Lebens lag enthüllt. Immer reiner, geiſtiger bildete ſich Bettina's Seele zum Gefäß einer myſtiſchen Liebe, in das ſich von oben das Manna kindlicher Weisheit ſenkte. Zum Freund, wie zur Kaaba hingewendet, verrichtete ſie das Gebet ihres Daſeins. „Ich gelobe es — ſprach ſie — dasjenige, was, von der äußern Welt unberührt, in mir vorgeht, heimlich und gewiſſenhaft demjenigen darzulegen, der ſo gern Theil an mir nimmt, und deſſen umfaſſende Kraft den jungen Keimen meiner Bruſt Fülle befruchtender Nahrung verſpricht.“ Und als dieß Verſprechen in Erfüllung ging, als es in ihr blühte und wogte, da ſtaunte ſie ſelbſt, und ſchrieb: „Es iſt ein groß Geheimniß der Liebe, dieß immerwährende Umfaſſen Deiner Seele mit meinem Geiſt; und es mag wohl manches daraus entſtehen, was keiner ahnt“ (Tageb.). — Nicht um Erwiederung war es ihr zu thun; ihr genügte es, eine heilige

Richtung zu ihm zu haben, ungeſtört, ob aufgenommen oder verläugnet (Tageb.). Ja, wenn ſie zu fühlen glaubt, ihrer Begeiſterung werde nicht ſo geantwortet, als ſie es in ſchönen Stunden träumt, ſo irrt es ſie nicht; „war ich denn je verſtanden?“ frägt ſie — „warum will ich verſtanden ſein? Alles iſt Geheimniß;.... Du mich empfinden? wer biſt Du, daß ich's von Dir verlangen muß?“ (Tageb.) Von ihrer Seite aber ſoll kein Dunkel walten; ihm ſoll nichts in ihr, was ſie deuten kann, Räthſel bleiben; und man kann wohl kein rührenderes Bild ſchuldlos-reiner Hingebung malen, als ſie es in dieſen Zügen thut: „Ich glaube, daß es die Aufgabe der Liebe iſt, zwiſchen Freunden das Räthſel zu löſen; ſo daß ein jeder ſeine tiefere Natur erſt durch und in dem Freunde kennen lernt.... Darum möcht' ich auch nicht falſch ſein; lieber möcht' ich's dulden, daß alle Fehler und Schwächen von Dir gewußt wären, als Dir einen falſchen Begriff von mir geben: weil dann Deine Liebe nicht mit mir beſchäftigt wäre, ſondern mit einem Wahnbilde, das ich Dir untergeſchoben hätte.“ Gewiß, hier kann weiter keine Mißdeutung, nur ein Nichtverſtändniß Statt finden. Sie hat in Goethe das Höchſte geliebt, in dieſer Liebe das Höchſte gefunden. In ihrem Strahle hellt ſich ihr das Dunkel des Lebens auf, vergeiſtigt ſich ihr die Natur; dieſe Liebe iſt ihr Talent, ihre Kunſt, ihre Wiſſenſchaft, ihre Philoſophie. Um dieſes Zentrum kreiſt ihre Betrachtung; ſie kann ſich's nicht klar genug machen; und wie alles Denken, das von einem lebendigen Punkte ausgeht, ſich in's Unendliche ſteigert, und ſtufenweiſe zum Höchſten leitet, ſo ergeht es

auch ihr. „Natur empfindet ſich ſelig im Geiſt des Menſchen: Das iſt meine Liebe zu Dir; der Menſchengeiſt erkennt dieſe Seligkeit: Das iſt Deine Liebe zu mir; geheimnißvolle Frage und unentbehrliche Antwort;“ ſo ſtrebt ſie das Verhältniß auszuſprechen; ſo, und auf hundert andere Weiſen, die alle Eines ſagen: ihr ganzes Dichten und Reden beſteht nur aus Variationen über das Thema der Liebe. Mag man ſolche Ergießungen immer Schwärmerei nennen: ſie beruhen auf dem Glauben; ſie fühlt, ſie weiß es. „Wenn ich zweifle und nicht glaube, ſo verfliegt mir auch Dein ſchönes Andenken, und ich habe nichts“ (II.); — aber welches Große und Schöne beruht nicht auf dem Glauben? Das Weſentliche des Daſeins iſt Glaube; durch ihn allein kündet dem Sterblichen eine höhere Macht ihre Gegenwart an, wenn ihm die Liebe entgegenkommt, und ſo erwächſt uns die Seligkeit. „Ich weiß ein Geheimniß — lispelt Bettina; wenn zwei mit einander ſind, und der göttliche Genius waltet zwiſchen ihnen, das iſt das höchſte Glück“ (I.). So offenbart die Weisheit ſich dem liebenden Gemüthe, die Kraft, wie die Schönheit; und wenn man ſich verwundert, daß ſie den ſechzigjährigen Goethe ſchön nenne, erwidert ſie: „Schönheit iſt ein von der Gemeinheit abgeſchloſſenes Daſein; ſie verwelkt nicht, ſie löſt ſich nur vom Stamm, der ihre Blüte trug; aber ihre Blüte ſinkt nicht in den Staub: ſie iſt beflügelt und ſteigt himmelan“ (Tageb.). So baut ſich Platon's göttliche Ideenwelt hier von Neuem in dem jungfräulichen Gemüthe eines Mädchens auf; wir vernehmen die herrlichen Orakel und ſtaunen. Niemand jedoch

wird ſie verſtehen, dem der Boden für dieſe Keime gebricht, dem dieſe Worte leerer Schall ohne Körper ſind; wem ſie aber lebendige Früchte bieten, die er zu genießen fähig iſt, ſtatt ſich bloß an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der iſt gewiß glücklich zu nennen; denn ihm hat das Leben ſchöne und große Ergebniſſe geboten: er iſt kraft des Geiſtes, der in uns lebt, denjenigen, in und aus dem alles lebt, gewahr worden, und verſteht nun fremde Offenbarung aus eigener. Es koſtet ein Ringen, das Leben des Lebens zu erfaſſen; dann aber ſchwinden die Zweifel und der Menſch iſt frei. Allein die Meiſten wollen lieber dunkel angeweht, als lebendig ergriffen ſein; unter dem Bann eines Zaubers gefallen ſie ſich, der ihre Kraft gefeſſelt hält, um nur nicht Mühe und Entſchluß aufbieten zu müſſen. Hier hat ein weibliches Gemüth, zum neuen Beweiſe, daß das Höchſte keines Geſchlechtes iſt, ſo Herrliches geleiſtet; was man ſich gewöhnt hat, als hergebrachte leer ſchrillende Phraſe gleichgiltig zu überhören: hier wird es wieder wahr, und der Zweifel verliert ſich freudig in der erneuten erquickenden Gewißheit: daß es Liebe und Leben gebe. Daß Bettinen bei ſolcher Liebesweisheit vor Allem der Geliebte klar ward, bis zu einem Grade, wohin der grübelnde pſychologiſche Verſtand nicht langt, wird ſich denken laſſen; und in der That ſpricht ſie über Goethe Worte, wie ſie Niemand ſprach. „Wahrlich, Du biſt Deines Glückes Schmied, der es mit kühnem, kräftigem Schlag eines Helden zurecht ſchmiedet; was Dir auch begegne, es muß ſich fügen, die Form auszufüllen, die Dein Glück bedarf;

der Schmerz ſelbſt ..... wird ein Stachel für Deine Begeiſterung (Tageb)..... Die Dir am nächſten zu ſtehen behaupten, die werden am meiſten Dich verläugnen; ich ſeh' in die Zukunft, da ſie rufen werden: „ſteiniget ihn!" Hierüber kann ich mir, leider! den Kommentar erſparen. — Bei dieſem Bewußtſein, wie ganz ſie ihn hat und durchdringt, wird man eine eiferſüchtige Bewegung dieſes Vorrechtes wohl natürlich finden; ſie will es nicht, ſie gibt es nicht zu, daß Jemand Goethen näher ſei als ſie; daß man ihn lobe, daß man ihm ſchmeichle; man höre, was ſie über Frau von Staël ſagt, als dieſe in Weimar ſich aufhielt. Wir haben die Parallele mitgetheilt, welche Rahel zwiſchen jener celebren Frau und ſich zog; um ſo mehr wird nun Folgendes intereſſiren: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau iſt was Kurioſes; keine andere kann ſich mit ihr meſſen; ſie iſt wie Branntwein; mit dem kann ſich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht iſt. So Branntwein bitzelt auf der Zunge, und ſteigt in den Kopf; das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen iſt mir doch lieber; den ſäet der Säemann in die gelockerte Erd'; die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren; da gibt's zuletzt noch ein luſtig Erntefeſt; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn ſein, als eine berühmte Frau; und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre." Sogar mit den Geſchöpfen in ihres Freun-

des Dichtungen eifert ſie; ſie fühlt ſich reiner, beſſer als jene alle — und da mag ihr denn Manches entſchlüpfen, was der Dichter gewiß ihrem ſchönen Herzen zu vergeben gewußt hat. Im Vorbeigehen kann ich aber doch nicht umhin, des Mißfallens an Wilhelm Meiſter zu gedenken. Daß es doch bei ſo vielen Verſtändigen und Edelgeſinnten Statt hat! Ich will von Novalis nichts ſagen, der in einer zarten Traum- und Mährchenwelt mehr als billig gefangen war; aber Bettina! hat denn der Dichter den Kern in eine gar zu ſüße, vielblätterige Schale gewickelt, daß ſich alle Zähne in ſie verbeißen? ſind denn die Anfänge das Werk? die Komödianten deſſen Helden? und geht Natalien auch nur ein Schmetterlingsſtäubchen von Pſyche's Flügel ab? Hier iſt nicht der Ort, darüber breit zu werden; aber Bettina hätte die heilige Verwandtſchaft fühlen ſollen zwiſchen dem „Nie oder immer lieben" Nataliens und dem Ruf ihrer eigenen Seele! hier war nichts zu eifern, hier war einzugehen. Herrlich aber, — denn ſie ſpricht da von ihrer Wiſſenſchaft, der idealen Liebe, — ſpricht ſie über die Wahlverwandtſchaften, ſo daß Goethe ihr ſeine dankbare Anerkennung nicht verſagen kann (II.). Sei hier auch erwähnt, daß wir Goethe's Sonette und gar manches Lied aus dem Divan Bettinen verdanken; jene nämlich hat eigentlich ſie gemacht und Goethe überſetzt, dieſe ſind unſerem Verhältniſſe entquollen.

Man kann ſich denken, wie ſich der beſonnene Dichter nur allmälig in dieſen Tanz jugendlicher Begeiſterungen zu fügen wußte, den ihm die Prieſterin des himmliſchen Eros vortanzte. „Die beſten Stunden", ſchreibt er

ihr, „benütze ich dazu, um näher mit den Schätzen Deiner Briefe vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektriſchen Schläge Deiner Begeiſterungen auszubalten. In dieſem Augenblicke habe ich kaum die Hälfte Deines Briefes geleſen, und bin zu bewegt, um fortzufahren" (I.). „Bleib' mir nur auch hübſch bei der Stange und gebe nicht zu ſehr in's Blaue;.... ein bischen mehr Ordnung in Deinen Anſichten könnte uns beiden von Nutzen ſein." (I. Hier glaubt man die Frau Rath ſprechen zu hören.) ....„Man gibt ſich ſo gern dem Eindruck Deiner Briefe hin, ſelbſt wenn es Täuſchung wäre; denn wer vermag bei wachen Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen am beſten thut" (II.). Das iſt ihr denn freilich nicht nach dem Herzen geredet; und kühn, im Gefühle, daß das Beſte, was ihrem Innern entquillt, nicht Täuſchung ſei, ſcheut ſie ſich nicht zu antworten: „Der Mutter hab' ich gar nicht geſagt, daß Du geſchrieben hatteſt: ich hätte mich geſchämt, wenn ich ihr dieſen Perrückenſtyl hätte vortragen müſſen" (I.). .... „Zuletzt haſt Du ein Dompfaffenſtückchen dran gehängt von beſonderer Theilnahme; allein ich laſſe mir nichts weiß machen; das war nach der alten Drehorgel gepfiffen" (II.). Aber von Tag zu Tag werther wird dem alles anerkennenden Weiſen dieſe tiefe, mit all' ihren zarten aber ewigen Kräften ihm zugewendete Natur; er bekennt: „Mein liebes Kind! ich klage mich an, daß ich Dir nicht früher ein Zeichen gegeben, wie genußreich und erquickend es mir iſt, das reiche Leben Deines Herzens überſchauen zu dürfen. Wenn es auch ein Mangel in mir

iſt, daß ich Dir nur wenig ſagen kann, ſo iſt es Mangel an Faſſung über alles, was Du mir gibſt. Ich ſchreibe Dir dieſen Augenblick im Flug, denn ich fürchte da zu verweilen, wo ſo viel Ueberſtrömendes mich ergreift" (I.)..... „Predige Deine Natur-Evangelien nur immer in der ſchönen Zuverſicht, daß Du einen frommen Gläubigen an mir haſt" (I.)..... Ich vernehme mit beglückendem Erſtaunen die Lehren Deiner Weisheit (I.). ..... „Kein geſcheidtes Wort bringſt Du vor, aber Deine Narrheit belehrt beſſer, wie ihre Weisheit" (II.). ..... „Du biſt ein einzig Kind, dem ich mit Freude jede Erbeiterung, jeden lichten Blick in ein geiſtiges Leben verdanke, deſſen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genoſſen hätte" (II.)..... An dieſem olympiſchen Neigen des Hauptes genügt ihr, und ſie ſtreichelt die Locke, die mild und ſegnend zu ihr herniederwallt.

Sollen wir nun, da wir es einmal mit einer Diotima zu thun haben, von ihrer Philoſophie Rechenſchaft ablegen, ſo müſſen wir uns wohl bei einigen großen Konturen befriedigen, wofern wir nicht ſechs Bände über drei ſchreiben wollen. Alles, was ſie ſagt, gehört zu ihrer höchſten Konfeſſion. Wir haben in der Parallele zwiſchen Rahel und ihr den Wendepunkt ihrer Reflexion anzudeuten verſucht; ſei es geſtattet, auf dieſem Wege fortzufahren, und zu zeigen, wie jedem Auge, das redlich ſpäht, und ſeien die Medien noch ſo verſchieden, endlich die Eine Sonne leuchtet. Bettina: „Es kommt alles auf die Frage an; je tiefer Du frägſt, je gewaltiger iſt die Antwort. Der Genius bleibt keine ſchuldig, aber wir ſcheuen uns

zu fragen (II.).... Rahel: „Was iſt am End' der Menſch anderes als eine Frage?.... Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund alles Irrthums." ..... Bettina: „Der Unterſchied zwiſchen göttlichem und menſchlichem Willen iſt nur, daß jener... wig dasſelbe will, dieſer immer frägt" (II.).... Rahel: „Wir ſollten, was Sache an uns iſt, beweglich, und was Wille iſt, unbeweglich gemacht haben."... Bettina: „Leben iſt Schmerz; wir haben ſo viel Leben, als unſer Geiſt verträgt".... (Tageb.). Rahel: „Schmerz iſt die Bedingung der Perſönlichkeit, der Grund unſeres Bewußtſeins." ..... Bettina: „Ob denn Gott was anderes will, als daß ſich die Tugend in die reine Kunſt verwandle, — daß man nach den Geſetzen einer himmliſchen Harmonie die Glieder des Geiſtes mit leichtem Enthuſiasmus rege?" (ſo ruft ſie beim Anblick einer Tänzerin); ..... Rahel (bei derſelben Gelegenheit): „Tanzkunſt! die ſchönſte Kunſt! wo wir ſelbſt Stoff werden, uns zum Ideale läutern."... Bettina: „Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfniſſe hat, und ſie befriedigt wiſſen will, durch äußere Vermittlung?" ..... Rahel: „Jeder trägt ſein Schickſal in ſich: Wünſche, ohne deren Befriedigung er nicht leben kann."..... Bettina: „Ich glaube, daß jede Handlung ihre unendlichen Folgen hat"..... (Tageb.), Rahel: „Unſere Handlungen ſind die Kinder unſeres Geiſtes; ..... ſie haben wieder Kinder, und werden zu ganzen Geſchlechtern." Und ſo könnte man noch manche merkwürdige Aeußerung denkend zuſammenhalten, und man bekäme eine erhabene Gattung einer ernſten, tiefen Frauenphiloſophie.

Spürt man nun dem Fundamente nach, auf welchem der Wunderpalaſt dieſes Idealismus ruht, ſo vernimmt man Folgendes: „Ich ſah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte; dem ich alles opfern ſollte; und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen; und noch heute muß ich dieſe Macht anerkennen; ſie ſpricht allen ſelbſtiſchen Genuß ab; ſie trennt von den Anſprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über dieſe hinweg. Es iſt ſonderbar, daß das, was wir für uns ſelbſt fordern, gewöhnlich auch das iſt, das uns unſerer Freiheit beraubt: wir wollen gebunden ſein mit Banden, die uns ſüß däuchten und unſerer Schwachheit eine Stütze ſind; wir wollen gehoben ſein durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnen nicht, daß wir dieſer Forderung das Ruhmwürdige und die Nahrung des Höhern aufopfern; wir wollen geliebt ſein, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen.... Was iſt die Forderung, die wir außer uns machen, als der Beweis eines Mangels in uns?..... Wir alle ſollen Könige ſein; und je widerſpenſtiger der Knecht in uns, je kühner und gewaltiger der Geiſt, der überwindet..... Nur der Geiſt kann von Sünden frei machen..... Geiſt iſt göttlicher Kunſtſtoff; in der ſinnlichen Natur liegt er als unberührtes Material. Das himmliſche Leben aber iſt: wenn Gott ihn als Kunſtſtoff benützt, um ſeinen Geiſt in ihm zu erzeugen.... Selbſtbeherrſchung iſt, wenn Deinem Genius die Macht über Deinen Geiſt gegeben iſt, die der Liebende dem Geliebten

über ſich einräumt. Mancher will ſich ſelbſt beherrſchen; daran ſcheitert jeder Witz, jede Liſt, jede Ausdauer, — er muß ſich ſelbſt beherrſchen laſſen durch ſeinen Genius, durch ſeine idealiſche Natur..... Du ſaugſt göttliche Freiheit aus dem Blick der Liebe (Tageb.).... Selig ſein iſt frei ſein: ein Leben haben, deſſen Höhe und Göttlichkeit nicht abhängt von ſeiner Geſtaltung; das in ſich ſelbſt göttlich iſt, weil nur reiner Entfaltungstrieb in ihm iſt: ewiges Blühen an's Licht, und ſonſt nichts" (I.). — Solche Worte ſchreibe ich mit Ehrfurcht nieder, und ſcheue mich, ihnen etwas anderes beizufügen, als: daß ſie in Bettina nicht die Ergebniſſe intellektueller Bemühungen ſind, ſondern daß ſie hinzuſetzt: „So ſprach der Dämon heute Nacht mit mir.... er ſetzte Gedanken in mir ab, ich erwog ſie nicht, ich glaubte an ſie..... Das Eigene hatten ſie, daß ich ſie nicht als Selbſtgedachtes, ſondern als Mitgetheiltes empfand" (Tageb.). Die Liebe weckte dieſe Offenbarungen in ihr, ſo, daß ſie, ſelbſt betroffen über die Entfaltungen, die in ihrem Innern emporrauſchen, ausruft: „Ich fürchte mich vor dem Geiſt, den Du in mir aufſtehen heißeſt, weil ich ihn nicht ausſprechen kann" (II.). Wie ſollte ihr nun ſolches Schauen nicht auch das Räthſel der Menſchheit löſen? Sie landet aus dem Ozean des Denkens, da, wo alles Denken landen muß, wenn es menſchlich iſt: im Hafen der Sittlichkeit. „Gutſein begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderſeele zum Schlaf befriedigt. Gutſein iſt die heilige Ruhe, die der Same des Geiſtes haben muß, ehe er wieder gezeitigt iſt zur Saat. Der Geiſt aber ahnt, daß Gutſein die Vor-

bereitung zu einem tiefen, unerforſchlichen Geheimniß iſt" (I.). Was ihr aber ganz eigen, ja vor ihr wohl nirgends mit ſolcher Zuverſicht und Beſtimmtheit ausgeſprochen worden iſt, das iſt die Gewißheit: daß Kunſt das Element des höchſten Lebens ſei, daß dieſer Sonne alle Pflanzen der Menſchheit zureifen müſſen. Wir ſind hier auf dem Gipfel; noch einen Augenblick verweilen wir, damit das Gedächtniß der errungenen Ausſicht in uns raſte und den Reſt unſeres Lebens verſchönere. „Gewiß liegen in der Kunſt große Geheimniſſe höherer Entwicklung verborgen; ja ich glaube ſogar, daß alle Neigungen, von denen die Philiſter ſagen, daß ſie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen myſtiſchen gehören, die den Keim zu großen, in dieſem Leben noch unverſtändlichen Eigenſchaften in unſere Seele legen, welche dann im nächſten Leben als ein höherer Inſtinkt aus uns hervorbrechen, der einem geiſtigern Element angemeſſen iſt" (I.)..... „Die Kunſt iſt Heiligung der ſinnlichen Natur;.... was immer die Menſchen in ihr hervorbringen, ... immer iſt's ein Buchſtabiren des göttlichen: Es werde!" (II.) .... Und wenn ſie nun im Einzelnen über Kunſt ſich ergeht, wenn ſie, mit ſchönem Sinn für jede artiſtiſche Denk- und Bildungsweiſe, für's Weſentliche und Anmuthige, Reiche und Einfache, die Kölner Kunſt- und Prachtwerke ihrer erſtaunt zuhorchenden Frau Rath beſchreibt (I.), wenn ihre unwiederholbaren muſikaliſchen Evangelien einen Genius wie Beethoven bewegen, in dieß reine Gefäß den Schatz ſeiner höchſten Idee niederzulegen, — ſo ſcheint es hier am Orte, der Schönheit ihres Ausdruckes zu gedenken, um die ſie man-

cher Dichter beneiden darf; denn was ſie ſpricht, iſt Poeſie. Der reine Geiſt hat ſich — wie ſie es ausdrückt — einen reinen Leib gebildet im Worte — und die Sprache wird zum Styl. „Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel iſt; wenn dieſer Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuſcherei von Nebendingen und Abſichten, die einzige Baſis des Kunſtwerkes iſt: das iſt der Styl" (I.). Wenn man reine Werke der bildenden oder dichtenden Kunſt in dieſem Lichte betrachtet, ſo hat man den Schlüſſel zu ihrer Wirkung. Leſen wir (um Beiſpiele aus der Gegenwart zu nehmen) Platen's Parſenlied, Mayrhofer's Memnon u. dgl. mit dieſem Begriff, ſo möchte man glauben, gerade dieſe Gedichte ſeien damit gemeint; denn er bewährt ſich auf's Gründlichſte. Möchte man ſich dann, durch dieſe Einſicht überzeugt, endlich einmal von jener blumen-übertünchten Lügendecke abwenden, die unter dem Namen „ſchöne Diktion" dem Seichten imponirt, und geprieſen wird; möchte man verſtehen, daß das ſchöne Wort der nothwendige Körper der ſchönen Seele iſt!

Wie nun das lebendigſte Naturgefühl die Baſis ſo ſchöner Bildung iſt, ſo klingt auch kein Ton, der von Menſchenherzen zu Menſchenherzen zittert, in dieſer harmoriſch geſtimmten Bruſt ohne begleitendes Echo vorüber; und nur das Leiden des kriegeriſchen Bergvolkes, dem ſie ſich in ſchmerzlicher Rührung verſchwiſtert, und das ſo manchen Stachel betrogener Gefühle in ihre Seele preßt, wirft einen Schatten über das ſonnige Gefild ihrer Jugend; ſo daß ihr Goethe ſchreibt: „Liebe Bettina! es iſt mir ein unerläßliches Bedürfniß, Deiner patrioti-

ſchen Trauer ein Paar Worte der Theilnahme zuzurufen, und Dir zu bekennen, wie ſehr ich mich von Deinen Geſinnungen mit ergriffen fühle. Laſſe Dir nur das Leben mit ſeinen eigenſinnigen Wendungen nicht allzuſehr verleiden. Durch ſolche Ereigniſſe ſich durchzukämpfen, iſt freilich ſchwer; beſonders mit einem Charakter, der ſo viel Anſprüche und Hoffnungen auf ein idealiſches Daſein hat, wie Du" (II.). Aus ſolchen Läuterungen aber ging ihre Seele immer neugeſtählt hervor, und ſo bewährte ſich im Schmerz die Kraft der Reinheit und des Willens. Als ſie das unglückliche Ende ihrer phantaſtiſchen Jugendfreundin, deren Leben man den ſchwarzen Hohlſpiegel ihres eigenen nennen möchte, betrauerte, da fragte ſie ſich, ob die Zeit ſie über dieſen Verluſt beſchwichtigen werde; und da war auch der Entſchluß gefaßt, kühn ſich über den Kummer hinauszuſchwingen: „Denn es ſchien ihr unwürdig, Jammer zu äußern, den ſie einſtens beherrſchen könne" (I.).

Wenn man zu all dieſen hohen und ernſten Eigenſchaften noch die heiterſte, naive, unverwüſtliche Laune, den kindiſch lieben Humor, die Mignonartige, bewegliche, knabenhafte Abenteuerlichkeit hinzudenkt, ſo wird man begreiflich finden, daß Bettina mehr Proſelyten machte, als ihr die prophetiſchen Gaben allein je gewonnen hätten. Und wirklich erblicken wir die bedeutendſten Geſtalten in ihrem Feenkreiſe, nach denen wir uns umſehen wollen, wenn wir erſt einen Zug erzählt haben, der ihren Humor charakteriſirt: In langweiliger Geſellſchaft, wo Räthſel aufgegeben wurden, gab ſie dieſes: Warum ſehen die Menſchen keine Geiſter? — Keiner konnt' es rathen. — Sie

ſagte: Weil ſie ſich vor Geſpenſtern fürchten. — Wer? Die Menſchen? — Nein, die Geiſter (I.).

Von den erwähnten Geſtalten mag zuerſt Wieland, der von den Charitinen Geſegnete, auftreten; zu dem, ſtatt zu Goethe, Bettina ſich verirrte. Er gab ihr dieß Billet an den Freund mit, das uns ſein ganzes Weſen vor's Auge ruft: „Bettina Brentano, Sophiens Schweſter, Maximilianens Tochter, Sophiens la Rochens Enkelin wünſcht Dich zu ſehen, lieber Bruder, und gibt vor, ſie fürchte ſich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich Dir mitgebe, würde ein Talisman ſein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß ſie nur ihren Spaß mit mir treibt, ſo muß ich doch thun, was ſie haben will; und es ſoll mich wundern, wenn's Dir nicht eben ſo wie mir geht. Den 23. April 1807" (I.). — Intereſſant traf ſie mit dem ehrwürdigen Herder zuſammen, dem ſie eine Ohrfeige gab, und der hieraus ihre Selbſtſtändigkeit prognoſtizirte (Tageb.); gemüthlich ſchildert ſie das Krankenlager L. Tieck's, das die kindliche Phantaſie des Dichters mit troſtreichen Blüten überdeckt (II.); mit achtungsvoller Neigung knüpft ſie die Hoffnungen ihrer Seele an das Bild des damaligen Kronprinzen von Bayern (II.); Rumohr's Denkungsart weiß ſie vielſeitig, und (zumal II., S. 164) wahrhaft erbaulich darzuſtellen; vortrefflich malt ſie Speckbacher's merkwürdigen Charakter (II.); mit dem biedern, hausbackenen Zelter weiß ſie ſich nicht recht abzufinden; doch ſchadet ihm ihre ſprechend lebendige Zeichnung in unſern Augen nichts (II.); zu Jacobi freilich fühlt ſie ſchon einen tiefern Zug; eine

zarte Begebenheit zwiſchen ihr und ihm überliefert ſie uns (II.); Tante Lene und Lore irren ſie nicht; fällt ja doch der Schatten von Platon's Lorbeer auf ſie, wie auf ihn! Und ſo ſchmeichelt ſie Goethen das Wort der Anerkennung ab, wie wenig er ſonſt mit dieſem Geiſte ſich verwandt fühlte. „Gewiß iſt Jacobi unter allen ſtrebenden und philoſophirenden Geiſtern der Zeit derjenige, der am wenigſten mit ſeiner Empfindung und urſprünglichen Natur in Widerſpruch gerieth, und daher ſein ſittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geiſter unſere Achtung nicht verſagen möchten." — Ueber Franz Bader ſchreibt er ihr: „Ob ich ſeine Aufſätze verſtehe, weiß ich ſelbſt kaum; allein ich konnte mir Manches daraus zueignen" (II.). Mit genialer Kühnheit und Charakteriſtik porträtirt ſie den ritterlichen Ringseis, den eleganten Schenk, den würdigen Salvotti, den kindlichen Grimm (II.); aber hoch über ſie alle, wie der Zeus des Phidias über die übrigen Götter, ragt Beethoven's rieſige Geſtalt; und man mag ſich das herrliche Bild nur immer für's Leben feſthalten, wenn man das Folgende mit Andacht in ſich aufgenommen hat: „Es iſt Beethoven" — ſchreibt ſie aus Wien an Goethe — „von dem ich Dir jetzt ſprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergeſſen habe. Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausſpreche (was jetzt vielleicht Keiner verſteht und glaubt): er ſchreite weit der Bildung der ganzen Menſchheit voran; und ob wir ihn je einholen? ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthſel, was in ſeinem Geiſte liegt, zu

ſeiner höchſten Vollendung herangereift iſt; ja möge er ſein höchſtes Ziel erreichen! Gewiß, dann läßt er den Schlüſſel zu einer himmliſchen Erkenntniß in unſern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt ..... Er ſelber ſagte: Wenn ich die Augen aufſchlage, ſo muß ich ſeufzen; denn was ich ſehe, iſt gegen meine Religion; und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Muſik höhere Offenbarung iſt, als alle Weisheit und Philoſophie. Sie iſt der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeiſtert, und ich bin der Bacchus, der für die Menſchen dieſen herrlichen Wein keltert, und ſie geiſtestrunken macht. Wenn ſie dann wieder nüchtern ſind, dann haben ſie allerlei geſiſcht, was ſie mit auf's Trockene bringen. Keinen Freund hab' ich; ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher iſt, wie den Andern in meiner Kunſt. Ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe ihn jedesmal erkannt und verſtanden; mir iſt auch gar nicht bange um meine Muſik; die kann kein bös Schickſal haben: Wem ſie ſich verſtändlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit ſich die Andern ſchleppen." — Nun beginnen ſeine Offenbarungen über Tonkunſt an Bettina; er ſpricht von Goethe's Gedichten, als Vorwürfen der Kompoſition; er ſagt: „Wie Tauſende ſich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in dieſen Tauſenden ſich nicht einmal offenbart, obſchon ſie alle das Handwerk der Liebe treiben, ſo treiben Tauſende einen Verkehr mit der Muſik, und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch i h r liegen die hohen Zeichen des Moralſinnes zum Grunde, wie jeder Kunſt; alle

ächte Erfindung iſt ein moraliſcher Fortſchritt. Sich ſelbſt ihren unerforſchlichen Geſetzen unterwerfen, vermöge dieſer Geſetze den eigenen Geiſt bändigen und lenken, daß ſie ihre Offenbarungen ausſtröme: das iſt das iſolirende Prinzip der Kunſt." — „Geſtern Abends — ſchreibt Bettina wieder an Goethe — ſchrieb ich noch alles auf; heute Morgen las ich's ihm vor. Er ſagte: „Hab' ich das geſagt? nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt." — In Goethe's Antwort heißt es: „Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geiſtes in mich aufzunehmen;.... Ich möchte Dir für einen innern Zuſammenhang meiner Natur mit dem, was ſich aus dieſen mannigfachen Aeußerungen erkennen läßt, einſtweilen einſtehen. Der gewöhnliche Menſchenverſtand würde vielleicht Widerſprüche darin finden; was aber ein Solcher, vom Dämon Beſeſſener ausſpricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben; und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß ſpricht; denn hier walten die Götter, und ſtreuen Samen zu künftiger Einſicht, von der nur zu wünſchen iſt, daß ſie zu ungeſtörter Ausbildung gedeihen möge; bis ſie indeſſen allgemein werde, da müſſen die Nebel von dem menſchlichen Geiſte ſich erſt theilen. Sage Beethoven das Herzlichſte von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu haben."..... Sie aber erwidert dieſem merkwürdigen Schreiben: „Dem Beethoven hab' ich Deinen ſchönen Brief mitgetheilt..... Er war voll Freude, und rief: Wenn ihm Jemand Verſtand über Muſik beibringen kann, ſo bin ich's" (II.). — Um aber dieſe

ſchöne Reihe würdig zu krönen, ſtehe, zur Beſchämung der Kleingläubigen in unſerem lieben Vaterlande, die ewig mit zweideutigem Finger die Waze zwiſchen Goethe und Schiller balanciren laſſen, folgendes Votivbild hier: „Ich gedenke hier Deiner und Schiller's. Die Welt ſieht euch an wie zwei Brüder, auf Einem Thron; er hat ſo viele Anhänger wie Du (ſie wiſſen's nicht, daß ſie durch den Einen vom Andern berührt werden; ich aber bin deſſen gewiß); ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe ſeiner nicht achten; aber nachdem ich Dich geſehen hatte, und nachdem ſeine Aſche als letztes Heiligthum ſeinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, — da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geſchrei der Raben über dieſem heiligen Leichnam ſei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir geſagt haſt, wie wir uns zum erſtenmal ſahen? Ich will Dir's hier zum Denkſtein hinſetzen Deines innerſten Gewiſſens. Du ſagteſt: Ich denke jetzt an Schiller. Indem ſaheſt Du mich an und ſeufzteſt tief. Und da ſprach ich drein, und wollte Dir ſagen, wie ich ihm nicht anhinge; und Du ſagteſt abermals: Ich wollte, er wäre jetzt hier. — Sie würden anders fühlen. Kein Menſch konnte ſeiner Güte widerſtehen. Wenn man ihn nicht ſo reich achtete und ſo ergiebig, ſo war's, weil ſein Geiſt einſtrömte in alles Leben ſeiner Zeit, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und ſeine Mängel ergänzte. So war er Andern, ſo war er mir das Meiſte, und ſein Verluſt wird ſich nicht erſetzen..... Dieſe Worte haben mir wohlgethan; ſie haben mich be-

lehrt, und oft, wenn ich im Begriff war, über Einen den Stab zu brechen, ſo fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen..... Man berührt nichts umſonſt, — ſagteſt Du, — dieſe langjährige Verbindung, dieſer ernſte, tiefe Verkehr iſt ein Theil meiner ſelbſt geworden, und wenn ich jetzt in's Theater komme, und ſehe nach ſeinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieſer Welt nicht mehr da iſt, daß 'dieſe Augen mich nicht mehr ſuchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da ſein" (I.).

Stellen, wie dieſe, ſind Eigenthum der deutſchen Nation, und verdienen in unſerem Herzen fortzuleben; ſie enthalten die Bürgſchaft und Verſiegelung unſeres Werthes. — An dem Buche aber, das wir beſprachen, bleibt uns nun nichts mehr zu betrachten übrig, als der reine, tiefe, unendliche Azur des Himmels, den ſie am Schluſſe des Tagebuches, wie zur Glorie, über das Ganze wölbt; hier wird der Gedanke Religion, und die elegiſche Klage des Gedächtniſſes zum prophetiſchen Hymnus; und melodiſch wälzt ſie den brauſenden Dithyrambus der Liebe über das Grab des Dichters, daß er den ſchauervollen Raum ausfülle zwiſchen der Erde, auf welcher der Herrliche ſich ihr geoffenbart, und der olympiſchen Heimath, in die er zurückgekehrt iſt.

Nun wird es wohl Vielen ſcheinen, als ſeien wir doch gar zu lang bei einer in's Welt- und Tagsgetriebe wenig eingreifenden Erſcheinung verweilt. Es handelt ſich aber hier nicht um jenes zarte perſönliche Verhältniß; es

handelt ſich um das Höchſte, das in dieſem Handbuch der idealiſchen Liebe wieder einmal zur Sprache kommt: und ſolche Zeichen müſſen begrüßt werden im Gewühle des Marktes, wie man die Spuren der Götter verehrt, welche ſie hie und da auf der weiten Erde zurücklaſſen. Achtet ſie doch faſt keiner „in dieſer Zeit der künſtlichen Vernichtung!“ Aber es wird und muß einmal anerkannt werden, daß wir nur deßhalb kommen und vergehen, damit ſich das offenbare, was nie vergeht, — und daß der Geiſt das Leben bedinge. Quelque chose de plus qu'un grossier limon: das iſt die Aufſchrift auf der Stirn des Menſchen. Möchte Jeder, der ſie gewahr wird, ſie buchſtabiren helfen! und ſage Niemand, daß genug geſchrieben ſei davon, und daß wir Maſchinen bedürfen! Es kann nicht genug Erlebtes geſchrieben werden, und dieſen Stempel trägt Bettinens Buch. Jeder Strebende hat ſeine Lehrjahre; wenn er ſie mittheilt, kommen ſie Allen zu Gute: jeder ergänzt ſich daraus, und welcher Blick in eine Segensernte thut ſich vor uns auf!

Im Geiſte und in der Wahrheit ſind jene Blätter geſchrieben, für Gläubige verſtändlich, für Erfahrene, die einen ernſten Blick in ihre Bruſt gethan; nicht für Phantaſten, die „eine Geiſterwelt in die irdiſche hereinragen“ ſehen; was ſoll hereinragen? Eine Welt iſt eben Welt, weil ſie ein Ganzes, in ſich geſchloſſen, iſt; im Geiſte iſt die Geiſterwelt, nicht oben oder unten. — Nur zwei Bemerkungen ſeien mir noch gegönnt; erſtens: Unförderſam, zumal dem Manne, iſt es, ſich ununterbrochen in den Labyrinthen der innern Welt zu ergehen. Dem Gottesdienſt

iſt der Sonntag zugewieſen, die Woche fordert den Schweiß des Angeſichtes für ſich. Wir ſehen auch im Buch nur die Violen der Nächte zum Kranz gereiht; der Faden der Tage dazwiſchen iſt unſichtbar; daher der Nimbus um das ſchöne Bild. So geht es uns mit dem lyriſchen Dichter: im Buch ſind nur ſeine lichten Momente beiſammen; die dunklen dazwiſchen, die ſehen wir nicht! Zweitens: wir wollen nicht vergeſſen, daß die Liebe nur Eine Manifeſtation des Göttlichen iſt, das auch der Wiſſenſchaft wie der Kraft ſich kund gibt. Wer das wohl bedacht hat, der gehe d'ran, ſich aus dem Buche zu erbauen; dann wird er verſtehen, was als Aegide gegen Mediſance am Eingang geſchrieben iſt: Dieſes Buch iſt für die Guten, und nicht für die Böſen.

3.

Waren es in den beiden eben entwickelten Erſcheinungen vorzugsweiſe die merkwürdigen Naturen der Schreibenden, die uns intereſſirten, ſo dürfen ſich nun wohl Betrachtungen über jenes Buch anſchließen, aus welchem uns Goethe ſelbſt, reiner und wahrer als aus irgend einem andern Spiegel, entgegenblickt. Ich meine: Eckermann's Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens.

„In den letzten Jahren ſeines Lebens!" Das legte das letzte Gewicht auf die Schale contra, als ich vorurtheilend das Buch zur Hand nahm. Und wer darf ſagen,

daß er ohne ein ſolches Vorurtheil lieſt? Glücklich genug, wer es ſich bekennt und deutet, ohne daß es ihn beherrſcht. Goethe war nie der Mann, dem es darum zu thun war, daß man in ſein Inn'res ſchaue, — am wenigſten in den letzten Jahren ſeines Lebens. Wenn er noch gegen Lavater und die Genoſſen einer unbedingt ſtrebenden Sturm- und Drang-Jugend ſein Herz dann und wann vom Ballaſt der Liebe und des Zornes entleerte, ſo nahm er ſchon nach der italieniſchen Reiſe die Decke Aarons vor's Geſicht, und, nach der förmlichen Inſtallirung in die deutſche Dichter-Diktatur, den offiziellen diplomatiſchen Mantel. Ob er darum Tadel verdient oder nicht, iſt eine andere Frage; ob nicht aller Tadel *dasjenige* treffen ſollte, was eine ſolche Vermummung nöthig machte? Aber das iſt gewiß, daß Alle irren, welche ſagen, Goethe habe die Produkte ſeines Lebensherbſtes im Schlafrocke geſchrieben; den erſten Theil des Fauſt ſchrieb er im Schlafrocke, — den zweiten im Galla-Frack. Eben ſo gewiß iſt es, daß man unter ſolchen Umſtänden keine Konfeſſionen erwarten wird, — und dieſe wären doch eigentlich das Intereſſante; am wenigſten wird man ſie von Geſprächen erwarten, von denen Goethe voraus wußte, daß die Preſſe auf ſie harre; ging es doch ſo weit, daß er zu Eckermann ſagte: „Merken Sie ſich dieſes Wort, und unterſtreichen Sie es" (II. 267.). Rebus sic stantibus nahm ich mir die Freiheit, zu vermuthen, daß Goethe hierbei nichts geſagt haben würde, als was in ſeinen Büchern reifer und ausgearbeiteter zu finden wäre. Dieſes, nebſt der trübenden Subjektivität, die ſich nothwendig in ſolche

Referate miſcht, wovon Falk's bedeutendes Buch ein Beiſpiel gibt, motiviren das Vorurtheil, welches ich, trotz dem, daß ich hörte, Frau von Goethe erkläre dieſes Buch für das authentiſcheſte, dagegen hegte. — Warum ſo viel von meinem Vorurtheile? weil es wahrſcheinlich das der meiſten Leſer iſt, und die Brücke, die zur Sache führt. Ehe ich aber zur Sache komme, will ich noch ein paar flüchtige Worte meines Freundes Hippel kommentiren, die wir hier vielleicht brauchen könnten. „Der Tiſch-Styl und der Brief-Styl", ſagt er, „ſollten Natur aus der erſten Hand ſein; wer kann Natur genug predigen?" Und wieder ſagt er: „Gewiſſe Art Leute müſſen bei Tiſche nie anders reden, als daß es zur Noth aufgeſchrieben werden könnte." Wie geht das zuſammen? ich weiß nicht anders als ſo: das Natürliche ſoll ſo ausgebildet werden, daß man es drucken könnte, — und: das Gedruckte ſoll mit dem Stempel der Natur bezeichnet ſein. Merket mir dieſes Wort und unterſtreicht es! Uebrigens mag es ein Gefühl ſein, ſo bei Tiſche bepaßt und abgeſchrieben zu werden, wie ſezirt zu werden bei lebendigem Leibe. — Ehe ich nun vom Vorurtheile zum Nachurtheile gelange, wollen wir ſehen, wie ſich jenes bei Eröffnung der Bekanntſchaft halten werde.

Das Buch beginnt à peu près wie Gil Blas oder der Baccalaureus von Salamanca: „Der Autor gibt Nachricht über ſeine Perſon und Herkunft und die Entſtehung ſeines Verhältniſſes zu Goethe." Mit Lächeln beginnt, mit Ueberraſchung verfolgt, mit Liebe und Staunen beſchließt man dieſe Einleitung, und mit Ehrfurcht legt man ſie

aus den Händen, überzeugt, daß nur der, der ſich ſelbſt ſo darſtellt, wie hier Eckermann, fähig ſei, einen Andern darzuſtellen. Wenn Einer berufen war, auf ein Bild von Goethe ſein Leben zu wenden, ſo war es Eckermann; berufen war er, und — wohl dem Leſer! — auch auserwählt. Denn Goethe hatte die königliche Kunſt inne, ſeine Leute zu kennen und nach der rechten Schätzung zu gebrauchen. Kaum hatte er Eckermann kennen gelernt, als er ihn ſchon in ſeinem Geiſte zum Herausgeber ſeiner Werke, zu ſeinem geiſtigen Teſtaments-Exekutor beſtimmte (I. 41) — ein Zug, der Goethen bezeichnet.

Soll ich nun aus jener Einleitung ein Bild des Verfaſſers entwerfen, ſo geſtehe ich, darin ſehr im Nachtheile gegen ihn ſelbſt zu ſein. Die Treue, Einfalt, Beſonnenheit, Schärfe und milde Klarheit, womit er ſein eigenes Werden malt, iſt völlig unnachahmlich. Zu Winſen an der Luhe, in einer Hütte geboren, „wo man auf einer gleich an der Hausthüre ſtehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden ſtieg", als Knabe beſchäftigt, aus Schilf Streu für die einzige Kuh anzuhäufen, welche die Haupt-Nahrungsquelle ſeiner Aeltern war, frühzeitig Trieb und Geſchick zum Zeichnen entwickelnd, und auf dieſen Anlaß zu einigem Unterrichte gezogen, war ſeine weitere Bildung ganz das Werk ſeines eigenen beharrlichen, leidenſchaftlichen Strebens, das ihn trieb, noch im Alter der Majorennität das Gymnaſium mit den Knaben zu beſuchen, weil ihm ein paar ſogenannte Freunde weiß gemacht hatten, ohne das, was ſie klaſſiſche Bildung nannten, ſei kein Heil zu finden. In dieſer Lebensepoche waren es nun

Goethe's Lieder, die ihn mit dem Gewahrwerden der jedem Selbſt inwohnenden Poeſie beglückten, und die Richtung ſeiner Seele für's Leben entſchieden. Wie er produktiv ward, wie er erſt durch Ueberſendung eines Manuſkriptes und dann perſönlich den Weg zu ſeinem Meiſter nahm und dort ſein Daſein beſtimmt und ausgefüllt wurde, das muß man von ihm ſelbſt hören. Die ganze Darſtellung iſt ein Meiſterſtück, und — wie ſie dem übrigen Buche erſt eigentlich Fundament und individuellen Werth verleiht — nach meinem Gefühle das Beſte im ganzen Buche. Er ſelbſt empfindet, wie ſchwer es in einem bedeutenden Zuſammenleben falle, das feſtzuhalten, was eben für die ganze Welt bedeutend ſei; „und wo wäre" — ſetzt er einſichtsvoll hinzu — „derjenige, der die Gegenwart immer ſo zu ſchätzen wüßte, wie ſie es verdient?" (S. IX.) — Darum begnügt er ſich auch, nur in ganz beſcheidenem Sinne zu ſagen: „Das iſt mein Goethe!" (S. X.) Er, der es noch am wenigſten zu ſagen gebraucht hätte, deſſen Bild von Goethe gewiß das reinſte von aller Beimiſchung iſt, das wir beſitzen.

Was nun den Inhalt der Geſpräche ſelbſt betrifft, ſo iſt er ſo mannigfach und wie ſich's von ſelbſt verſteht, ohne äußere Verbindung, daß ſich nicht wohl anders darüber ſprechen läßt, als notenweiſe. Und ſo nehme ich das Buch zur Hand, und erlaube mir, während ich blättere, meine Randgloſſen hinzuzuſetzen.

Erſter Band. S. 51. „Nehmen Sie ſich in Acht" — ſagte Goethe zu Eckermann — „vor einer großen Arbeit. Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden. — Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geſchadet hat. — — Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen. — — Welche Anſtrengung von Geiſteskraft gehört dazu, um nur Ein großes Ganze in ſich zu ordnen; welche Kräfte und welche ruhige Lage im Leben, um es dann in Einem Fluſſe gehörig auszuſprechen. Hat man ſich nun im Ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren. — — Es entſpringt ſtatt Belohnung für ſo viele Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung, was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes." — Ich glaube, ſo manchem, zumal dem von unbeſtimmter Produktionskraft Getriebenen, dem Dilettanten, dem ohne Klarheit Strebenden einen Dienſt erwieſen zu haben, indem ich ihm dieſes Wort abſchrieb und vorhalte; denn es iſt ein gutes Wort, ein Wort zur rechten Stunde, und man mag nach Eckermann's Weiſe es ſich in's Täflein ſchreiben und dazu ſetzen: „Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken" (II. 316); oder: „ich merkte mir dieſes, als von großer Bedeutung" (II. 290). Und hier ſei en passant bemerkt, daß dieſer Ton

durch's ganze Buch geht — ein Verhältniß, wie in des dreimal großen Hermes Büchern das des Sohnes Tat zu ſeinem Vater, Herrn und Meiſter. Was Goethe ſagt, wird dem Lebenskanon einverleibt, — wird zum Frommen für des Verfaſſers Kultur verarbeitet und vervielfacht, manchmal paraphraſirt und verſchiedenartig angewandt; ſelten von der Kehrſeite oder überhaupt von irgend einer Seite angeſehen, — nie beſtritten, als etwa einmal im Gebiete der Farbenlehre (II.), wo ſich denn Hermes Trismegiſtos bärbeißig genug erweiſt, aber endlich (zu ſeiner Ehre für alle Zeiten ſei es geſagt!) ſeinen Irrthum doch bekennt (II. 280), wenn auch nur ſo taliter qualiter; aber wie viele Profeſſoren und Nicht-Profeſſoren werden in gleichem Falle die Hand an den Buſen legen? und doch, — wer könnte einer ſo beſcheidenen, ſtillen, beſonnenen, zarten, wahren, — um's auf Einmal zu ſagen — einer Eckermann'ſchen Einwendung zürnen? — Was nun von dieſer paſſiven Stellung des Verfaſſers gegen „ſeinen Goethe" daſteht, iſt nicht als Tadel geſagt, ſondern als Bezeichnung. Es iſt wahr, daß ein auf eigenen Wegen zu andern Ergebniſſen gelangter, vielleicht an Polemik froher Geiſt dann und wann bedeutendere Funken aus Goethe geſchlagen hätte, — ihm nicht geſtattet hätte, ſich immer mit dem gewohnten Geſichte zu produziren, ſondern ihn gezwungen, einmal die andere, bisher verhüllte Phyſiognomie des Januskopfes zu zeigen, — ihn auf manches noch unbetretene Rhodus geführt hätte, um da zu tanzen, — ihn — doch wozu all das „hätte?" Das „hat" und „iſt" zu beherzigen, iſt Menſchen- und Leſerpflicht; und

Eckermann kann fordern, daß wir ihn aufnehmen, wie er ſich erkennt. „Jedes lebendige vis-à-vis — ſagt er — übt eine ſolche Gewalt über mich, daß ich mich ſelbſt vergeſſe, daß es mich in ſein Weſen und Intereſſe zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und ſelten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange (II. 227). Wenn jedes vis-à-vis ſo wirkte, wie erſt das Goethe's, deſſen Perſon, deſſen bloße Nähe ſchon bildend war, auch wenn er kein Wort ſagte (I. 57). Dieſes Gefühl hat übrigens ſeine Richtigkeit, weil man ſich in bedeutender Gegenwart zuſammennimmt. Vor dem Apoll von Belvedere — meint Heinſe — müßte man immer fein geſcheidt ſein.

S. 74. Weil ich nun ſchon im Verrathen bin, ſo ſei noch ein Arkanum ausgeplaudert, welches der erprobte Poet für den Jünger aus der Hand gleiten läßt. Es iſt eine Kunſt-Finte. „Auffaſſung und Darſtellung des Beſondern iſt das eigentliche Leben der Kunſt. So lange man ſich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Beſondere macht uns Niemand nach: warum? weil es die Andern nicht erlebt haben.“ Probatum est; wer nur den Vortheil zu nützen Kraft und Talent genug hätte!

S. 78 wird von Gegenſtänden bildender Kunſt verhandelt — eines von Goethe's Steckenpferden. Er beklagt die Maler, die ſich an ſeinen Fiſcher machen, und er hat, dünkt mich, Recht. Dieß Gedicht iſt muſikaliſch; und ich bemerke bei dieſem Anlaſſe, daß es eben das Hinüberziehen des Muſikaliſchen in's Bilden iſt, was der neue-

ren Malerei am tiefſten ſchadet. Schadet vielleicht das Bilden und Malen eben ſo den neuen Dichtern?

S. 95 findet Goethe das Schwierige und Eigenthümliche des Ghaſels darin, daß der ſtets wiederkehrende Reim einen großen Vorrath von Gedanken will. Aber das iſt lange nicht Alles. Das Ghaſel iſt eine ganz bedeutende, geiſtdurchdrungene, man darf ſagen ſymboliſche Form, deren Tiefſinn man erſt bei längerer Bekanntſchaft einzuſehen fähig wird. Der Endreim, oder bei den Orientalen das Endwort, iſt keineswegs ein willkürlich gewählter oder gegebener Ausgang, ſondern in ihm iſt, wie in der Tonart eines Muſikſtückes, wie im Farben-Akkorde eines Gemäldes, der Geiſt des Gedichtes gleichſam vorgebildet, und die Gedanken haben ſich nun, entweder mit bedeutenden Gegenſätzen, oder in überraſchender Steigerung, oder in ſcheinbarer Verwirrung mit wiederkehrendem Bezuge, dieſem Stabe wie Ranken anzuſchließen, bis der Schlußvers, als eigentliche Pointe, ſie entweder alle auf Einen zurückführt, oder widerlegt, oder, wie ein verhallendes Echo, in die Unendlichkeit fragend und unaufgelöſt hinweiſt. Ich ſage nicht, daß dieß ein geſchriebenes Geſetz für das Ghaſel ſei, nach welchem man dichten müſſe, ſondern es liegt im Sinne dieſer Form, und wer ſie beherrſcht, wird es von ſelbſt befolgen. Man leſe z. B. Platen's Ghaſel mit dem Ausgange „nichts", oder das mit dem Ausgange „ſein", oder die Kaſſide mit dem Ausgange „Zeit;" oder die Ghaſelen der Orientalen mit den Ausgängen: „Roſe, Sonne, Perle" u. dgl. m., und, was ich nur gedrängt andeuten konnte, wird der Empfindung klar werden. Hafis,

der Großmeiſter des Ghaſels, weiß durch jede neue Wendung den Leſer zu überraſchen, bis ſich die Ueberraſchung endlich beim Empfänglichen zum Entzücken ſteigert, — ſo daß man die Summen begreift, welche perſiſche Sultane in der Freude ihres Herzens für ſolche Diſtichen hinwarfen.

S. 112. „Ueberall", ſagt Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus — bei weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediziner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnt daher alle zerſtreuenden Anforderungen ab, und beſchränkt ſich auf Ein Fach, und wird tüchtig in Einem." — Sobald von der praktiſchen Brauchbarkeit die Rede iſt, zu welcher Jeder für ſeine Stellung im Staate ſich zu befähigen verpflichtet iſt, bleibt dieſe Betrachtung von unſchätzbarem Werthe; ja, es werden ſich die auffallendſten Mängel unſerer Epoche: eine gehaltloſe Allwiſſerei, ein Vermiſchen Einer Wiſſenſchaft mit der andern, z. B. eine phyſiologiſche Therapie, eine botaniſche Noſologie, ja eine poetiſche Medizin leicht daher ableiten laſſen; wem es aber, auch außer dem, was er für den praktiſchen Haushalt bedarf, um tiefere Erkenntniß, um Mitwirkung am großen Werke einer allgemeinen Förderung des Wiſ-

ſens zu thun iſt, der wird, auch ohne äußere Nöthigung, dem Uebergange aus Einem Zweige der Doktrinen in den andern ſich nicht entziehen können; ihn wird die ewige Verkettung mit verſchlingen, in der alle Erkenntniſſe der Menſchheit ſich auf einander und auf ein Letztes beziehen, welches, wie es ſcheint, dem vorſchreitenden Geſchlechte ſich immer ſichtbarer offenbart. Konnte Goethe ſelbſt den Faden aller Naturwiſſenſchaften aus den Händen laſſen, deſſen Anfang er in der Kunſtforſchung ergriffen, und der ihn immer tiefer in's Labyrinth der Unendlichkeit verlockte? — Jene praktiſche Anſicht übrigens, zumal in Betreff der mediziniſchen Lehrkurſe, hat man in Oeſterreich ſtets feſtgehalten, und darum dürfen wir uns auch noch immer eines ſchönen Vorzuges techniſcher und eigentlich nutzbarer Ausbildung der großen Mehrzahl unſerer ärztlichen Praktiker rühmen.

S. 117. „Sie haben Recht," ſagte Goethe; „es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertrüge, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen." — Woran ich ſehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwiſch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerſt den Derwiſch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, ſobald wir ein blaues Gewand ſehen, den Derwiſch dahinter. Ich denke, es iſt Gewohnheit und weiter nichts.

S. 118. „Könnte man die Menſchheit vollkom-

men machen", meinte wieder Goethe, „ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig (— ewig?) herüber und hinüber ſchwanken; der eine Theil wird leiden, während der andere ſich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer (— immer?) ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben." — Keines? wir werden's nicht erleben, das iſt gewiß; unſere Kinder auch nicht, — und auch ihre Kinder nicht; aber ſo wahr es einen Finger der Vorſehung in der Führung der menſchlichen Geſchlechter gibt, und ein Auge des Geiſtes, dieſen Finger zu erblicken, ſo gewiß wird reine Menſchlichkeit in der Welt erſcheinen, Ehre werden Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menſchen ein Wohlgefallen. Was wäre das Leben ohne dieſen Glauben? Ihn je aufgeben? „Läſterung!" ſag' ich mit Leſſing — „Läſterung!"

Ganz gewiß gibt es eine ſolche Antizipation der Welt im dichteriſchen Gemüthe, als Goethe ſich (S. 126) zuſchreibt, da er den Berlichingen, noch ohne Kenntniß wirklicher Zuſtände, gedichtet. Wer hätte nicht etwas Aehnliches in der ſchönſten Zeit des Lebens empfunden? Ach, das Leben, wenn es nun wirklich uns ſeine eiſerne Bruſt eröffnet, — vermag nicht jenes Bild des Lebens zu erſetzen! es war ſchön und doch wahr dabei; wahr in jenem poetiſchen Sinne, wo der Schlamm und Kehricht ausgeſchloſſen bleibt. Wer dieſes Bild in ſich verloren hat, ſollte nicht mehr dichten; wer klug und klar geworden iſt, ſoll wirken, leben, kaufen und verkaufen — aber nicht mehr dichten!

S. 145 klaſſifizirt Goethe ſeine Gegner. Er unterſcheidet Gegner aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel an eigenem Sukzeß (möchten mit der vorigen Gruppe zuſammenfallen), aus Gründen und aus abweichender Denkungsweiſe (gehören wohl wieder zuſammen). Soll aber die Literaturgeſchichte und Weltkenntniß hier ergänzend dem Dichter zu Hilfe kommen, ſo wird ſie mit einem freundlich-kühnen Strich dieſe ſämmtlichen Klaſſen auf die erſte reduziren, wenn nämlich unter dem Begriffe „Gegner" diejenigen verſtanden werden, welche das ganze Weſen eines Menſchen verneinen. Goethe's Weſen aber, das heißt ſein Streben und ſeine Bildung, verneinen, ſetzt voraus, daß man ihn nicht begreife. Ein anderes ſind Meinungen; wer wäre mit Goethe ſo gut wie mit irgend wem in allen Dingen einerlei Meinung?

S. 153. Für Jene, welche dem Dichter einen menſchenwürdigen Begriff von der Ewigkeit des Geiſtes — ich weiß nicht, aus welcher Präokkupation — abzuſprechen gewohnt ſind, ſtehe zum Ueberfluſſe folgende Stelle hier: „Wir waren indeß um's Gehölz gefahren, und hatten die untergehende Sonne im Anblick. „Wenn Einer", ſagte Goethe mit großer Heiterkeit, „fünf und ſiebenzig Jahre alt iſt, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Ueberzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet."

Eine große Anſicht, in Glauben und Selbſtverläugnung wurzelnd, liegt in dem einfachen Worte: „Jene großen Vorgänger, die einſt ſo nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu ſein“ (S. 165). Hat auch Goethe ſchon aufgehört Mittel zu ſein? Wenn uns die öſtlichen Lichtſtreifen keinen Wüſtendunſt bedeuten, ſo fängt er an — aufzuhören. Jene Ausſicht vom Berge hatt' ich im Auge, als ich, zur Schlichtung des Streites über Schiller und Goethe, die Brückeninſchrift kommentirte: Alles iſt nur Uebergang.

Auch S. 169 finde ich mich in meiner Ueberzeugung beſtätigt, und ich habe nur gewagt, entſchiedener hinzuſtellen, was Goethe andeutet, wenn ich den Lyrikern der neuern Epoche nur von der Ausbildung ihres ſubjektiven Gehaltes Heil verſprach. Auch Goethe ſah das Uebel der Vorkämpfer dieſer Poeſie darin, „daß ihre Subjektivität nicht bedeutend iſt, und daß ſie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wiſſen.“ Dieſes letztere nun laſſe ich dahin geſtellt ſein. Der Stoff hat noch keinen Dichter gemacht, — und hätte er je dem Talente Anlaß gegeben, ſich zu entwickeln, ſo iſt es doch am Ende nur das Entwickelte, das der Menſchheit zu Gute kommt: das ausgebildete Subjekt. Wir aber wollen uns, jenem ſchönen obigen Worte gemäß, immer nur als Mittel zu großen, heiligen Zwecken betrachten, und dafür ſorgen, daß wir tüchtige Mittel ſind.

Hierher bezieht ſich, was S. 189 von den Motiven in Gedichten geſagt wird, als auf welchen aller Werth, alle Wirkung derſelben beruhe. Frauenzimmer und Dilet-

tanten verkennen das beſonders. „Dieß Gedicht iſt ſchön,“ ſagen ſie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, die Worte, die Verſe. So werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art Exiſtenz vorſpiegeln.“ — Ganz gut; aber mit den Motiven wird's auch nicht gethan ſein. Unter Motiven werden hier die Situationen, das Hiſtoriſche, das eigentlich Stoffartige des Gedichtes verſtanden. Mir aber kommt es auf den Gehalt an, auf das Stück Leben, welches in jedem Gedichte begraben ſein ſoll, damit es dereinſt wieder auferſtehen könne, und Mittel ſei im Werke des Geiſtes. Da ſind nun Motive eben Motive, — Körper, in denen jene Seele herbergt, nicht Seelen ſelbſt. Vers und Reim ſind dann freilich nur Körper am Körper, — etwa wie Haare und Nägel.

S. 201 werden die drei Einheiten: „bewundert viel und viel geſcholten,“ zu Nutz und Freude der äſthetiſchen Peripatetiker, mit klarer Leichtigkeit auf ihren Grund zurückgeführt. „Das Faßliche iſt der Grund; und die drei Einheiten ſind nur inſofern gut, als dieſes durch ſie erreicht wird.“ — Mir ſcheint, an das Drama macht man billig, mehr als an jede andere poetiſche Form, die Forderung der poetiſchen Gegenwart; und in dem Geſetze des Gegenwärtigen wurzelt ſchon das der Einheiten.

Ich las irgendwo: Die Hoffnung der Welt beruht weder auf den Deſtruktiven, noch auf den Konſervativen, ſondern auf den Produktiven. Zu dieſer kleinen Gemeinde hat Goethe gehört. Man mochte um ihn herum erhalten

oder zerſtören, — er produzirte. Macht es doch ſo auch Mutter Natur! Sprach er dieß Verfahren je als ächtes Brokardikum aus, ſo geſchah dieß in den Worten (Seite 204): „Alles Opponiren geht auf's Negative hinaus; und das Negative iſt Nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um's Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde.“ — Daß es nichts einzureißen gäbe, bleibt nun freilich ein votum pium auf dieſer höckerigen Kugel; bis es ſo gut iſt, laßt uns verſuchen, ob wir mit dem Hall der poetiſchen und literariſchen Poſaunen das Jericho des Böſen zu ſtürzen vermögen!

S. 224. An die Grübler und Zweifler: „Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucrezia, eines Scävola, und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt kommt die Kritik und ſagt, daß das Fabeln ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſein, daran zu glauben.“ — Groß war es unbeſtritten, das geſagt zu haben. Uebrigens gibt es meines Bedünkens eine zweifache Art, Geſchichte zu kultiviren: eine eſoteriſche, zu welcher ſich der Forſcher, und eine exoteriſche, zu welcher ſich der gebildete und ſtrebende Menſch überhaupt bekennt. Die Er-

gebniſſe, welche jener zu Tage fördert, ſollen dieſem zu Gute kommen; jener gräbt nach dem Faktum, dieſen intereſſirt der Charakter. Es iſt das allgemeine Schema menſchlicher Anſichten: das Wiſſen und das Thun. Mögen beide neben einander leben und einander leben laſſen!

Schlingt ſich doch ein ſolches Verhältniß bis in die höchſten Angelegenheiten des Menſchen fort! auch hier gibt es ein Inn'res und ein Aeuß'res, ein Glauben (denn wer möchte das Höchſte dem Wiſſen anheimſtellen?), und ein Handeln. Jenes bleibt ewig unausſprechlich, und dieſes iſt die eigentliche Sprache des ächten Geiſtes. — „Wir ſollen höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu Gute kommen. Andere ſollen wir bei uns behalten; aber ſie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten" (S. 227).

S. 233 kommt wieder, wie in dieſem Buche beſonders häufig, Lord Byron auf's Tapet. „Hätte dieſer," meint Goethe, „Gelegenheit gehabt, ſich Alles deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. Einen großen Theil ſeiner negativen Wirkungen möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen." Gewiß liegt hierin viel Wahres; nur daß der größere Theil von Byron's Klage- und Hader-Element in jenem innern Zwieſpalt, in jenem Geiſt- und Körper-Dualismus wurzelte, der vor keinem irdiſchen Parlamente verhandelt und ausgeglichen wird.

S. 240 legt Goethe den Finger an den Mund und

ſagt: „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es vielfach beſtätigt finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv; dagegen haben alle vorſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive.“ — Ich kann dieſer geiſtreichen Bemerkung nicht beiſtimmen. Für's Erſte glaube ich an kein Rückſchreiten, ſondern ſehe in jedem Aſchewerden den Phönix, der ſich daraus entſchwingen wird. Dann aber ſcheint mir jene Bemerkung, inſoweit ſie geſchichtliche Wahrnehmung iſt, nur auf die erſte Kultur vom ſinnlichen zum intellektuellen Leben überhaupt zu paſſen; von letzterem aber beginnt eigentlich erſt das Fortſchreiten des großen Ganzen. So hat ſich die antike Welt objektiv gebildet, — man möchte ſagen: von der Kindheit zum geiſtigen Daſein herangearbeitet; wer aber wird ſagen, daß unſere jetzige Welt-Kultur, deren Wurzel ſubjektiv iſt, einen Rückſchritt darſtelle? Die äußere Welt hat nun einmal den höchſten und eigentlichen Zauber ihrer Schönheit, den ſie nur Kindesaugen fröhlich offenbart, unſerem vergeiſtigten Blicke entzogen, — ſollen wir darum die Pflichten verachten, welche die Natur dem Mannesalter auflegt? Die Kindheit iſt ewig objektiv, die Reife ſubjektiv; laſſet uns das heitere Glück, das uns nun einmal nicht mehr beſchieden iſt, preiſen, — aber thun, wozu wir in unſerem jetzigen Zuſtande geſchaffen ſind, überzeugt, daß kein Schritt, den die ewige Vorſehung veranſtaltet hat, ein Rückſchritt ſein kann!

S. 263 fühlt ſich wohl manches Auge beſtätigt, wel-

ches der Kompoſition von Overbeck: Chriſtus mit den Kleinen, nichts Bedeutendes abzugewinnen vermochte. Was hier als Grund angegeben iſt, möchte eben ſowohl auch von deſſen: Einzug Chriſti in Jeruſalem, gelten.

Ueber Muſik hört man Goethe am ſeltenſten reden. Es bleibt auch das Reden, welches überhaupt mehr das Wiſſen als die Kunſt zu fördern geeignet iſt, bei dieſer Kunſt am allerunzulänglichſten. Seite 282 aber finde ich eine treffende Anſicht: „Es iſt wunderlich, wohin die auf's Höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Komponiſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus, und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Herzen und Geiſte nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? mir bleibt Alles in den Ohren hängen." — Wem iſt es nicht auch ſo, der überhaupt gewohnt iſt, Unterlagen aus Geiſt und Herz zu ſuchen? Es iſt eben auch hier wieder der alte Kapitalfehler der Zeit: das Vergeſſen der Zwecke über die Kultur der Mittel.

S. 302 wird über Goethe's „Novelle" verhandelt, die dann oft genug wieder zur Sprache kommt. Wenn der Dichter hier die Blume des Ideellen, welches er in dieſe Novelle eingepflanzt haben will, als das Weſentliche, und das Reale in der objektiven Darſtellung nur als das grüne Blätterwerk betrachtet, ſo ſcheint er, wie ſehr dieſe Anſicht mit der unſern auch zuſammentrifft, ſeinen eigenen früher erwähnten Behauptungen damit zu widerſprechen. Dem ſei wie ihm wolle, darin wird uns wohl der größere Theil der Leſer beipflichten: daß dieſe Novelle von

ihm und von ſeiner Umgebung zu hoch angeſchlagen wird. Der Gehalt erſcheint zu einfach gegen den Aufwand von kleinen Mitteln und Dekorationen, der Inhalt iſt faſt Null, das eigentlich menſchlich Bedeutende, das Charakteriſtiſche wird vermißt, der Stoff iſt bloß ſeltſam und arm und reicht eben für eine Anekdote hin, die Behandlung iſt gekünſtelt, und man merkt zwiſchen mancher Schönheit das Machen zu ſehr. „Wie das Unbändige oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde" — wird darin nicht, wie Goethe angibt, gezeigt, ſondern bloß erzählt. Mag ſich übrigens Jeder erfreuen, woran er kann! Urtheil und Behagen ſollen einander nicht ſtören. Man muß ſich aber auch kein Wohlgefallen aufdogmatiſiren laſſen, wie es hier Eckermann ſich gefallen ließ, deſſen richtiges Gefühl ihm Anfangs das Wahre ſagte, bis Goethe's Erklärung, die doch nur das ausſprach, was der aufmerkſame Leſer bald wahrnimmt, ihm ſo imponirte, „daß es wie Schuppen ihm vom Auge fiel," und „daß er ſich endlich freute, daß dieſe in ihrer Art einzige Produktion doch nun exiſtire!" — Es iſt wahr, daß die ächte Trefflichkeit ſo in Menſchen wie in Büchern, erſt allmälig verſtanden werde, aber bei einem ſchönen Werke der Dichtkunſt geht dem Verſtändniſſe auch ſchon ein erfreuender erſter Eindruck voran, der ſich ſpäter nur gründlicher beſtätigt. Ich habe mich hier etwas aufgehalten, weil dieſer Fall ſymboliſch iſt, und zur Erklärung vieler ähnlicher dient.

Schiller ſchrieb einmal in einem Briefe: „Ich ſehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, der gegen-

über es keine Freiheit gibt, als die Liebe." Dieſer ſchöne Satz darf als das Reſultat ſeines innern Lebens gelten. Vom Unbedingten ging er kämpfend aus, und eroberte ſich nach manchen Wunden und Schmerzen das herrliche Reich der Selbſtbeſchränkung. In gleichem Sinne entfaltet hier der Freund ſeine Laufbahn, und ſpricht dabei das Ergebniß aus: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen, und werth ſind, ſeines Gleichen zu ſein." (S. 307).

S. 316. „Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſche. Goethe legte ſeine Hand auf dasſelbe." — „Was iſt das?" ſagte er. „Es iſt Helena, die an Cotta zum Drucke abgeht." Ich empfand bei dieſen Worten mehr, als ich ſagen konnte; ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiffe u. ſ. w." — Nun iſt die Helena eine ſehr ſchöne Dichtung, aber eine ſolche Art, ſich auszudrücken, muß man nicht billigen. Dieſer Fall gehört zu dem obigen, den ich ſymboliſch nannte. Wir haben eben gehört, daß Ehrfurcht befreie, Anbetung aber beſchränkt. — Wenn man nun vollends S. 317 vernimmt, daß der Dichter und ſein Freund ſich goldene Berge von der Aufführung dieſes Drama's verſprechen, — da muß man wohl lächeln!

Ich weiß nicht, ob die Definition, welche Goethe S. 319 von der Novelle gibt, nämlich: „ſie ſei eine unerhörte ſich ereignete Begebenheit," — nicht bloß jener

Lieblings-Novelle zu Liebe gegeben iſt. Wenn ich die Novellen der Italiener anſehe, ſo erſcheinen ſie mir als heitere Darſtellungen intereſſanter Kombinationen von Lebensverhältniſſen. Das iſt nun freilich die Goethe'ſche nicht.

Ein gutes Wort an die aufblühende Dichterjugend ſteht S. 322: „Um Proſa zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben; wer aber nichts zu ſagen hat, der kann doch Verſe und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt, und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht, als wäre es was." — Das wäre nun vortrefflich, aber wir haben's inzwiſchen weiter gebracht, und auch in Proſa etwas ſagen gelernt, „das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht, als wäre es was."

Ob ſich das chineſiſche Reich, wie S. 324 angegeben wird, durch jene ſtrenge Mäßigung in Allem, welche ſich unter der Form des Sittlichen und Schicklichen in all ſeinen Legenden und Werken ausſpricht, ſeit Jahrtauſenden erhalten habe und dadurch ferner beſtehen werde, — iſt wenigſtens eine intereſſante Frage. Ob auch hier Natur und Geſchichte gleiche Geſetze bethätigen?

Darin löſt ſich der Knoten, den der Streit um das Antike und Romantiſche geſchlungen: daß das Griechenthum deßhalb ein ewiges Vorbild bleibt, weil es ein Menſchenthum war, mehr als irgend ſonſt ein „thum" in der Welt. Was dabei griechiſch blieb, iſt eben um nichts beſſer, als was am Modernen franzöſiſch, ſpaniſch, altdeutſch oder ſerbiſch iſt. Dieſe Anſicht führt zu Goethe's Begriff von einer Weltliteratur, wie er ſich Seite 325 daraus entfaltet.

S. 340 finde ich Goethe unbillig, wenn er, wiewohl um Leſſing zu vertheidigen, im Nathan „polemiſche Piquen" zugibt. Wer wird läugnen, daß Leſſing's ganzes Leben und Streben Polemik war, — jene Polemik, welche einer ſeiner Brudergeiſter die läuternde Verweſung genannt hat, aus welcher Licht und Unſterblichkeit ſich entbinden? Nun iſt aber Nathan gerade das Werk, in welchem dieſe Polemik, überwunden vom durchbrechenden Geiſte der Liebe und des tiefſten Menſchengefühls, verklärt von dem milden Lichte duldender Weisheit, ſich ſelbſt aufhebt. Es iſt nie etwas Reineres als dieſes Buch aus eines Menſchen Hand und Seele gekommen.

„Ich ſage immer," begann Goethe (S. 342), „die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut, und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſofort." — Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwidern und hinzuzuſetzen, — fügt Eckermann bei. — Was wäre auch auf ſolche hörbar gewordene Gedanken zu erwidern? Höchſtens ein Echo, dort, wo ſie lang entſchlummerte Brüder wecken. Und ſo ergeht es mir. Die Vergänglichkeit menſchlicher Geiſteswerke, die aus den reichſten Verzweigungen von Fähigkeiten und Stoffen aufgeblüht ſind, — gegenüber der ewig treuen Gegenwart der Natur, — wem hat ſie nicht im innerſten Gemüthe ſchmerzliche Fragen angeregt? Saaten, der Erde anvertraut, gibt ſie zwanzigfach wieder, und lohnt dem Menſchen das Werk, das er ihr zuwendet, durch dauern-

des Gedeihen; wechſelnde Geſchlechter werden durch dieſe Thätigkeit an einander geknüpft, und die ſpäte Zukunft genießt und erkennt in der Geſtalt des mütterlichen Bodens das unvergängliche Leben der Vergangenheit. Die flüchtigen Werke des Wortes aber, die der ſinnende Geiſt des Ahnherrn ſchuf, werden ſchon vom Enkel kaum mehr begriffen; die rauhe Hand der Zeit fährt durch die zarten Blätter, die eingehauchte Seele entflieht, und der trauernde Denker müßte ſich einer vernichtenden Wehmuth hingeben, wenn nicht der Glaube verſöhnend einträte, — der Glaube, der allein die Wunden heilt, welche klügelnder Verſtand und irdiſche Bande der Menſchheit ſchlagen.

So lockt uns ein ernſtes, bedeutendes Wort in die gewohnte Tiefe verſchlungener Betrachtungen; und wir werden zu ähnlichen gereizt, wenn Goethe S. 343 meint, ſein Verhältniß zu Jakobi, weil es ſich nicht auf Gleichheit der Beſtrebungen gründete, habe der Freundſchaft bedurft, um ſich zu erhalten, während das zu Schiller derſelben entbehren konnte, da es ein herrliches Bindungsmittel in gemeinſamen Beſtrebungen fand. — Nun iſt es aber eben dieſes letztere Verhältniß, welches allein Freundſchaft genannt werden ſollte. Jede andere Verbindung zwiſchen Männern iſt nur geſelliger Verkehr in mannigfachen Formen. Nur ein hohes Ziel, in welchem ſich die Edelſten begegnen, bindet ewig; nur die, welche in dieſem Sinne verbunden ſind, bilden eine wahre Gemeinde; die Trennung iſt nicht im Stande, ſie zu trennen, und ſie finden ſich wieder, auch wenn alle Bedingungen des irdiſchen Daſeins gelöſt ſind.

Die Vorſtellung, welche Goethe vom Pulſiren der Erde hatte, iſt in ſeinen Werken kaum je ſo rein ausgedrückt als hier (S. 345): „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnißweiſe als ein großes, lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen iſt. Athmet ſie ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt, und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſer-Bejahung; dauerte er aber über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dieß aber gibt ſie nicht zu; ſie athmet wieder aus, und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten, und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige Finſterniß des unendlichen Raumes als friſches Blau hindurchgeſehen wird. Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſer-Verneinung. Denn wie beim entgegengeſetzten nicht nur häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit nicht verdunſten und trocknen will, ſo kommt bei dieſem nicht nur keine Feuchtigkeit von oben, ſondern die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt, ſo daß bei einer Dauer über alle Ordnung die Erde auch ohne Sonnenſchein zu verdorren Gefahr liefe. Am Einfachen, Durchgreifenden halt' ich mich, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Näſſe, Weſtwind. Wehet aber einmal bei hohem ein naſſer Nebel her, ſo ſehe ich daraus bloß, daß manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich bei-

kommen kann." — Nun iſt es gut, daß Goethe gleich Anfangs das „gleichnißweiſe" beigeſetzt hatte; denn Alles, was der Menſch anthropomorphiſtiſch von dem Leben der Natur ausſagt, iſt nur ein Gleichniß. Jede ächte Naturforſchung iſt Hylozoismus, — aber ſie kann es nie über die ſymboliſche Anſchauung bringen; und eben darin wurzeln die meiſten Irrthümer und Phantaſtereien der ſogenannten Natur-Philoſophen, daß ſie, Bild und Sache verwechſelnd, die zarte Welt der Beziehungen mit der rohen Hand realer Anwendung zerſtörten.

Ich will vom erſten Bande mit Aushebung einer bedeutenden Bemerkung Goethe's ſcheiden, welche ſich der Geſchichtsforſcher zurecht legen wird.

S. 349. „Es iſt merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befeſtigen ſie ihre Jugend zunächſt in der Ueberzeugung, daß dem Menſchen nichts begegnen könne, als was ihm von einer Alles leitenden Gottheit längſt beſtimmt worden; und ſo ſind ſie denn für ihr Leben ausgerüſtet und beruhigt. Sodann ihren Unterricht n der Philoſophie beginnen ſie mit der Lehre: daß nichts exiſtire, wovon ſich nicht das Gegentheil ſagen laſſe. Nun aber, nachdem von jedem aufgeſtellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entſteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre ſei. Im Zweifel aber iſt kein Beharren; er treibt den Geiſt zur Prüfung, woraus denn endlich die Gewißheit hervorgeht."

Zweiter Band. S. 6 fühlt man ſich in den Zuſtand verſetzt, welchem das Gedicht „Dornburg, September 1828" entquoll, das ich für eines der ſchönſten halte, die Goethe gemacht hat; wobei ich bemerke, daß in der Duodez-Ausgabe (Bd. 47, S. 68) ein unnöthiges Abtheilungszeichen dieſes Eine edle Gedicht zu zweien macht. Alle Kommentare, wie ſie Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens den Sangeslerchen, die er am Morgen in den Aether geſandt hatte, an den Hals zu binden pflegte, ſind nichts und helfen nichts. Der einzige und rechte Kommentar iſt, wie hier, ein anderer Geſang aus derſelben Atmoſphäre. Da ich aber ſelber gern und pflichtſchuldig kommentire, ſo erkläre ich „die geiſtige Zwieſprache," welche hier Goethe „mit den Ranken der Weinrebe" gehalten haben will (S. 7). Dieſe Ranken verriethen ihm damals eine ſeiner ſchönſten Naturbetrachtungen; die Betrachtung einer vertikalen und einer ſpiralen Tendenz in den Pflanzen, deren Beharren in jener, deren Bildung und Verwandlung in dieſer repräſentirt iſt. Es iſt eine weit ein- und ausgreifende Wahrnehmung, die uns das liebliche Spiel des Alls in einem netten, faßlichen Bilde vor's Auge bringt.

S. 10 wird es doch zu arg, wie gründlich es nachgewieſen wird, warum Goethe beim Diner verſtimmt war.

S. 13 erhalten wir Nachricht, wie Goethe bei der Naturforſchung zu Werke gegangen ſei. Das halte ich nun für ſehr wichtig, und glaube, ein ſolches Bekenntniß von Seite Aller, die in den Naturwiſſenſchaften berühmt geworden ſind, würde uns mit einem Male gar viele

Binden von den Augen reißen. Die Geſchichte einer Theorie wäre, dünkt mich, wichtiger als die Theorie; nicht die Geſchichte der Theorie ſeit ihrer Geburt, in der Welt, ſondern vor ihrer Geburt im Gehirne des Zeus, deſſen Pallas ſie ward. „Wenn ich", erzählt Goethe, „zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich Recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Verſuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn ſie ſich ſo gefällig erweiſen wollte, gelegentlich meine Meinung zu beſtätigen. That ſie es nicht, ſo brachte ſie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging, und welches zu bewahrheiten ſie ſich vielleicht williger fand." — Das iſt nun noch ein leidliches Verfahren, und wäre ſehr zu wünſchen, daß alle Iſis-Freier ſo ſponſirten; aber wie wäre es, wenn wir lieber der ernſthaften und (sub rosa!) etwas eigenwilligen Dame gar nie zumuthteten, unſere „Meinungen zu beſtätigen?" Wenn wir ſie reden ließen, und uns bloß auf's Sehen und Hören beſchränkten? Die Damen haben einen ſolchen Trieb, ſich mitzutheilen, daß, je weniger man ihnen Neugierde ſehen läßt, ſie deſto mehr und Wichtigeres von ſelbſt verrathen.

Warum man ſich ſo gerne in's räthſelhafte Düſter unwiederbringlicher Epochen zurückdichtet, iſt ein Problem. Wenn jede Zeit eine Sphinx iſt, und ſich in den Abgrund ſtürzt, nachdem ihr Räthſel gelöſt ward, — wozu dieſen Abgrund aufwühlen und das Vermoderte an's Licht reißen, ſtatt ihn mit jener Löſung, die unſer Tagewerk ſein ſollte, auszufüllen, daß es einmal glatt und eben werde auf den ewigen Bahnen der Geſchichte? Das ſage

ich in Bezug auf die altdeutſche Poetenſchule, die uns einen dunklen Traum für unſer helles Leben hintäuſchen will; und bin mit Goethe des Glaubens, daß der Menſch der Klarheit und Aufheiterung bedürfe; „und daß es ihm Noth thue, ſich zu ſolchen Kunſt- und Literatur-Epochen zu wenden, in denen vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung gelangten; ſo daß es ihnen ſelber wohl war, und ſie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf Andere auszugießen im Stande waren" (S. 14).

Was S. 15 u. w. über Walter Scott geſagt wird, iſt ſehr erfreulich. Möchte doch ein im Aburtheilen allezeit fertiges Publikum ſich hier ein Beiſpiel nehmen, mit welcher Intention, mit welchem Studium ein großer Dichter die Werke eines andern lieſt! Der tiefe Gehalt jener Werke entgeht ihm nicht, wenn gleich ſein Auge vorzugsweiſe — vielleicht allzuſehr! — an der Behandlung ſich weidet. So kann ich es nicht billigen, daß er (S. 18) auch die leſenden Frauen von der Betrachtung der Charaktere ablenken und in jene äſthetiſchen Myſterien einweihen will. Der Dichter genieße den Dichter, wie nur Er ihn genießen kann; das eigentlich Wirkſame aber gehe in die Herzen der Menſchen auch ohne Aeſthetik über! — Daß keiner jener Romane mit Waverley den Vergleich aushalten könne, iſt ſehr zu bezweifeln. In Robin dem Rothen iſt ein richtiger abgeſtuftes Verhältniß der einzelnen Partien gegen einander zu bewundern, während in Waverley die Expoſition gegen die Kataſtrophe zu viel Umfang hat; abgeſehen von dem eben ſo poetiſchen als mit Lebenseinſicht durchgeführten Ineinanderwirken von Le-

ben und Poeſie, wodurch Osbaldiſtone's Bildung erzweckt und der Zwieſpalt in ſeinen Anlagen und Wünſchen geſchlichtet wird — ein Triumph des dichteriſchen Genie's, welcher den Robin zu einem Romane macht, der ſeines Gleichen ſucht. Das Romantiſche, das Ideale hat hier einen Körper, einen Boden, wozu dem Dichter ſein geſchichtlich-ethnographiſches Element verhalf, — dergleichen ſelbſt dem Wilhelm Meiſter mehr zu wünſchen wäre; und am Ende bleibt es doch die Hauptfrage und die ſchwierigſte Aufgabe der modernen Dichtkunſt: auf welche Weiſe das Ideale in unſer nüchternes Leben einzuführen ſei, ohne Zwang und Unwahrheit, lebendig und verſöhnend?

Sollte es wahr ſein, was Goethe, begeiſtert vom Zuſammenwirken der Mitarbeiter am Globe, ausruft: „In Deutſchland wäre ein ſolches Blatt rein unmöglich. Wir ſind lauter Partikuliers; an Uebereinſtimmung iſt nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen ſeiner Provinz, ſeiner Stadt, ja ſeines Individuums; und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen" (S. 18). Laßt uns dieſes Wort Goethe's Lügen ſtrafen! — Wenn nicht Alles täuſcht, ſo ſchimmern überall verbindende Lichtſtreifen hervor.

S. 33 vertraut wieder Goethe, der unnöthiger Weiſe gar zu oft den Zeigefinger an die Lippen hält, ſeinem Freunde, indem er ihn an ein Fenſter zieht: „daß ſeine Sachen nicht populär werden können;" und ſagt noch viel Schönes von ſolchen Dingen. Aber ſollten wir die Welt ſo wenig zu überblicken verſtehen? bloß Goethe's Werke hätten dieſe Eigenſchaft? Welches Große und Tiefe iſt je

populär geworden? welches Aechte iſt „für die Maſſe geſchrieben?“ welches nicht „für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen ſind?“ Auch Eckermann verliert ſich in dieſe Erkenntniſſe, ſo naiv er Seite 35 die Worte des Orakels wiederholt: „Ja, Goethe hat Recht! Er kann nicht populär werden; und ſeine Werke ſind nur für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen ſind.“

Des Cartes nahm ſich klüglich vor, bei ſeinem Philoſophiren vom Standpunkte Adam's auszugehen. Es iſt indeß mit dem Abthun alles deſſen, was man Vorurtheil nennt, ſo eine Sache. Liebe und Haß, älter als das Ich, das ſie aus ſich zu gebären wähnt, laſſen ſich eben nicht ausziehen wie Beinkleider; und warum ſollten wir auch dann Vorurtheile weglegen, wenn ſie in Urtheilen wurzeln? „Ich war einſt auf Wolff böſe“, erzählt Goethe S. 37; „er hatte Abends zu ſpielen; ich ſaß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen könnte. Wolff ſpielte, — und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſein.“ — Darf ich hier als Pſycholog hinzufügen, daß Goethe nie ſo ſehr vom Verdienſte Wolff's überzeugt war, als in dem Momente, da er ſich vornahm, es in Zweifel zu ziehen?

Darf ich ihn für S. 41 gegen ihn ſelbſt in Schutz nehmen? „Meine dargeſtellten Frauen-Charaktere ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind.“ — So? Philine? die Melina? Adelheid? und es gäbe keine

Ottilien, Thereſen, Natalien? Gewiß, wenn nicht Leidenſchaften und Angewöhnungen, ſondern die tiefſte Meinung des Herzens den Menſchen machen, — ſo gibt es ſelbſt Iphigenien. — Laßt uns von der ſchöneren Hälfte der Menſchheit nicht ſo denken, als ob wir Körbe bekommen hätten.

S. 41. Goethe ſpricht vom Edinburgh Review: „Sie finden da folgende Aeußerung: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer ſich gern aus dem Sinne ſchlägt. — Nun, was ſagen Sie? da wiſſen wir mit einem Male, woran wir ſind, wiſſen, wohin wir viele neueſte Literatoren zu klaſſifiziren haben.“ — Wirklich? wiſſen wir das? und wiſſen's aus dieſer Bemerkung? ich weiß daraus nichts, als was ich lange gewußt: daß es mancherlei Narren gibt. Wir kennen das an Goethe, daß er alle Gedankenglieder, die ſich in ihm an einen Ring knüpfen, den er irgendwo liegen ſieht, dieſem Ringe zuſchreibt. So fand er ſich durch Heinroth's ſehr ſimple Wahrnehmung von ſeinem gegenſtändlichen Denken, ich weiß nicht wie, getroffen und geſchmeichelt; ſo durch Schubarth's halbwahre Vergleichung zwiſchen ihm und Shakeſpeare, und was dergleichen mehr iſt.

Ein kompetenterer Richtſpruch, mit billigerer, gnädigerer Anerkennung, iſt wohl kaum je über den armen Schelm Voltaire ergangen, als den er S. 49 mittheilt. „Ich kann wohl die Kaiſerin von Oeſterreich anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen keine Spur ſei, daß er je

die Linie der Konvenienz überschritten habe." — Und doch war der Schalk verwegen genug!

Im vollen Ernste: die Schälke sind nicht zu verachten. „Wir müssen uns hüten", steht Seite 52, „das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden." — Mich dünkt, zu lernen gibt es von Pugatschew mehr als von Howard; dieser ließ nur den Geist in sich gewähren, und legte der Liebe keine Fesseln an; welchen Aufwand von Verstand, Willen und Energie mußte jener entwickeln, um sich in der gesetzlichen Welt zu erhalten! Nicht umsonst schrieb ich zu meinen Resultaten:

Gebet Acht, wie Räuber schalten
Bei dem mörd'rischen Geschäfte:
Merket staunend, welche Kräfte
Sie bethätigend entfalten!

Ich nehme, wie Jarno beim Lehrbriefe Wilhelm Meisters, meine Rolle wieder zur Hand, und sehe, was es weiter zu erklären gibt. „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß" (Seite 59). Nun ist Goethe im Tempeldienste Thaliens ergraut, und sollten sein Wort Alle beherzigen, die da glauben, mit der Poesie des Herzens lasse sich ein Stück für die Bühne erzeugen, — oder: der Dichter müsse mit Theater-Piecen anfangen und lyrisch enden! Der Schauspieler und der Schauspiel-Dichter haben das mit einander gemein, daß sie mit der Poesie so ziemlich fertig sein müssen. Es ist bei die-

ſen Dingen mehr vom Handwerk, als die Unerfahrenen glauben und wünſchen.

S. 63 ſtehe ich wieder für Goethe gegen Goethe auf. „Ich habe", ſagt er, „das Gedicht: „Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen", als Widerſpruch der Verſe: „denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will", geſchrieben, welche dumm ſind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforſchenden Verſammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben." — Hier ſpuckt wieder der ſelbſtbeſpöttelnde Tic, den man vom Triumphe der Empfindſamkeit aus kennt, der aber, ſo lange es reine Kritik und wohlunterſcheidende Anerkennung gibt, keine gute Seele irre machen ſoll. Deutſche Naturforſcher wiſſen, Gottlob! für welche Worte goldene Lettern paſſen. So viel iſt klar, daß jene dummen Verſe genau dasſelbe ſagen, was die andern beſſer wiſſen wollen: eine rein gezogene Summe aller Goethe'ſchen Naturforſchung. Es iſt nur die Grammatik, der tödtende Buchſtabe, was den Eris-Apfel zwiſchen dieſe Gedichte warf. Leſen wir: Alles müßte in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren wollte, — und bedenken wir, daß das Sein des zweiten Gedichtes nichts anderes iſt, als das Werden des erſten, ſo erkennen wir das Gemeinſame beider: „das Ewige regt ſich fort in Allem."

Es iſt die Lehre von der Metamorphoſe, die in jenen Worten, wie in einer Knospe verhüllt, ruht, und ſich S. 65 in einer Blumenkette durch die Welt des Lebendigen ſchlingt. „Die Pflanze geht von Knoten zu Kno-

ten und ſchließt zuletzt ab mit Blüte und Samen. In der Thierwelt iſt's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen, und mit dem Haupte abſchließen, in dem ſich die Kräfte konzentriren. Was ſo bei Einzelnen geſchieht, geſchieht bei Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die ſich an einander ſchließen, bringen etwas hervor, das als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt; den Bienen-König. Wie dieß geſchieht, iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen. So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, eine Epoche ihre Häupter." — Nun iſt hier an das zu denken, was ich früher von den Natur-Philoſophen geſagt habe. Man muß das zarte, myſtiſche Gewebe mit ſinnendem Auge beſchauen, aber die Hände fein davon laſſen, die den goldenen Faden gern hinausſpinnen möchten in's verworrene Netz der Analogien. Sonſt möchte Einer fragen: bringt der Kopf Samen hervor? erzeugt ſich nie der Mann die Epoche?

S. 70. So wiſſen wir denn, daß die Verſe vom Blocksberg:

In dem Klaren mag ich gern'
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen;

Lavatern bedeuten. „Des Propheten Wort, oft iſt's nur Charade." — Wiſſen, daß, was in des letzteren Phyſiognomik über Thierſchädel vorkommt, von Goethe iſt, was

unſerer Ahnung ſo wenig entging, als wir ſeine Hand in Herder's „Ideen" verkannten (S. Falk S. 36).

S. 71. „In der indiſchen Philoſophie wiederholen ſich die Epochen, die wir Alle durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue, und ſind Skeptiker, ehe wir's glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichgiltig, und wir endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch." — Nur weiß ich, daß aus der Raupe der Gleichgiltigkeit ſich ein Schmetterling des Friedens entflügelt, der, in ſchönerer Apathie, über den Furchen der braunen, höckerigen Erde ſchwebt; die Keime ſeiner Schwingen ſind in der Sehnſucht nach Ruhe angedeutet, die uns Alle hat, und die Pascal für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes hält. — Omnia placata posse mente tueri.

Wie ſteht's aber dann mit S. 72, woſelbſt geſchrieben iſt: „Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Erſtaunen; und wenn ihn das Ur-Phänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo ſei er zufrieden, und ein Weiteres dahinter ſoll er nicht ſuchen." Setzen wir die Ehrfurcht an die Stelle des mirari, ſo behalten wir Alle Recht: Goethe, Lukrez, die Stoiker, die Inder, Pascal, und wir ſelber. Das Staunen iſt blind, die Ehrfurcht aber ſiehet.

S. 75 drückt ſich Goethe nur zu zart über Schiller's Amputation am Egmont aus, die mit einigem Verſtändniſſe des Gedichtes gar nicht zu reimen iſt.

Bei allem Reſpekt, den ich vor der Farbenlehre und vor Shakeſpeare's Blick in Natur und Welt habe, glaube

ich doch, daß Eckermann zu viel ſieht, wenn er S. 80 das Bleich-Erſcheinen Romeo's und Julia's dem Gewahrwerden eines chromatiſchen Phänomens zuſchreibt. Der ſcharf ſehende Britte war mehr ein Herzens- als ein Naturkundiger, und mag wohl das Phänomen innerer Vorgefühle hier im Herzen geſehen haben.

S. 90 beginnt das Dämoniſche, welches von nun an eine große Rolle ſpielt, und ſich rechts und links wenden und analyſiren laſſen muß. Freilich, wenn man ſo auf ſeine Pilgerſchaft von einem Hügel zurückſchaut, wird man da die leiſe Spur vom Tritte eines begleitenden Genius überſehen können? und ſollte ſie nicht ſichtbarer ſein, je bedeutender der Wanderer? Ich blicke hier in die Rolle meines eigenen Lehrbriefes, und finde die Worte: Es ſchauert Einem, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unſere innere Kultur, und alſo auch das eigentliche Heil unſeres Lebens hängt. Was wärſt Du, wenn es an jenem Tage nicht geregnet hätte, ſo daß Du, ſtatt jenen Cirkel zu beſuchen, Dich einſchloſſeſt, und den Gedanken gebarſt, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reiſe brachte? — Aber es iſt Pflicht, dieſes Geheimniß nicht weiter zu verfolgen, ſobald man es erblickt hat, und fortzuſchmieden, — als wäre man ſelbſt der Schmied ſeines Glückes. So war denn auch Eckermann's Frage (S. 303): wie ſich das Dämoniſche zur Idee des Göttlichen verhalte, Wagneriſch genug, und wenn ihm ſein Fauſt nur ausweichend darauf antwortet, ſo ſagen wir ohne Rückhalt: Dämoniſch nennen wir Sterbliche in unſerer Blindheit das Göttliche ſelbſt, wo wir es nicht begreifen;

und wo wir es zu begreifen glauben, da nennen wir es gut; in der Einfalt unſeres Herzens, vergeſſend des Wortes: „Wo warſt Du, da ich die Erde gründete? ſage mir's, biſt Du ſo klug?“ (Hiob 38, 4.) — Erſt S. 317 athmet man wieder freier, wo es heißt, man müſſe auch wiederum gegen das Dämoniſche Recht zu behalten ſuchen, und ſeine Arbeit ſo gut machen, als es gehen will. Es iſt ein Ringen Jakob's mit dem Herrn, welches der Herr gnädig anſchauen wird. Es iſt — ſagt Goethe — wie mit dem Spiele Codille, wobei die Würfel viel entſcheiden, die Klugheit aber dann auch die Steine im Bret zu ſetzen hat. Hier thut nun Eckermann wohl, nach ſeiner Weiſe an die Bruſt zu klopfen und zu ſagen: Ich verehrte dieſes gute Wort, und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um darnach zu handeln (S. 318).

Die Bezeichnung des Klaſſiſchen als des Geſunden, und des Romantiſchen als des Kranken, worauf ſich Goethe S. 92 etwas zu Gute thut, hält keineswegs Stich. Wie? es gäbe keine geſunde Romantik? Nach meiner Anſicht exiſtirt gar kein ächter Gegenſatz zwiſchen Beiden. Kein geſchichtlicher, denn es gab von jeher eine Romantik, und es wird — wir hoffen's — in alle Zukunft klaſſiſche Werke geben; kein formeller, wie S. 157 den Franzoſen zugegeben wird, denn in allen Formen kann man romantiſch dichten, in allen hat man Klaſſiſches erlebt. Mir iſt romantiſch dasjenige, es ſei nun klaſſiſch oder nicht klaſſiſch in der Ausführung, was jene myſtiſche Tiefe aufruft, die, auch im geſundeſten Zuſtande, wie ein ſtiller Lebenstraum in jedem menſchlichen Gemüthe ſchlum-

mert; mir iſt klaſſiſch alles Vortreffliche, tiefen Gehalt in vollendeter Form darlegend, — ſei es nun zugleich romantiſch oder nicht.

S. 101 heißt es von Buch: „Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da iſt's denn am Ende einerlei, was gelehrt wird.“ Dieſen Ausſpruch erkläre ich für den Gipfel alles Symboliſchen, wo es als Ironie erſcheint. Es iſt hier nur von Geologie die Rede, aber all unſer menſchliches Lehren und Lernen iſt in kein beſſeres Bild gebracht worden (ſagt der Prediger; „ſobald es über den Menſchen hinaus-, ja in den Schöpfungsprozeß hineinreichen will“ — ſetzt Triſtram hinzu).

Was Goethe S. 103 von Böhmen rühmt: „daß die Bildung der Literatoren da noch etwas Reines habe, welches im nördlichen Deutſchland anfängt, ſelten zu werden, indem hier jeder Lump ſchreibt, bei dem an ein ſittliches Fundament, an eine höhere Abſicht nicht zu denken iſt“ — dürfen wir wohl auf ganz Oeſterreich beziehen, und die ſchönſte Ernte daraus erhoffen.

Was oben bei Gelegenheit des Berlichingen von einer dichteriſchen Vorempfindung der Welt, vor ihrer Erkenntniß, geſagt worden, das iſt es auch, was, in Verbindung mit Geiſtesgegenwart, jene Wunder des Heldenthums begründet, welche S. 113 beſtaunt werden. Durch jenes Vorbewußtſein macht ſich der Held der Zukunft Meiſter, durch die Geiſtesgegenwart des Augenblicks, und da ihm die Lehren der Vergangenheit unverloren ſind, — muß ihm nicht das Leben gehorchen?

S. 119 erbaut ſich Eckermann an der Claudine von

Villa Bella. Es iſt ein luſtiges, liebes Ding, man mag es leiden, ja lieben, aber mit dem Erbauen geht's beim beſten Willen doch nicht.

„Nicht nur bei den Farben, wie Seite 124 ſteht, überall muß man ſich hüten, zu zarte Unterſcheidungen und Beſtimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgeſetzt wird, vom Weſentlichen in's Unweſentliche, vom Wahren in die Irre, vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden." — Hat ſich die kürzlich vergangene Epoche der Syntheſe zu ſehr hingegeben, ſo war dieß ein Merkmal jugendlichen Aufſtrebens; die kritliche Feinheit und Aengſtlichkeit im Diſtinguiren beweiſt, daß wir gealtert ſind. Kunſtrichter und vor Allen die Schüler Aeskulaps mögen ſich das zu Herzen nehmen.

War es Goethen, wie billig, ärgerlich, daß man ſich auszuklügeln bemühte, wer das Eine oder das Andere der Xenien gemacht habe, ſo bleibt es eben ſo philiſterhaft, ihn zu katechiſiren, wo er die Hexenſzenen geſchrieben, — ob im Farneſiſchen, ob im Garten Borgheſe (S. 134)? Sie ſind nun eben da, und ſo laßt uns nicht toller ſein als ſie!

S. 170 hört ihr's einmal von Goethe ſelbſt: „daß der erſte Theil des Fauſt aus einem etwas dunklen Zuſtande des Individuums hervorgegangen;" — ihr, die ihr mit deutſchem Tiefſinne der Himmel weiß welches philoſophiſche Bekenntniß und Syſtem „in dieſen Kolben verlutirt, und ihn gehörig kohobirt" — und es heraus deſtillirt habt! — Nun werdet ihr aber, ihr Wagner's aller Regionen, die Ohren ſpitzen, zu vernehmen, was denn

das für eine Stelle im Plutarch iſt, von der S. 171 geredet wird. Ich habe längſt die Fiction im zweiten Theile Fauſt's darauf bezogen, und will euch die Freude machen. Sie ſteht im Marcellus, und heißt: Der Dienſt geheimnißvoller Gottheiten, welche ſie „die Mütter" nennen, wird zu Engyon in Sicilien an gewiſſen Jahrestagen feierlich begangen. Nun frage ich mit der Voluſpa: was wiſſet ihr mehr?

Die Reiſe-Notizen, die uns Eckermann mittheilt, ſind ganz im Style ſeiner treuen Seele; immer wieder dieſe reine, klare, liebevolle Auffaſſung, welcher das Kleinſte nicht zu klein iſt; wie am Meiſter die flüchtigſte Laune, ſo an Frankfurt die guten Beefſteaks und das Weißbrot (S. 207). Ich ſage das nicht mit Spott; ein jedes Gemüth will geduldet ſein in ſeiner Weiſe, das kindliche aber hat auf Liebe Anſpruch und auf eine innige Verehrung.

S. 267. Nun kommt das Wort, welches (ſ. oben) Eckermann unterſtreichen ſollte. Von dem, was den Bildern der Neueren fehlt, iſt die Rede: das Männliche, ſagte Goethe; und ich unterſtreiche auch. Bloß den Bildern? frag ich weiter, ſehe in meine Rolle mit Reſultaten, und erlaube mir, auszuſchreiben: Was denn eigentlich unſeres Säkulums hemmend Prinzip ſei? Krankheit iſt's, Aſthenie; kräftige ſichs! es gedeiht. Und doch wollen ſie Dir, wackerer Euripides, das Erhabene abſprechen, — die armen Häringe! (S. 269.)

Ganz vortrefflich betrachtet Eckermann (S. 291) die Beſchäftigung mit der Poeſie, die dem Menſchen ſchmei-

chelt und ihn meiſt läßt, wie er iſt, im Gegenſatze zu der mit der Natur, die unſere Schwächen ausmerzt und uns erhebt. Es iſt das Sittliche, welches eigentlich ſein Charakter iſt, und hier in Schönheit durchbricht.

Mit einem ſolchen Herzen ſchloß er ſich an Goethe, ward empfangen und befriedigt, und ſo iſt es rührend, daß, wie das Buch von ſeiner Geburt beginnt, und die Geſpräche mit Goethe gleichſam nur den Kern ſeiner Selbſtbiographie ausmachen, mit dem Tode Goethe's auch ſein Leben wie das Buch abgeſchloſſen erſcheint. Eine ſolche Erſcheinung im ſittlichen Leben bewegt uns im Innerſten zu Theilnahme und Achtung; wir unterdrücken, was uns, von den frechen Dämonen des Weltverſtandes eingegeben, noch auf unheiligen Lippen ſchwebt, und bewahren das treueſte Bild, das uns von unſerem größten Dichter aufbehalten wurde, nebſt der Erinnerung an den, deſſen Liebe es gezeichnet, für immer in dankbarem Herzen.

Goethe und Schiller *).

Alles iſt nur Uebergang.
Brückeninſchrift.

In einer Zeit, wo ſo häufig die Namen, welche den Titel dieſer Zeilen ausmachen, als Fahnen zum Streit ausgeſteckt werden, — wo das Heil für alles Dichten und Trachten bald von der Nachfolge des Einen, bald von der des Andern prophezeit und erwartet wird, — mag es auch dem Einzelnen geſtattet ſein, von ſeiner Seite die Zuläſſigkeit dieſes ganzen Streites zu negiren, das Heil anderswoher zu prophezeien, und die Gründe, die ihn hierzu bewegen, anzugeben.

Für's Erſte muß der eigentliche Fragepunkt feſtgeſetzt werden, damit wir nicht, nach der Mode neueſter Genialität, in den Tag hinein phantaſiren. Alſo: daß von Nachbildung der Formen, deren ſich beide Dichter bedient, die ihnen eigen waren, nicht die Rede ſein kann, leuchtet wohl gleich ein. Wer möchte noch daher irgend ein Heil er-

*) „Da ſtreiten ſie ſich lange herum, ob Schiller oder ich den Vorzug verdiene; ſie ſollten lieber Gott danken, daß ein paar Kerls da ſind, über die ſie ſtreiten können.“ — Goethe zu Eckermann. I.

warten? Jeder lebendige Gedanke wird mit ſeiner nothwendigen Form zugleich geboren, jede ſelbſtſtändige Bildung ſchafft ſich die ihrige ſelbſt. Und was Goethen und Schillern eigen war, werden wir ihnen wohl laſſen müſſen, eben weil es ihnen eigen war, — weil wir nie Schiller und Goethe ſein können, und weil Derjenige weniger wird, als er ſein kann, ja als er iſt, der mehr oder etwas Anderes ſein will, als er ſelbſt. Was man Reminiszenzen nennt, kann und ſoll bei einer ſo reichen Bildung, wie die moderne, zumal die deutſche iſt, nicht vermieden werden. Die ganze Literatur iſt Reminiszenz; und die Bemühungen der größten Geiſter wären verloren, wenn ſie es nicht wäre, wenn das Schöne, das Große keine Spuren in uns zurückließe. Frägt es ſich aber um ein Vorbild reinen Styls, wobei die Eigenheit des Perſönlichen gemäßigt, veredelt werde, ſo ſchlage ich hierzu die Alten vor, die, wenn ich nicht irre, den angeführten großen Dichtern ſelbſt zum eigentlichen Muſter dienten. Wir dürfen dabei nicht fürchten, monoton zu werden; denn das Nachahmenswerthe im antiken Style beſteht in der Einfachheit, Präziſion und Anmuth — Eigenſchaften, welche mit der eigenthümlichen Farbe jedes originellen Schriftſtellers recht gut vereinbar ſind. Oder waren die Großen unter den Alten nicht auch originell? geht Ein Ton durch Herodot, Thukydides, Platon, Cicero, Tacitus? Wenigſtens haben wir dabei nicht mehr Eintönigkeit zu beſorgen, als wenn wir Alle Goethe oder Schiller kopiren. Die Nachahmung von Goethe's früherem Style würde zu einer gewiſſen Nachläſſigkeit, welche nur dem Genie, — die Nachahmung des ſpätern zu einem

Vornehmthun, welches kaum dem Genie erlaubt iſt, verführen; die Nachahmung Schillers zu leerem Phraſenſchwall bei Solchen, die den Pomp ſeines Ausdrucks ohne ſein Gefühl beſäßen, — zu einer Subjektivität, die nur einem ſo von Grund aus liebenswürdigen Subjekte, als er war, geſtattet werden kann.

Doch ſchon zu viel hiervon! Um Kopie handelt es ſich alſo nicht. Welcher von Beiden überhaupt den Vorzug verdiene, möchte wohl auch nicht gefragt werden können. Schiller wenigſtens war der Antwort darauf gewiß, er, der, je weiter er vorſchritt, deſto mehr ſich der realen Fülle und idealen Vollendung Goethe's zu nähern ſtrebte; auch möchte es wohl von allen Gebildeten jetzt anerkannt ſein, daß die höchſten Hervorbringungen Goethe's nicht nur das Höchſte ſind, was Deutſchland, ſondern was die neuere Zeit überhaupt aufzuweiſen hat. Ich ſage: die höchſten, weil es ſich von ſelbſt verſtehen ſollte, daß man nur dieſe zum Maßſtabe eines graduellen Vergleiches machen darf; wer „Epimenides Erwachen" mit „Wilhelm Tell" zuſammenhielte, würde ſo gut fahren, wie, wer „Cabale und Liebe" zum ewigen Vorbilde der Poeſie machen wollte.

„Noch immer nicht die eigentliche Frage!" unterbricht mich der Leſer; — „nicht um Manier, nicht um Vorzug handelt es ſich, ſondern um den Weg, den der deutſche Schriftſteller in Zukunft einzuſchlagen habe, wenn er ſeinem Volke das werden will, was ihm zu ihrer Zeit jene Dioskuren geweſen ſind; ob den Weg Schiller's oder Goethe's? Denn auf dieſe Doppelbahn ließe ſich zuletzt alles literariſche, zumal poetiſche Streben zurückführen." — Ich ge-

ſtehe, dieſe Vorausſetzung nicht zu begreifen. Warum gerade Schiller's oder Goethe's Weg? warum nicht Leſſing's, Herder's, Wieland's? kommt es überhaupt auf den Weg an? führen nicht alle Wege nach Rom? haben es nicht jene angeführten Dichter — ich möchte ſagen — wunderſam bewieſen? iſt nicht Schiller, wie ich oben bemerkte, in der zweiten Hälfte ſeiner Bahn ſo ziemlich Goethe's Weg gegangen? Aber zugegeben, daß es ſei, wie jene ſagen — ſo muß ich mich weiter fragen: welches war denn Goethe's Weg? welches der Schiller's? Wenn ich hierüber nachſinne, ſo finde ich Folgendes: Goethe iſt bei ſeinem Dichten und Denken vom Leben ausgegangen, und hat das große Glück gehabt, ſich nie davon entfernen zu dürfen, wenn ihm gleich nach ſo manchen Pilgerfahrten das Land der Idee nichts weniger als fremd blieb; vielmehr das Reale und Ideelle, in ſeinen ſchönſten Produktionen, wie im Taſſo, ſich zu einer Einheit verband, wie man ſie ſeit den Tagen Sophokles nicht mehr bewundert hatte. Schiller's produktive Kraft ward im Anbeginn durch den ſchmerzlich gefühlten Kontraſt der äußern und innern Welt zur Oppoſition gegen die erſtere geweckt, bis die Reife und Erfahrung des männlichen Alters allmälig die Forderungen des edelſten Herzens abſpannten, und einen ruhigern Sinn für's Leben in demſelben erſchufen, — daß es, ſeinen ewigen Idealen nie untreu, in der Poeſie endlich die gleiche Verſöhnung zwiſchen Ideal und Leben ſuchte und fand, — wie ſie aus Goethe's Dichtungen weht. Dieſer Unterſchied iſt alſo, wie man ſieht, durch Naturell und Verhältniſſe bedingt, und es frägt ſich demnach nicht: welchen von

beiden Wegen *ſoll* man gehen? ſondern: welchen *kann* man gehen? So bliebe uns denn vor der Hand nichts übrig, als dieſe Frage an uns zu richten, und — nach erhaltener Antwort — zu gehen. Denn ein Schelm thut mehr als er kann. Wer dann am weiteſten kommen wird? Hierauf ſcheint die Geſchichte zu erwiedern: daß eine glückliche Organiſation bei beharrlichem Weiterſtreben, unter Begünſtigung der Verhältniſſe, das Höchſte leiſtet. So war es bei den Griechen, ſo bei Goethe. Glaube ja Niemand, daß Goethe oder Schiller ihre Zeit gemacht haben; zu der Zeit, als dieſe Geiſter emporſtrebten, ſtrebte die Welt mit ihnen; eine Unzahl Opferflammen loderten auf einmal hinan, von einem gemeinſchaftlichen Strahl von oben her entzündet, — nur daß Goethe's Flamme am höchſten emporſchlug. Nur wenn eine *Zeit* Anlaß gibt, daß *eigene* Naturen ſich rein und frei entwickeln, entſtehen Vorbilder. „Man kann ſelten unterſcheiden," ſagt ein Stimmführer neueſter Kritik, „wie fern ein Mann mehr auf ſeine Zeit, oder dieſe mehr auf ihn gewirkt. Große Geiſter ſind nur die Spiegel der Zeit, durch die ſie eben geſchliffen werden." — In einem dieſer Geiſter erreicht dann wohl die Zeit die man immerhin nach ihm nennen mag, das Letzte, was ſie als ſolche erreichen kann, — aber nicht das Letzte überhaupt. Darum ſind die größten, wirkſamſten Geiſter als Durch- und Uebergangs-Medien zu betrachten, — als Triumphpforten, durch welche die Zeiten ziehen; die Formen, in denen ſie ſich bewegten, als Schlangenhäute, die bei der Wiedergeburt abgeworfen werden müſſen. Umgehen kann, ſoll man dieſe Pforten nicht, — aber bei ihnen ſtehen

bleiben auch nicht. Schiller hat ſo ziemlich unter uns ausgewirkt, wie Leſſing; Goethe's Geiſt wirkt noch fort, oder vielmehr, wirkt erſt jetzt; aus ihm entſprang der Quell der Gegenwart, die uns umrauſcht; die Söhne des gewaltigen Stromes erkennen ihn bereits ſelbſt als Vater an: ihn, der die urſprüngliche Welle friſchen Lebens entfeſſelte, und ſich ſelbſt keinen ächtern Namen weiß, als den des Befreiers (Goethe Bd. 45, S. 429); und in ſo fern könnte man ſagen, daß ſeine Richtung für uns gemacht ſei; aber auch dieſe Haut wird die ewig lebendige Bildung einſt von ſich abſtreifen, und neuen Formen entgegenblühen.

Richtung ſagte ich? hier habe ich die Saite berührt, die bei unſern Zeitgenoſſen am ſchnellſten und lauteſten nachklingt. „In der Richtung, in der Tendenz ihrer Anſichten" — höre ich dieſe rufen — „waren ſich doch jene beiden entgegengeſetzt?" — Entgegengeſetzt? warum nicht gar! von differenten Naturen habe ich einen Begriff, weil der Menſch das Holz, woraus er ſich ſchnitzelt, von oben erhält; aber davon habe ich keinen, wie zwei reine, wohlwollende, denkende Geiſter über die heiligſten, höchſten Intereſſen entgegengeſetzter Anſicht ſein ſollten. Die Bildungsgeſchichte unſeres Geſchlechtes ſollte uns hinlänglich belehrt haben, — wohin alle Geiſter, die ſich ihrer und des Ganzen bewußt werden, tendiren. Hier gibt es keinen Eigenwillen, und die Neigung verliert ihr Stimmrecht; der gebildete Menſch kann ſich die höchſten Bedürfniſſe nicht verhehlen, — kann dem hörbaren Schritte der Menſchheit das Ohr nicht verſchließen; nicht das Auge dem ſichtbar deutenden Finger der Vorſehung; — und der Gebildetſte

aus uns, Goethe, hätte es gekonnt? Nimmermehr! Wenn man an ihm je dieſe Richtung, der er gerade ſein ganzes Leben geweiht, verkannt hat, ſo war es Mißverſtändniß, das die Geſetze der Kunſt mit denen der Moral verwechſelte; oder Kurzſichtigkeit, die den lichten Punkt in der Ferne nicht gewahrt, wo beide zuſammentreffen; oder Oberflächlichkeit, die ſich die Mühe nicht gibt, in den Kern ſeiner Werke einzudringen; oder gar Bosheit und Abſicht, der es um die höchſten Intereſſen der Menſchheit nicht ſo ſehr zu thun iſt, als ſie uns glauben machen will; was wir aber, zur Ehre unſerer Nation, lieber nicht annehmen wollen. Sein Wollen und Denken iſt den Tieferſchauenden nicht fremd geblieben; auf einſamen Höhen erwarten dieſe Keime himmliſche Befruchtung, mit jenen, welche der prophetiſche Herder gelegt, den man weit öfter zitirt als begriffen hat, und deſſen Wirkung weit über unſer Jahrhundert hinaus reicht. Schiller's Lebensathem drang in den Buſen ſeines Volkes und ſeiner Zeit, und belebte unſer Herz zu feurigen Pulſen; wir ſchreiben ihm allein die Richtung zu, die wir an ihm allein verſtehen. Herrlicher hat Niemand ſeinen Werth ausgedrückt, als Goethe an Bettina *).

Nun iſt nur noch eine Seite übrig, von der aus wir allerdings dem eifrigen Studium Schiller's vor dem Goethe's den Vorzug zugeſtehen möchten. Ich meine den Dichter, deſſen Abſicht es iſt, von der Bühne herab, und zwar

*) Man ſehe Goethes Einwirkungen.

durch die Tragödie, auf uns und unſer Vaterland zu wirken. Ihm hat Schiller den Weg vorgezeichnet, auf dem allein er ſein Publikum zu einer Stufe emporheben kann, von der aus es einer reinen, höhern Wirkung empfänglich wird. Das ſcheinen die beſten der neuern Dramatiker, das ſcheint Grillparzer vor Andern zu empfinden.

Was folgt nun aus dieſem allem? was haben wir zu thun? Alles in uns aufzunehmen, und unſern Weg dabei fortzugehen. Unſere Bildung ſei ein Strom aus urſprünglichem Born, von mündenden Bächen und Flüſſen geſchwellt, aber nicht gehemmt. So, und nur ſo werden wir die Ahnungen unſerer Väter überflügeln; man wird nicht länger müßige Elegien anſtimmen, daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkommt; es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenland, auch Goethe iſt, nur anders. Denn die Menſchheit iſt unendlicher Entwicklungen fähig. Aber auf dem Wege, welchen die Himmelsſtürmer der neuern Kritik zu bahnen wähnten, wird es nicht gehen; durch Verläugnung des Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht größer werden; wir müſſen es erſt in uns aufnehmen, bevor wir es verdauen, bevor wir es überwachſen. „Ich begreife nun," — ſchrieb einſt Schiller — „daß das Vortreffliche eine Macht iſt, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe."

Laſſet uns ein ſo großes Wort durch Thaten der Ehrfurcht bekräftigen, — aber auch nicht vergeſſen, daß Jedem von uns Kräfte gegeben ſind, mit denen er weiter reicht als mit allen fremden, — und daß nur von der

Entwicklung und Thätigkeit aller dieſer Kräfte das zu erwarten iſt, dem wir Alle ſehnlichſt entgegendürſten, und das kein Einzelner je darzuſtellen hoffen darf. Das hat Goethe mit ſeiner Weltliteratur gemeint; den Gewinn hat er berechnet, der der Menſchheit fiele, wenn alles Monopol aufhörte, und alle einzelnen Intereſſen dem großen Kapitale zugeſchlagen würden. Und wahrlich! wenn wir das ein goldnes Zeitalter nennen, in welchem eine Verſammlung großer Charaktere und Köpfe auf eine Nation bildend einwirkt, — von welchem Metall wird jenes ſein, das uns bevorſteht, wenn eine ſolche Bildung allgemein wird? Die Trägheit ſchiebt Alles auf's Genie; aber man beginne nur, — und man wird erfahren, was wir Alle können! wie man denn auch, wenn man Goethe's Leben prüft, gar bald bemerkt, daß es nicht ſo geiſtig ſchlaraffenmäßig war, als man fabelt, — daß ihm auch nicht Alles nur ſo eingefallen iſt, wie der Blitz einſchlägt, — ſondern daß auch Er ſich ſein mißgönntes Theil Lorbeer ſauer genug verdient hat, — ſaurer, als ihr eurer Bravo vom literariſchen Parterre. — Laſſen wir dieſen ſeinen Schweiß nicht vergebens ſein! kehren wir mit den von ihm erkämpften Trophäen in die Heimath zurück — in uns ſelbſt; denn hier nur blüht unſer Lorbeer. Dadurch, daß die Größten ſie ſelbſt geweſen ſind, — geweſen ſind, was nur ſie ſein konnten, dadurch ſind ſie die Größten geweſen; dieſe Pforte ſteht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir ſind, — uns bilden zu dem, was wir, nur wir, ſein können, das iſt unſere Aufgabe. Ohne eigenes Leben kein Heil. Träumen müſſen wir, um zu ſchaffen, eine eigene Größe träu-

men. Ewig zurückſchauen, raubt uns die Gegenwart, den Boden des heiligſten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eigenen! Folgen wir dieſem Wahlſpruch, durch den Hellas groß ward, dann wird des Dichters Wort wahr werden:

Sind dieſe Thatenquellen wieder unſer eigen,
— Das Dunkel ringt noch zweifelhaft mit Licht —
Dann wird gewiß ſich eine neue Größe zeigen,
Dieß hofft, ihr Guten, und verzaget nicht!

III.

Kunst.

Ein schwierig Thema ist das Leben,
Die Wissenschaft ein mühvoll Streben;
Nur selten lächelt Göttergunst
Den Sterblichen. Sie nennen's: Kunst.

Elemente der künſtleriſchen Kompoſition.

In der bildenden Kunſt ſteht der Gegenſtand feſt, wie der Glaube; der Geiſt des Menſchen umwandelt ihn wie der Begriff.

Bettina.

Das Wort Kompoſition drückt den Begriff eines aus Einzelnheiten erſchaffenen Ganzen aus. In dieſem Begriffe iſt eigentlich ſchon das höchſte Geſetz der Kompoſition enthalten; aus ihm laſſen ſich alle Forderungen, die man an ein Ganzes zu machen berechtigt iſt, ableiten. In einem Ganzen muß nirgends zu viel noch zu wenig ſein, — alle Theile müſſen nothwendig ſein, und ſich wechſelſeitig auf einander beziehen. Jeder Theil muß nur mit Rückſicht auf den andern da ſein und verſtanden werden. Nur iſt dieß nicht ſo gemeint, daß alle Theile ſich koordinirt ſeien; vielmehr müſſen einige herrſchen, andere dienen, und alle ſich einem Mittelpunkte unterordnen, der ſie hebt, indem er von ihnen gehoben wird. Dieſe Erſcheinung bemerken wir in den Gebilden der Schöpfung, und nennen ſie Organismus; wir wünſchen ſie in den Gebilden der Kunſt gleichfalls ausgeſprochen, und verlangen demgemäß, daß dieſe organiſch ſeien. Das gilt von der einfachen Kompoſition ſo wie von der zuſammengeſetzten, welche, als eine Kompoſition aus Kompoſitionen, zwar

mehrere Ganze darſtellt, die aber wieder nur erſt im Bezug auf einander ihren völligen Werth behaupten. — Alles dieß wird, wenn auch von Jenen, die ſich Künſtler nennen, nicht immer befolgt, doch mindeſtens ſo ziemlich eingeſtanden. Weniger anerkannt, aber nicht weniger fruchtbar, dürfte das Folgende ſein.

Jede Kompoſition beſteht aus drei Elementen, deren einſeitiges Vorwalten, bei Malern und Kunſtrichtern, drei Schulen des Irrthums bedingt; deren einiges Zuſammenwirken allein das Werk zu einem lebendigen Ganzen macht, und ihm das verleibt, was das lateiniſche Wort als Nebenbegriff enthält: Die Wirkung zu beruhigen, zu befriedigen.

Das erſte dieſer Elemente liefert der Gegenſtand, den der Künſtler zu ſeiner Aufgabe gemacht hat. Jeder Gegenſtand nämlich, ſobald er Vorwurf bildender Kunſt wird, trägt das Geſetz ſeiner Darſtellung in ſich; der Künſtler, wenn er das treue Bild desſelben auf die Leinwand zaubern will, muß ihn vor allem rein auffaſſen; dieß wird nur dadurch möglich, daß er ſich, wenigſtens für dieſe Periode des Schaffens, ſelbſt vergißt, ſich dem Objekte unterordnet. Das Vermögen, die Geübtheit, dieß zu leiſten, iſt es, was man in der dichtenden Kunſt unter der Benennung Objektivität mit Recht ſo hoch ſchätzt, und an den Alten, an Goethe, ſo ſehr bewundert. Denn die höchſten Geſetze gelten gleich in allen Künſten. So wird in der bildenden das wahr, was, paradox klingend, von der Muſik geſagt ward: daß nicht der Tonkünſtler den Satz, ſondern eigentlich der Satz den Muſikus durchführe. Durch

dieſe allſeitige, ungetrübte Aufnahme des Gegenſtandes wird der Künſtler zum herrlichen Organe, durch das die Natur wie die Geſchichte zu dem genießenden, fühlenden Menſchen ſpricht; durch ſie feſtgebannt, ſtellt Roms Majeſtät in Rubens, die zauberiſche Heiterkeit der lächelnden Natur in Claude's Gemälden ſich einer ſpäten Nachwelt dar. Der Künſtler wird alſo trachten, den ganzen Gegenſtand, ſei er Natur oder Geſchichte, nach all' ſeinen Motiven zu erſchöpfen, damit der Beſchauer durch die Klarheit, womit er ihn überſehen kann, eines freien Urtheils, eines tiefen Eindrucks fähig werde. Doch wird er nicht außer Acht laſſen, daß Vollſtändigkeit und Breite zweierlei ſind; und daß ein Gegenſtand erſchöpft iſt, ſobald ſein Weſen klar wird. Das Weſentliche aber einer Begebenheit, eines Gedichtes u. ſ. w. zu finden und in Eine pittoreske Handlung zu konzentriren, hat freilich ſeine Schwierigkeiten, die hier zu erörtern nicht der Ort iſt. Diejenigen, bei denen dieß Element des Gegenſtands vorwaltet, verkennen die Grenze ihrer Kunſt; ſie wollen auf der Leinwand den Dichter oder die Geſchichte ganz erſetzen, oder, wenn ſie Kunſtkritiker ſind, ganz erſetzt ſehen. Ein Beiſpiel dieſer Einſeitigkeit iſt die alterthümliche Weiſe, zwei auf einander folgende Handlungen in Einem Raume darzuſtellen — ein Verfahren, welches, indem es ſchreibt, ſtatt zu malen, doch das Bedürfniß nach vollſtändiger Uebertragung des Gegenſtandes unverkennbar andeutet.

Das zweite Element der Kompoſition beſtimmt der gegebene Raum, der, nach den Geſetzen der Kunſt, vom Künſtler mit einer anmuthigen Harmonie von Formen, Far-

ben und Beleuchtung auszuſchmücken iſt. Denn dadurch, daß eine Geſchichte Schmuck eines Raumes werden ſoll, wird ſie erſt Eigenthum der Kunſt. Die Alten beweiſen in allem, was ſie hinterließen, daß ſie dieſe Maxime erkannt und geübt haben; und Goethe, dem ſie als Triumph der Kunſt beſonders zuſagte, war ſogar bemüht, im Laokoon ihr Walten nachzuweiſen, und dieſe ſchmerzlich ergreifende Gruppe als herrlichen Zierrath darzuſtellen. Gewiß bleibt es, daß die bedeutendſte, gefühlteſte, klarſte Handlung von der Leinwand nicht zu uns ſpricht, ſo lange ſie nicht maleriſch verarbeitet, ſo lange ſie nicht Bild geworden iſt; gewiß bleibt es andererſeits, daß auch beim Element des Raumes ein Extrem möglich, ja wirklich iſt; nämlich: zu Gunſten einer dem Auge (zumal dem durch akademiſche Phantome verwöhnten) ſchmeichelnden Symmetrie oder Farbenharmonie das Weſentliche des Gegenſtandes aufzuopfern, und Charaktere zu Arabesken zu erniedrigen.

Das dritte Element endlich liegt in der Bruſt des Künſtlers. Wie, nach Lenau's ſchönem Ausdrucke, das Weib etwas von ihrer Liebe in das Gericht miſcht, das ſie dem Manne vorſetzt, — ſo wird jener Maler die Tafel nur beklecksen, nicht beleben, der nicht einen Theil ſeines Selbſt abzulöſen und auf ſie überzutragen vermag. Denn wenn auch jedes ächte Künſtlerthema das Geſetz ſeiner Darſtellung diktirt und ſich in dieſem Sinne ſelbſt komponirt, ſo ſieht doch jeder gebildete Menſch jedes Objekt auf ſeine eigene Weiſe; und keiner darf ſagen, daß Er allein es recht ſehe. Was von der geſetzgebenden Macht einfach ausgeht, vermannigfacht ſich unter den Händen der vollzie-

henden. Tauſend Dichter haben die Linde beſungen, unter deren ſanft bewegten Schatten ſie glücklich waren; jeder hat ſie anders beſungen; wollt ihr es nun dem Künſtler verdenken, der das ſtille, heilige Gedächtniß ſeiner beſten Stunden über die Geſtalten hinhaucht, die ſein warmer Pinſel ſchuf? der den Farbenton ſeines Herzens über das Werk ſeiner Hände zieht? Nur wer gerührt iſt, rührt; und was nicht vom Leben kommt, wie ſoll es Leben erzeugen? Wer ſeinen Bildern dieſes Etwas nicht zu geben weiß, wodurch ſie, nicht der Manier, ſondern dem Gehalte nach, ſeine Bilder werden, der nenne ſich nicht Künſtler; er bleibt Kopiſt, und wenn er im Stande wäre, Phidias und Skopas bis zur Täuſchung zu kopiren. Das Uebermaß dieſes Elements des Individuellen iſt es, wenn der Komponiſt ſich ſtatt des Objekts hinſtellt, wenn er das Weſentliche des letztern einer geliebten Grille opfert, wenn er eigene Träume und Erlebniſſe, zur Verwirrung der Handlung wie des Beſchauers, in ſein Bild hinein allegoriſirt.

Hat aber ein Künſtler eine Handlung allſeitig dargeſtellt, zu maleriſcher Wirkung verarbeitet, und mit dem Namenszug ſeiner Liebe bezeichnet, ſo hat er komponirt. Sein Werk iſt abgeſchloſſen, und genügt den Forderungen, die am Eingange dieſer Zeilen gemacht wurden. —

In einer zweiten Skizze werde ich zu erörtern verſuchen, daß der einzelne Künſtler, ſo wie ganze Kunſtſchulen nur dann auf dem rechten Wege ſind, wenn ſie von der Natur, von der häuslichen Sphäre des ſie umgebenden Lebens ausgehen, und ſich durch Ausbildung zur Freiheit

und Allgemeinheit ſteigern, — nicht aber, wenn ſie, ohne eigenes Leben, ſprungweiſe durch Nachahmung des Vollkommenen die Vollendung ertrotzen wollen. Wenn wir die Antike erreichen, ja überbieten wollen, ſo müſſen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, ſondern fragen, wie ſie dazu gekommen ſind, es zu machen. Fragen wir aber: wie ſie dazu gekommen? ſo erhalten wir zur Antwort: Dadurch, daß ſie von der Natur ausgingen, und ſie nie aus den Augen verloren. Auf dieſem Wege wird dem menſchlichen Geiſte die Summe ſeiner Verhältniſſe klar: daß er ein Ebenbild des göttlichen iſt, und die Ahnung jener höchſten Einheit in ſich trägt, in welche Kunſt und Natur zuletzt verſchmelzen.

Natur und Styl in der Malerei.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.

Heinse.

Es gibt, wie in allen menschlichen Angelegenheiten, so auch in der bildenden Kunst, Traditionen, die, gleich einem erblichen Grundbesitze, vom Ahn auf den Enkel übergehen; jeder fühlt sich behaglich im Hause der Vaters, und bedient sich des alten Geräthes, ohne viel nach dem Woher? oder Warum? zu fragen, als müsse es eben sein. Dann findet sich einmal ein baulustiger Erbe; er will in einer ihm lieb gewordenen Gegend eine Wohnung aufschlagen, wie die seiner Väter ist. Da untersucht er diese bis auf den Grund, — das alte Gerüst baut sich neu wieder in ihm auf, der Geist der Väter kommt über ihn, lehrt ihn, was sie wollten und wie sie's schufen, und er schafft seinen Nachgebornen das Erbe, das sie bedürfen.

Braucht das Gleichniß eine Erklärung? Dem Künstler, dem Liebhaber summen, wo er sich hinwendet, um sich Weisheit zu erhorchen, die schönen Worte: „Styl, Ideal, Antike," in die Ohren. Diesen Kompaß gibt ihm die Theorie mit auf die Fahrt: er segelt damit — in's Blaue. Verzweifelnd nach manchen trostlosen Irren, strebt er in

den Hafen der Natur zurück, — glücklich genug, wenn er nicht an den Sandbänken der Gemeinheit ſcheiterte! Nun wirft er den Maßſtab der Schule weg, und betrachtet noch einmal die Werke der Meiſter. Da öffnet ſich ſein Auge, und, von den Thränen eigenen Ringens gereinigt, gewahrt es Lebensſpuren, wo es einſt nur Pinſelſtriche geſehen. Das Leben, und was es in ihm entwickelte, iſt nun ſein Maßſtab; und da lieſt er aus jenen Werken ganz was anderes heraus als Kompoſitionsregeln, Licht- und Regenbogeneffekte. Er erlebt die Bilder ſeiner Vorgänger, weil ſie erlebt worden ſind; er erfährt, daß alle Meiſter von der Natur angefangen, und mit der Darſtellung ihres Gemüthes geendet haben. Und kann der Menſch am Ende etwas Anders, etwas Höheres darſtellen, als ſich?

Alle älteſten Kunſtſchulen, ſo wie der beginnende Künſtler, — was ſtreben ſie, als: die liebe Welt um ſie herum auf ihre Tafel zu bringen? ſo wahr, ſo treu, als es gehen will. Das war und bleibt die erſte Stufe der Kunſt, — von da ſteigt ſie empor. Hier zieht der Menſch das Höhere herab; denn die Natur iſt höher als der noch ungebildete Menſch, weil ſie geſetzlich, er aber willkürlich wirkt; es iſt ein gemeines Beſtreben, aber der Künſtler muß es mitmachen; denn wie will er den Dingen das Siegel ſeiner Herrſchaft aufdrücken, ehe ſie ſein ſind? Das Antike, das ihr thöricht der Natur entgegenſtellt, hat keine andere Wurzel; niemand blieb, auch noch in der Periode des freieſten Schaffens, dem ſchönen Kreiſe der Natur und Heimath ſo treu als der Grieche. Das Altgriechiſche, das Altdeutſche, das Altitalieniſche, das Altniederländiſche, die

erſten Produktionen des einzelnen Künſtlers, haben etwas, das Weſentliche, mit einander gemein. Nun wird der Künſtler in den Formen, Farben und Beleuchtungen der Gegenſtände immer heimiſcher, die Signaturen der Dinge werden ihm geläufig, und während ſo ſein Auge und ſeine Hand ſich bilden, dringt das Leben ſeinem Innern Reſultate auf. Sein Verſtand reift, ſeine Phantaſie füllen Bilder, ſein Herz liebt; die Fülle gährt und treibt in ſeinem Gemüthe, er ſchaut auf die Außenwelt, und auf das Werk ſeiner Hände, und ſiehe da! er gewahrt, daß die Natur ein Echo des Geiſtes iſt, und daß er, indem er ihre Lettern verbindet, zu ſprechen vermag. Und dann, und nur dann, wenn er das erlebt hat, nenne er ſich Künſtler. Wen es nicht von innen heraus treibt, in Linien und Farben, Lichtern und Schatten zu lallen, dem frommen Geſetz und Antike nichts. Seine Werke werden, wie die von Mengs, nicht bis zu unſerem Herzen gelangen. Dieſes nun iſt die zweite Stufe der Kunſt. Den Uebergang von der erſten zu ihr ſtellt uns die Schule der ſpätern Niederländer dar; die neueſten Künſtler ſcheinen gleichfalls das höchſte Bedürfniß zu fühlen, und, bereichert mit den Schätzen der Vorwelt, ein friſches Leben beginnen zu wollen. Auf dieſer Stufe beginnt das Regiment des Menſchen. Das Leben ſeines Geſchlechtes wird ihm zum Spiegel ſeiner Gedanken, ächte Geſtalten werden Typen, — ja die Thiere des Waldes und die Blumen der Flur weiß die Kunſt ſeiner Hände zu nöthigen, daß ſie, zum Bilde verbunden, Kunde von ſeinem Wollen geben. Er hebt die Natur zu ſich empor, denn der gebildete Menſch iſt höher als ſie,

weil er ſein Geſetz erkennt. Dieſe Stufe der Kunſtübung aber ſetzt eine beſtimmte Anlage voraus; nur dem ſpricht die Natur, der ſie zu hören weiß. Viele Maler lernen nie ſehen; ihre Werke ſprechen alſo auch nicht zu den Sehenden, und es iſt beſſer, daß ſie durch erlernbare mechaniſche Technik dem gemeinen Auge zu Nutz und Frommen arbeiten, als daß ſie die Antike traveſtiren, was ſie dann für Styl verkaufen.

Frägt man mich nun nach der dritten Kunſtſtufe, in der Hoffnung, endlich das Rechte vom Styl zu vernehmen, ſo antworte ich: es gibt keine als die Vollendung; und dieſe iſt der Styl: die Uebereinſtimmung einer ausgebildeten ſchönen Individualität mit den Geſetzen der Natur. Hat der Künſtler ſein Inneres ſo kultivirt, daß in ihm kein Widerſpruch mehr iſt, und die Außenwelt harmoniſch im Spiegel ſeiner Seele ſich verklärt, hat ſein Meißel, ſein Pinſel gelernt, mit lebendigen Formen wie mit Chiffern zu handthieren und äußeres Leben zum Ausdruck des innern zu erhöhen, ſo wird ſeine Schöpfung die Einheit des Menſchengeiſtes mit der Natur, das ſeligſte Gefühl, die höchſte Erkenntniß offenbaren, und *das* iſt Styl, das iſt Raphael, das ſind die Griechen. Die Kunſt wird hier Sinnbild des Lebens; ſie lehrt, daß das höchſte Ideal der Menſchenbruſt Eins iſt mit der tiefſten Seele der Wirklichkeit; die Liebe, welche die Leinwand beſeelte, wird zum Glauben, das Tagwerk des Künſtlers iſt geheiligt. Nach ſolchen Werken machen dann die Andern ihre Regeln, damit ſie was zu ſchwätzen haben, und die Nacktheit ihres Herzens mit antiken Lappen bedecken können. Es gibt

keinen andern Weg in den Künſten, für Völker wie für Einzelne, als den ich da gezeichnet habe. Er enthält die Geſchichte der Kunſt und erklärt ſie.

Es handelt ſich alſo darum: erſt der Handgriffe Herr zu werden, durch die man der Natur ihren Schein abgewinnt, dann ſich zu bilden, damit man etwas auszuſprechen habe, was jenes Scheines würdig iſt. Wer am wahrſten, und in dem Wahren das Tiefſte darſtellt, der iſt Künſtler, der hat Styl. Er braucht ſich auch um keinen Effekt weiter zu kümmern; die Wirkung folgt ihm ſo gewiß, als ſie ewig der Urſache folgt. Wer aber malen will, was er nicht gelebt, nicht geliebt hat, wird tadelloſe Kompoſitionen zuſammenſtyliſiren, bei denen unſer Herz in ſich zuſammenſchrumpft. Wenn Goethe einmal zu verlangen ſcheint, der Landſchafter ſolle fleißig ſeine Metamorphoſe der Pflanzen ſtudiren, oder gar die Theorie von den Spiralgefäßen, um ſie in ſeinen Blumen und Bäumen den Kenner merken zu laſſen, ſo gönne man dem Philoſophen ſeine Freude! Die Kunſt will den ganzen Menſchen, die Wiſſenſchaft kultivirt nur den halben; den ganzen aber erweckt die Begeiſterung; ſie iſt das Element der Wirkung: denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen.

Raphael's ganze Bildungsgeſchichte ſtellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, ſo wie der Kunſt überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktiſche Lehre geht ſie aus. Der glücklich begabte Schüler übt ſein Auge und ſeine Hand, und folgt dabei einſtweilen gänzlich dem Meiſter. Er läßt in dieſer Periode ſeinem Talente Zeit, ſich zu entfalten, und greift ihm nicht vor,

ehe er die Mittel in ſeiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier ſcheitern die meiſten jetzigen Künſtler; ſie wollen ſingen, ehe ſie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menſchlichſten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünſtelt iſt! Dieß iſt die erſte Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterſcheiden ſind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloſter San Francesco, werden das Gepräge dieſes Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff beſiegt iſt, wird die Seele ſich ihrer eignen Schönheit bewußt, und wirft das ſtille Licht ihrer innern Anmuth auf alles, was die Hand vollendet. Dieß iſt die zweite Periode Raphael's, wo ſeine Bilder alle der Abdruck ſeines Gemüthes ſind, und wie in Seele getaucht erſcheinen. Wir freuen uns in Wien des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieſer Epoche zu beſitzen. Es iſt die Blütezeit jedes wahren Künſtlers, wo jeder am meiſten er ſelbſt iſt. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was ſich in ſeinen Gebilden ausſprechen wird, und zweimal glücklich iſt nun Raphael zu preiſen, dem die ſchönſte inwohnte! Kommt nun noch die Gunſt des Schickſals hinzu, die dem Künſtler, wie unſerem an Papſt Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, ſo rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während ſein Geiſt ſich klärt, nun andere Forderungen an ſich machen, als die, welche bisher ſein eigen Herz in ihm erweckte; er will dem objektiven Begriff einer großen, von den Weiſeſten und Beſten anerkannten Kunſt

genügen, und dieß iſt Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieſer Periode als Beiſpiel dienen. — Dieſer Gang iſt jedem Talente angewieſen, und der Kunſt im Großen ſelbſt. Nachahmung, Manier (im beſten Sinne), Styl. In der erſten Epoche wird oft noch eine gewiſſe naive, trockene, herzliche Einfalt ſichtbar werden, wie ſie der Beſchränkung, dem Unvermögen eigen iſt, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche dieſe Epoche allen übrigen vorziehen, und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einſeitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretiſche Satzung überſchätzt, und als Kunſtgeſetz in Ausübung gebracht. Von den beiden erſten Mängeln iſt Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird ſchwer zu entſcheiden ſein, ſo lange nicht entſchieden wird, was in der Kunſt für Satzung, und was für Geſetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und iſt es nicht das Glück, welches jede himmliſche Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu ſetzen ſei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichſte Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch dieſen Moment durch ein Beiſpiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. — So ſchwebt uns billig Raphael für immer als die ſchönſte Erſcheinung, als das bedeutendſte Sinnbild vor!

Dieſe Zeilen ſind allgemein, denn es iſt hier der Ort nicht, das Thema zu variiren. Wer es gefaßt hat, wird es leicht auf Formen, Farben, Licht und Schatten, Köpfe, Landſchaften, Genre's, Stillleben und Hiſtorie anwenden, denn aus allem läßt der Geiſt ſeine Stimme ertönen. Man erinnere ſich jenes Malers, der, nach dem Tode ſeiner Geliebten, die hinterlaſſenen Kleinigkeiten ihres Zimmers, die Werkzeuge ihrer zarten Arbeiten u. ſ. w. zu hundert lieblichen, ſymboliſchen Stillleben rührend zu verbinden wußte. Was aber im Großen von der Kunſt aus jenen Sätzen zu folgern iſt, wird ſein: daß wir eine Kunſt haben werden wie die Griechen, ſobald wir ein Leben haben, wie ſie. Laßt uns bis dahin aus der Welt, die wir die unſere nennen, ſeit wir am Mutterbuſen ſchliefen, ein Elyſium ſchaffen, und ihr das Leben unſeres Geiſtes zur Freude der Mit- und Nachgebornen, in ſeelenvollen Werken aufprägen!

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Man erinnert sich kaum aus den verflossenen Jahren einer so allgemeinen Theilnahme an der hiesigen Kunstausstellung, als sie dieses Jahr erfahren zu haben sich rühmen darf. Es ist gewiß, daß die vielen Anzeigen, Beurtheilungen und andere Aufsätze, die wir darüber zu lesen das Glück hatten, der vorzüglichste Grund eines solchen Antheils waren. Möglichste Ausbreitung und Diskussion fördert jegliche Art von Leistungen; das Gute wird doch hier und da erkannt, — und, wo es verkannt wird, von einer andern Seite vertheidigt; das Mittelmäßige lernt sich vielleicht, durch so manches Hin- und Widerreden, auf seinem Standpunkte begreifen, und nach und nach verstehen, wo es gebricht und wo Keime des Schönen treiben, und das Schlechte darf denn doch, da es einigen Widerspruch erfährt, seine gewohnte Tyrannei über den Geschmack der Menge nicht gar zu arrogant ausüben. Diese Vortheile sind einleuchtend, und die Künstler sollten sich selbst über manchen allzulauten Tadel und manches allzugrobe Mißverstehen hinaussetzen; das Reden ladet zum Sehen ein, und was verstanden werden soll, muß besprochen werden. Für mich aber haben diese vielen Kritiken, die

zum Theile an Ausführlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen, noch einen Vorzug, den ich mit dankbarem Egoismus anerkenne. Sie erſparen mir gar viele Worte; und, wie bei der kurzen hiſtoriſchen Ueberſicht, die ich nun in's Reine bringen will, mir jeder Leſer danken wird, daß ich ihm das sat superque! Geſehene und Geleſene nicht noch einmal auftiſche, — ſo darf ſich kein Künſtler beklagen, der hier ſeinen Namen vermißt, weil es mir nun einmal gar nicht um Vollſtändigkeit der Namen, ſondern um Reſultate zu thun iſt, Sind wir im Ganzen vorgeſchritten? oder zurück? oder ſtehen geblieben? und wie im Verhältniſſe einzelner Fächer? welche Richtungen, im Guten oder Gegentheile, thun ſich hervor? wer macht ſich bemerkbar? und wodurch? was bleibt zu wünſchen? was zu thun?— das ſind ſo ungefähr die Fragen, die unſer ernſteres, an hiſtoriſche Fragen gewohntes Publikum uns vorlegt. Es ſoll dabei das vaterländiſche Intereſſe im Auge behalten werden. Solchen Forderungen wiſſen wir nun durch katalogmäßige Herzählung ſo wenig wie durch kunſtkenneriſche Gourmandiſe in Detaillirung techniſcher Mängel und Vorzüge zu genügen. Wir glauben ihnen beſſer dadurch nachzukommen, daß wir das Auffallendſte hervorziehen, das Meiſte, Vielbeſprochene ganz übergehen. Zu unſerem Zwecke werden wir, wo es thunlich iſt, aus einem Kunſtzweige immer nur Ein Werk, als Spezimen des Beſten, was in dieſer Gattung bei uns geleiſtet ward, ausdrücklicher beſchreiben, und uns bei dem, was wir betrachten, an das Weſentliche halten, was allein wir zu erörtern befugt, und woraus allein die obigen Fragen zu beantworten ſind.

Das Weſentliche aber an Kunſtwerken iſt der Geiſt, in dem ſie gemacht ſind. Das Verdienſt ſolcher, die in gar keinem Geiſte gemacht ſind, ſpricht ohnehin an's Auge ſelbſt, und braucht keiner Worte, die nur Formeln ſein ſollen, jene Geiſter zu beſchwören.

Es würde freilich ſowohl dem Beſchauer als jetzt uns, den Beſprechern, gar ſehr zur Erleichterung dienen, wenn ſämmtliche Produkte in einer gewiſſen Folge, nach den Kunſtfächern: Hiſtorie, Genre, Landſchaft u. ſ. w., wenigſtens innerhalb der Rubriken: Zeichnungen, Aquarell, Oelgemälde u. ſ. w. geordnet wären; der Liebhaber und Künſtler könnte dann, ohne ſich umzuſehen, mit haſtigen Schritten auf ſein Fach zueilen; der Beſchreiber wüßte, wo er anfinge und endete, und würde nicht zum Cicerone degradirt, der den Schauluſtigen durch die Zimmer begleiten muß. Da es uns aber auch heuer ſo gut nicht geworden iſt, ſo brechen wir uns ſelber Bahn, und beginnen mit unſerer Geſchichte bei der oberſten Region.

Hiſtorie.

Hier würden wir uns nun gleich bei L. Schulz's Karton aufhalten, der uns die romantiſchen Helden des erſten Kreuzzuges in einer Situation ſehen ließ, wo ihr Heldenthum andern Empfindungen, ihre Erſcheinung faſt der Wichtigkeit und Schönheit anderer Gruppen weichen muß, — wenn die Rückſicht auf den Lokalzuſtand vaterländiſcher Kunſt uns nicht einem Bilde entzöge, welches als ein Abkömmling der edelſten neuern Malerſchule und durch eigene, große

Verdienſte, doch wenigſtens auf Erwähnung Anſpruch macht, da eine rechte Würdigung einer ſo reichen Kompoſition ohnehin die Gränzen, die uns angewieſen ſind, überſchreiten müßte. Im nächſten Jahre werden wir wohl das Bild ſelbſt zu ſehen bekommen; dann wird eine aufmerkſame Detaillirung am Orte ſein.

Rahl's Oelgemälde aus dem Nibelungenliede galt mit Recht als dasjenige hiſtoriſche Bild, welches bei reſpektabler Behandlung den Vorzug der gründlichſten Konzeption und eines ernſten Adels geltend machte. Es war zu bedauern, daß ein ſo anziehendes Gemälde ſo ungünſtig gehangen war, daß ein gewöhnliches Auge, geſchweige denn ein myopiſches, von deſſen Genuß ausgeſchloſſen blieb. Es war eben ſo zu bedauern, daß der Künſtler den ihm ſo ganz gemäßen Gegenſtand, nachdem er ſein einmal Herr worden war, nicht lieber gleich in Lebensgröße ausgeführt hat, welches wiederum ſowohl dem Gegenſtande als der Manier des Künſtlers gemäß geweſen wäre. Dem erſten „zu bedauern" iſt nun wohl in der k. k. Galerie im Belvedere abgeholfen, — das zweite bewegt vielleicht, wenn die Theilnahme des Publikums ſich ſteigert, den regſamen, energiſch ſtrebenden Künſtler, ſich in große, in koloſſale Räume zu wagen. Beide Uebelſtände aber haben nicht gehindert, daß einerſeits das Bild durch Gehalt, Einfachheit der Anordnung, und Grandioſität der Formen in ſeiner Umgebung doch groß erſchien; andererſeits, daß die Verdienſte der Farbe und beſonders des Helldunkels doch nicht verkannt wurden. Die Kompoſition ſelbſt iſt zwar ſowohl von Andern als von mir andern Ortes beſchrieben wor-

den, — allein, wie man ein gutes Buch zweimal leſen, und, ſo lange man lernt, von einer Addition die Probe umgekehrt machen muß, — ſo ſchadet es auch weder einem guten Bilde noch einem guten Kunſtfreunde, wenn jenes von dieſem auf mancherlei Weiſe wiederholt in Betrachtung gezogen wird. In dieſer Abſicht will ich den Begriff dieſes Werkes in uns zu erneuern ſuchen. Wir ſehen, bei düſterer Beleuchtung, in der Mitte einer gothiſchen Kirche den aufgebahrten Leichnam eines Helden. Die Waffen zu ſeinen Füßen, der Schild, den berühmten Kampf mit dem Lindwurme darſtellend, ſagen uns, daß dies Siegfried war, — die Wunde, in der noch das tückiſche Eiſen ſteckt, berichtet, daß er ermordet ward, — und die rothe Welle, die ſich aus ihr hervordrängt, — dem alten Volksglauben nach, — daß der Mörder gegenwärtig ſei. Und gewiß! es bedurfte weder der Rache und Schuld deutenden Hand der unglücklichen Heldenwitwe, noch der wilden, ſchmerzlichen Frage im Hinaufblick des greiſen Vaters, der die ſchauerliche Wunde enthüllt hat, noch der nichtigen Entſchuldigung des ſchwachen Günther, — um uns den Mörder kenntlich zu machen. Kühn und trotzend ſtellt er ſich uns und einer Welt entgegen; alle Blicke hält er mit fürchterlicher Ruhe aus, ſie gleiten an ſeiner Schroffheit hernieder; den ſeinen vertrüge Keiner. Gerecht und unantaſtbar fühlt er ſich, ſo lange ſeine Rechte noch auf dem Schwerte ruht, auf das allein in der Welt er glaubt und vertraut; mit gelaſſenem Hohn ſtemmt er den rechten Fuß dem Widerſacher entgegen, kein Blut tritt in die gelben, wie vom Wetter durchgearbeiteten Wangen, kein Schmerz

durchbebt, kein Sturm erſchüttert den fühlloſen Buſen, den dieſer Panzer deckt. Die alte Königin wird von frommen Schauder beim Anblicke eines ſolchen Mannes wie zum Gebet bewegt, Gernot ſammelt ſeine Kraft gegen ihn, die entſetzte Menge ſcheut ſich nicht, ihn unwillig zu bezeichnen, ſelbſt ſein Bruder wendet alle ſeine Theilnahme dem herrlichen Gefallenen zu, — nur die geſättigte Rache eines Weibes kann es hier noch an Trotz und Behagen mit ihm aufnehmen, und ſo freut ſich Brunhilde im Stillen ihres Werkes. — Es bleibt, wir mögen ſie betrachten, wie wir wollen, eine große bedeutungsvolle Szene, klar, ergreifend, kunſtreich dargeſtellt, und wir wiederholen, was wir anderwärts geäußert: hätte der Künſtler nichts als Hagens Kopf hervorgebracht, — dieſer Kopf allein würde ſein Talent verbürgen. — So hätten wir denn heuer, wenigſtens an Einem Bilde, was wir im vorigen Jahre, mit einer Art von Beſchämung, vermißten: eine gut gedachte, dem Individuum des Künſtlers im Gegenſtande, und ſeinen Fähigkeiten in der Ausführung ſchön entſprechende, hiſtoriſche Kompoſition. Damit ſoll nun keineswegs geſagt ſein, daß die andern hiſtoriſchen Gemälde verdienſtlos waren. Nur das Zuſammentreffen günſtiger Verhältniſſe war bei keinem in dieſem Grade zu bemerken, und dieſes Zuſammentreffen iſt es, welches von jeher die beſten Werke irgend einer Gattung entſtehen gemacht hat, — und welches mich bewog, da meinem Vorſatze gemäß Eines auszuwählen war, im Hiſtorienfache bei dieſem zu verweilen. Sonſt war, der Quantität nach, dieſes Fach beſſer beſetzt, als im vorigen Jahre. Auch das iſt ein gutes Zeichen. Wenn diejenigen

Felder nur einmal angebaut werden, wo die rechten Aehren gedeihen, ſo wird das Volk nicht mehr vor Hunger nach der Spreu verlangen. Von Führich konnte man ſich mit dem tröſtlichſten Gefühle ſagen, daß er auf den friſchen Spuren der Natur und Menſchheit ſchrittweiſe vorwärts gegangen war. Seine Ruth, wie ſie vor dem weidlichen Boas ſich in Ergebung neigt: „womit habe ich die Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkenneſt, die ich doch fremd bin?“ war zum Mittelpunkt eines patriarchaliſchen Idylls geworden, bei dem man in der Freude an der naivſten, menſchlichſten Auffaſſung ſo manches Unzulängliche der Behandlung gern überſah. Zumal wußte ſich „der Knabe, der über die Schnitter geſtellt war,“ wie er mit dem innerſten Wohlbehagen des Herzens hinter dem Herrn auf die liebliche Magd herüberblickt, in die Herzen der Beſchauenden zu ſchmeicheln. Von Kuppelwieſer war nicht das Gleiche zu rühmen. Hielten wir uns im vorigen Jahre noch an der rein gefühlten und kunſtgerechten Darſtellung einer durch Wohlthaten Heiligen feſt, ſo hat uns der Künſtler dießmal keinen ſolchen Anhaltspunkt gegönnt. Was damals von der Richtung dieſes Kunſtvermögens überhaupt zu ſagen war, galt dießmal nur noch mehr, und weder das bekannte Blendwerk des Fieſoliſchen Kolorits, noch der Mangel an Haltung, noch die hölzerne Starrheit und Schwere einer großen Drapperie konnten uns für das Abſtruſe einer Darſtellung entſchädigen, die einer durch Geſchmack geregelten Phantaſie und dem prüfenden Gedanken doch gar keinen Boden gewährte. Das Aeußerliche dieſer Uebel war auch an der, dem Gegenſtand

nach ſo fruchtbaren Darſtellung „Chriſtus am Oelberge“ zu bemerken. Es iſt Schade, daß die ſchönſten Talente dadurch leiden, daß ſie ſich theils durch die unbedingte, wohlgemeinte Zuſtimmung eines freundſchaftlichen Kreiſes, der Vermögen und Leiſtung verwechſelt, im Fortſchreiten hemmen laſſen, theils Zwecke verfolgen, deren völlige Realiſirung nun einmal eine Don-Quixotiade bleibt, und, wenn ſie möglich wäre, den wahren, einzigen Zwecken der Kunſt widerſpräche. Das Alterthum wird ſchon einſt, wenn ſie es werth ſind, auch unſere Werke ehrwürdig machen; herbeiraffen läßt es ſich nicht, ſo wenig der Grünſpan eines modernen Groſchens ihn zu einer Münze Hadrians ſtempelt, und die Kunſt iſt an und für ſich Gottesdienſt, wenn ſie ſich göttlicher Weihe würdig bewährt, — am meiſten, — wenn ſie heilige Gegenſtände auf eine, des reinſten Menſchenſinnes würdige Weiſe, die den Verſtand befriedigt, und das Gemüth erbaut, den Sinnen erfreulich vorzuführen weiß. Was iſt dabei gewonnen, wenn eine ſpäte Nachwelt, wenn z. B. Steinle's Fegfeuer, oder ſelbſt deſſen ſehr gemüthlicher, niedlicher Hausaltar, an ſie gelangen, in Verlegenheit geſetzt iſt, zu beſtimmen, ob dieſe Werke aus der unſern, oder der altflorentiniſchen, oder gar byzantiniſchen Epoche herrühren? Man kann kaum ſagen, wobei man mehr leidet: wenn man das Heilige unter träumeriſchen Grillen entmenſchlicht, oder wie z. B. im vorigen Jahre bei Schiavoni durch modiſchen Leichtſinn entgeiſtigt ſieht. Eine in Gruppirungen und Charakteriſtik erfreuliche bibliſche Kompoſition war Ign. Dullingers Darſtellung der dem Maler ſehr günſtigen Parabel vom

Scherflein der Witwe, die ich anführe, um ein Beiſpiel von der Vermeidung beider erwähnten Irrwege aufzuſtellen; obgleich nicht zu überſehen iſt, daß die Befolgung einer kalten, akademiſchen Norm auch nicht zum lebendigen Ziele führt. Wenn wir nun in dieſem Bezirke uns nicht innerlich reicher ſahen, als im vorigen Jahre, ſo ſahen wir in unſerer Lieblingswelt, im lieben Alterthum, der ewig jungen Heimath des Schönen, uns deſto ärmer. Eine Art Wehmuth ergreift mich, die wertheſten Gegenſtände meines Herzens von rohen Händen, nur zu oft, gemißhandelt zu ſehen, und ich will ſchnell vorübereilen, — weil ich denn doch auch das Verfehlte bemerkbar machen muß. Das alberne Erſchrecken eines römiſchen Konſuls vor zwei Nymphchen, auf welche ſein unbarmherziger Freund gar einhauen will, wäre es auch in Farbe und Helldunkel mit der gefälligſten Praxis dargeſtellt, — mit Waſchen beſchäftigte Frauenzimmer, welchen der Waldmann ſeine Aufwartung macht, was für Nauſikaa und Odyſſeus gelten wollte, — Gewölk und ungreifbare Schattengeſtalten, welche ſich Luna und Endymion zu ſein dünkten, — würden uns an der Möglichkeit des Wiedererwachens griechiſcher Gedanken und Formen haben verzweifeln laſſen, wenn uns nicht Ramelmayers Pſyche getröſtet hätte, zu der wir, ihren Orts, wiederkehren werden. Schon zu viel von der höchſten Kunſtregion, in welche zu dringen uns noch bisher einſeitige Richtung Einzelner, Mangel an höherer Seelen-Kultur bei Künſtlern und Publikum, Beſchränktheit akademiſchen Formelweſens hauptſächlich gehindert haben!

Genre.

Das iſt unſer Rhodus, auf dem wir tanzen. In dieſen Zimmern hält ſich die Menge der Sehenden auf; hier wird gelacht, geprieſen, gedeutet, beſtritten, vertheidigt. Leider, daß heuer auch in dieſem Kreiſe, beſonders in der Wahl der Objekte, eine Luſt am Niedrigen, am Gemeinen ſichtbar war, die das Publikum verdirbt, und dem Künſtler den Weg verrammelt.

Danhauſer's oft genug beſchriebener „Praſſer" hatte ſich hier des größten Beifalls zu freuen, und verdiente allerdings den erſten Platz. Die glückliche, einfach-ſymboliſche Erfindung, die verſtändliche Darſtellung, die gefällige Anordnung, die ſprechende Charakteriſtik, die harmoniſche Färbung, der Geſchmack und die Routine, womit alles bis auf's kleinſte Beiwerk durchgeführt war, — deuteten an, was wir in dieſem Felde leiſten können, wenn wir die uns eigene treue Hingebung an die Wirklichkeit mit einem gebildeten Sinne für künſtleriſche Bedürfniſſe verbinden wollten. Der Beiſpiele von einer entgegengeſetzten Huldigung, welche Viele unſerer Maler, ſelbſt begabtere, den faden, niedrigen, auch wohl ſchlechten Neigungen eines frivolen oder entſittlichten Haufens bringen, gab es leider manche. Ritter's Gemüſehändlerin, ein Bild, deſſen Gegenſtand man nicht einmal mit anſtändigen Worten bezeichnen kann, ſtand an deren Spitze. Darſtellungen, wie: ein ſlovakiſches Bauernweib, eine Prozeſſion betrachtend; ungariſche Bauern im Heu; ein Taglöhner, der ſein Mittagseſſen kriegt; ein Rauchfangkehrer, der mit einer

Köchin dahlt; ein Bauer, der die Zuſtellung erhält, als Militärpflichtiger zu erſcheinen; eine Schneider-Werkſtätte, und noch mancherlei Bauern, Dirnen, Handwerksburſche, Schulkinder, alte Weiber u. ſ. f. ſchloſſen ſich würdig an. Dieſe Darſtellungen fanden im Durchſchnitte große Theilnahme; wobei jedoch zur Ehre unſerer Landsleute nicht verhehlt werden darf, daß die eigentliche Bosheit und Schadenfreude, wie ſie bei den Karrikaturen der Engländer und Franzoſen mitwirkt, hier weder von den Künſtlern noch von den Zuſchauern mitgebracht wurde. Die ächte Karrikatur ſetzt mehr Verſtand und weniger Herz voraus, und hat jene Folgen, die Hogarth ſo rührend bezeichnete. Die Kinder haben ſich heuer vermindert. Das zarte, innige Motiv der Volksſage, daß den ſterbenden Kindern Engel zuwinken, hat K. v. Vesque benützt.

Naturleben.

Ich weiß im Augenblick keinen beſſern Ausdruck für die Gattung, zu welcher Gauermann's Bilder, und was ihnen nachſtrebt, gehören. Da wir bei dem franzöſiſchen Worte Genre unwillkürlich an das Treiben der ſtädtiſchen Geſellſchaft erinnert werden, ſo dachte ich mir nach der Analogie von „Stillleben" unter obigem Titel jene Darſtellungen, die uns einen bedeutenden Moment der äußern Natur, durch irgend eine Handlung dergeſtalt belebt vor's Auge bringen, daß wir mit Einer Empfindung die Szene wie das Ereigniß umfaſſen. Landſchaft mit Staffage ſagt hier doch zu wenig, wenn nämlich, wie

gewöhnlich die Staffage der Landſchaft, — ſagt zu viel, wenn die Landſchaft einer faſt hiſtoriſchen Staffage dient. Genug, wie überall Wort und Theorie weit hinter der Praxis zurückbleiben, ſo brauche ich wohl auch hier nur an die genannten Bilder zu erinnern, und Jedermann, der ſie geſehen hat, wird ſofort verſtehen, was ich meine. Der Bethätigung des geübteſten Kunſtvermögens nach waren ſie ohne Zweifel das Schätzbarſte der dießjährigen Ausſtellung.

Das Eine verſetzte uns an einem ſchwülen Mittag, wo ſchwere Wolkenſchichten von Zeit zu Zeit bedenkliche Schatten auf die Felder werfen, und die Vögel, wie gedrückt von der bangen Atmoſphäre, näher an der Erde ſchweben, auf eine reiche, vom Golde der Aehren beglänzte Höhe, die nur rechts hinab, im blauen Dufte der Hitze einen Theil der weiten, beglückten Ebene ahnen läßt. Der bereits üppig beſpeicherte Wagen des geſegneten Landmannes hält mitten auf der Höhe; von den Zugochſen, ſteyermärkiſcher Race, hat ſich der eine behaglich geſtreckt, und beugt ſo das Joch des andern herunter, bei welchem ein Knecht beſchäftigt iſt. Im Vorgrunde graſet ein geſchirrtes Pferd, und ein Füllen blickt kindlich zu demſelben auf. Ein junger Bauer auf dem Wagen iſt bemüht, den Bund Getreide heraufzuſchaffen, den ihm ein zweiter von unten auf zureicht, während ein dritter ſchon wieder einen neuen zuſammenbindet; ſo, daß das Mädchen müßig dabeiſtehen, und einſtweilen „in die andere Woche" ſchauen kann. Unterm Schatten aufgehäufter Gebünde aber ruht der brave Landmann nach dem Kruge langend, den ihm ſein Weib

hinreicht; auch das kleine Mädchen daneben ſchaut bittend zur Mutter hinan, und der Hund beſchnüffelt verlangend den ſchweren Korb. Um das ökonomiſch Behagliche einer ſo hoffnungsvollen Szene durch das uneigennützige Spiel glücklicher Jugend zu veredeln, küßt ein älteres Mädchen im linken Vordergrund, mit mühevoller Innigkeit über einen Bund Getreide gebückt, ſein jüngeres Geſchwiſter. — Eine ſolche Kompoſition, ein Diebſtahl an dem Zarten und Innigen, was die Natur im Vertrauen dem Maler preis gibt, ſpricht für ſich ſelbſt, wo in jedem Pinſelſtrich eben ſo viel Treue als Freiheit waltet.

Faſt widrig wirkte die Virtuoſität auf uns, als ſie uns das peinigende Schauſpiel eines rettungslos verendenden edlen Thieres zu empfinden gab. In der einſamſten Uferwildniß liegt blutig und lechzend der Hirſch, der mit dem letzten Kraftaufwande nur die Todesgefahr anſchauen kann, die unabwendbar über ihm ſchwebt. Auf erhöhtem Felſenvorſprung ſteht ein Adler, der Füße, Flügel und Schnabel aufgeſpreizt, mit gräßlicher Feinſchmeckerei die Beute anglotzt, die ihm der zweite nicht gönnen will, der ihm neidiſch von der Seite zukrächzt, während unten am dunkeln Strande der dritte, den ſcharfen Blick in die Wolken ſendend, den vierten herbeiruft, der ſchon ſtill zum Fraße herniederſchwebt. Eintöniges Grau umhüllt die traurige Szene. — Unfühlend wie die Natur erſcheint Gauermann, wenn ſein Pinſel ſich mit gleichem Genügen jetzt in Saatengold und Himmelsbläue, jetzt in Blut tauchen kann. Iſt aber die Natur unfühlend, oder nennen wir ſie ſo, weil ihre Gefühle über die menſchlichen hinausgehen, —

ſo wolle es die Kunſt nicht ſein, die das eigentlichſte Palladium der Menſchlichkeit iſt! Die Charakteriſtik der Vögel erſchien mir übrigens eben ſo erſtaunlich, als die Färbung des Ganzen mein Auge nicht als wahr anſprach.

Wenn ich für Gauermann's Arbeiten, die mir ſehr merkwürdig erſchienen, eine eigene Rubrik erfand, ſo habe ich nur beizufügen, daß ich ſonſt Niemanden auf ähnlichem Wege traf, wenn man nicht etwa K. Gruber dahin zählen will, der das berühmte antike Motiv von Adler und Schlange (vergl. Goethe: Reizmittel in der bildenden Kunſt. Bd. 44, S. 214) in Anwendung brachte.

Porträt.

Hier ſind wir im Bereich einer Produktion, die von jeher etwas beſonders Verfängliches hatte. Das Publikum hat dafür ein auffallendes Intereſſe; aber leider! meiſt ein bloß ſtoffartiges; der Maler ſieht ſich in der Verlegenheit, den widerſprechendſten Forderungen genügen zu ſollen; ein wahres Kunſtwerk dieſer Art iſt von zu vielen Zufälligkeiten bedingt, als daß es oft zu Stande kommen ſollte. Es geht faſt wie beim Bau eines Hauſes, zumal in nordiſchen Ländern, wo ökonomiſche Rückſichten die Aeußerung der Kunſt faſt unmöglich machen. Wir werden, unter ſolchen Umſtänden, den Künſtler loben, der uns eine beſtimmte Individualität, im abgelauſchten Momente ihrer völligen Selbſt-Offenbarung, in allen Theilen und Einzelnheiten folgerichtig, begreiflich und wo möglich gefällig zu machen weiß.

Einem ſolchen billigen Begriffe entſprach nun dießmal vor allen das Porträt eines Offiziers von H. Schleſinger. Ein Mann im Kulminationspunkte des Lebens, mit einem geſunden, kräftigen Naturell, vom Leben ausgearbeitet, aber nicht der Heiterkeit beraubt, auf ſich ſelbſt ruhend, die Rechte auf den Griff des Degens geſtützt, die Linke bequem über die Rechte gelegt, in einer hechtblauen, die Fülle gerundeter Muskeln umſchließenden, auf der gewölbten Bruſt rothausgeſchlagenen Uniform, ſah uns durch die beſchattende Brille an, die einen gewiſſen praktiſchen Scharfblick nicht zu verbergen im Stande war. Die Modellirung der Züge, die Wärme des Incarnats, das Relief, die Ausführung des Einzelnen, der Geſammteindruck des Ganzen, — alles machte uns an dieſem Bilde das größte Vergnügen.

Es war übrigens in dieſem Bezirk, wie immer, des Gelungenen Mancherlei zu ſehen. Amerling's Mädchen mit dem Buche und Israelit fanden, wie die Verwaiſten von derſelben Hand, den gebührenden Beifall, wogegen Waldmüller's Familienbild drei Figuren zur Schau bot, die in ſteifem Egoismus einander nichts anzugehen ſchienen, und den Verdacht erregten, als ſeien ſie des Atlaſſes wegen da. Joh. Enders in Farbenſchmuck prangendes Porträt Sr. Durchlaucht des Fürſten v. Metternich darf ſo wenig übergangen werden, als Waldmüller's kleinere Porträts, gegen deren Wahrheit und Technik uns das gerügte größere nicht ungerecht macht. An H. Hellpein's Bildniß des Hrn. Baron v. Hammer-Purgſtall konnten wir die frappante Aehnlichkeit bewundern, die

in Betreff unſeres Grillparzer weder dieſem Künſtler, noch einem andern, A. Hähniſch, gelingen wollte.

Mehr noch von einzelnen Porträten zu erzählen, wäre Unhöflichkeit und Mißbrauch der Geduld der Leſer; genug, wenn die Freunde der Abgebildeten, und die Freunde dieſer Freunde, daran ihre Genüge hatten und noch haben!

Landſchaft.

Der Ausdruck „ideale Landſchaft," dem wir auch heuer wieder begegneten, ſagt eigentlich gar nichts. Er ſoll wohl im Grunde nur ſo viel als „imaginirte Landſchaft" bedeuten, und dieſe thäte beſſer nicht zu exiſtiren. Die Landſchaft ſo gut wie alles andere, was in der Welt vorkommt, wird nur dann zum Kunſtwerke, wenn der Menſch durch Verknüpfung, Ausſcheidung, Anordnung, Hinzudichtung die bildende Kraft ſeines Geiſtes daran bethätigt. Inſofern er dabei von einer Idee, nämlich von der des Kunſtzweckes ausgeht, wird ſeine Schöpfung ideal zu nennen ſein. Mehr war es dieß Jahr wohl keine, im Gebiete der Landſchaften, als L. Schnorrs Dichtung, die ſo unglücklich geblieben iſt, ſich keine allgemeinere und entſchiedene Zuſtimmung erwerben zu können. Von einer wohnlichen Höhe ſieht man über ein ſchattiges Mittelgebirg, wo eine ritterliche Burg mit Mauern und Thürmen uns den Begriff von kriegeriſcher Abgeſchloſſenheit erweckt, in eine ſich immer höher und höher thürmende Alpenferne. Friedliche Hütten und ſchattendes Laub beleben den Vorgrund, Burg und Wald umdämmern die Mitte, öder, rauher und felſiger

wird es im Hintergrunde; ein riesiges Gebirg erhebt über alle Vegetation hinaus die grauen Zinnen, und in dessen Rücken noch schließt ein Kreis ewig schneebedeckter Gipfel erhaben die einsame Weite. Eine Straße lenkt und deutet in diese Region hinaus, ein Gewässer ergießt sich rechtsher mit stillem Laufe, ein anderes links in stufenweisen Fällen aus ihr herunter. Links steht noch ein dunkles Gewölk über den Bergen; es scheint, das Wetter hat sich verzogen; wie sollte es auch anders, da auch das des Krieges wich, und der edle Herzog, der sich zum erstenmal wieder bloß Mensch fühlen darf, mit leichtem Schritte den Hügel heranstrebt. Er hat sein Roß den Knappen übergeben, frei und froh blickt er herauf, seine Arme öffnen sich schon von weitem herzlich zum Empfang, wie ihm von oben der freudige Gruß der lieben entgegeneilenden Gattin winkt. Der eine Knabe hält sich an die Mutter, fröhlich ruft ein anderer der kleinen Schwester, und mit hastiger Unbehilflichkeit arbeitet sich der dritte von einem erkletterten Felsblock herab. Auch den Kriegern unten lacht nun häusliches Glück und Ruhe wieder, nachdem sie jene rauhen Fernen hinter sich haben, — und der Segen des Friedens kehrt in diese stillen Gebirge zurück. — Das nennt man nun ein empfundenes Bild, und läßt sich durch eine gewisse Trockenheit und ein kleinliches Detail, welches wie bei unsern guten Altvordern aus Liebe entspringt, in der Freude nicht stören. Den Beisatz „nach einer Ballade," der im Katalog dieß Bild begleitete, fanden wir eher störend, als zum Verständnisse nöthig.

Daß sonst an Landschaften aller Art, Veduten, See-

ſtücken, Alpenpartien u. ſ. w., und zwar auch an guten, nicht eben Mangel war, brauche ich kaum zu erwähnen. Man weiß, daß hier unſere ſtarke Seite iſt. Auch die Unmöglichkeit, das, was uns in der Natur an der brauſenden Herrlichkeit der Waſſerfälle entzückt, auf der Leinwand feſtzuhalten, ſchreckt unſere gefühlvollen Künſtler noch immer nicht ab, ſich an dieſes Problem zu wagen. Noch immer übt auch der Hallſtädterſee ſeine zur Reproduktion nöthigende Herrſchaft über ſie aus; F. K. Geylings Auffaſſung war beſonders glücklich, und es gelang ihm, das, was man eine wäſſerige Sonne nennt, auf's wärmſte wiederzugeben. Thomas Enders Anſichten, zumal die italieniſchen, verfehlten nicht, den gewohnten glänzenden Effekt zu machen. Joſ. Schwemminger machte keine ſo günſtigen Gegenſtände ausfindig, als im vorigen Jahre. Ueberhaupt iſt eine gewiſſe Einförmigkeit in unſern Landſchafts-Charakteren bemerkbar, die vielleicht in unſeren Gegenden ihren Grund hat. Aber ſelbſt die ungünſtigſten Flachlandpartien hat J. Waltmann auf eine Weiſe zu verarbeiten geſucht, welche praktiſches Bewußtſein der Kunſtmittel verräth. — Es iſt oft räthlich, ja Pflicht, auf das, bei geringerer Fertigkeit, ſchön Gewollte und Gedachte hinzuweiſen, wo das virtuos Geleiſtete ohnehin durch augenfällige Wirkung Aufmunterung genug gefunden hat.

Blumen.

Wenn wir Waldmüllers Familien-Porträt in Verdacht hatten, des Atlaſſes wegen da zu ſein, ſo ſahen wir

auf einem andern Bilde deſſelben Malers zwei Menſchengeſtalten zur Folie eines Roſen-Bouquets verbraucht, und wenn wir bei Schnorrs Landſchaft die Technik gern über der Empfindung vergaßen, ſo ward uns hier zugemuthet, einigen Blumen zu lieb den Gedanken aufzugeben. Einigen Blumen, — denn kaum konnte man die ganze Maſſe als rund und vollendet anſprechen, wenn gleich die einzelnen Roſen unbeſtreitbar die ſchönſten in der Ausſtellung waren.

Die meiſten der übrigen Blumenſtücke litten an den Uebelſtänden, die in der letzten Ausſtellung zu tadeln waren: Ueberladung, Flachheit, Aengſtlichkeit, rohe Farbengrellheit. Blaſchecks Fleiß in Beobachtung der Abſtufungen und einer geſchmackvollen Anordnung, und Grubers Friſche und Detail gaben Augenweide genug in einem Bezirke, dem vorzugsweiſe die Damen ihre Gunſt und Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Uns aber erlaube man, uns zu ſammeln, — dasjenige, was noch an Federwild, Früchten u. dgl. Deſſertkoſt übrig wäre, geſchweige denn die nachgeahmten Marmorarten und Aehnliches der Liebhaberei zu überlaſſen, — ſelbſt manches Gute mit Schweigen zu ehren, da wir ohnehin ſchon breiter geworden ſind, als wir Anfangs wollten, und den ausgeſprochenen Zwecken gemäß ſollten. Kupferſtiche, Lithographien, Zeichnungen übergehen wir, um nur noch bei einer der dießmal zahlreichern und mitunter ſehr netten

ſchließlich zu verweilen, die einen ſehr freundlichen, zarten Eindruck zurück ließ. Es war: Ramelmayers Pſyche. Das Piedeſtal dieſer Alabaſtergypsſtatue ſtellte ein Oktogon dar, auf deſſen acht Seitenflächen die lieblichſte Fabel des Alterthums, die Geſchichte Pſyche's, in Basreliefs vorgeſtellt war. Auf dem erſten erblickt ſie Eros zum erſtenmale; auf dem zweiten trägt ſie Zephyr durch den Aether in den Palaſt des mächtigſten Gebieters; auf dem dritten ſah man die Unglückliche den Schweſtern ihre Schätze zeigen, und den ahnenden Gott ernſt danebenſtehen; auf dem vierten war der ſchreckliche Moment feſtgehalten, wo ſie zugleich ihr Glück erkennt und ihre Thorheit bereut, da der Geliebte zürnend erwacht: der Flußgott nimmt ſie auf dem fünften in ſeinen Schutz und Pan freut ſich ihrer Anmuth. Nun folgte die traurigſte Epoche ihres jungen Lebens, und wie danken wir dem Künſtler, der uns ſtill hinüberträgt, und uns auf dem ſechsten nur noch die Zeichen der überdauerten Gefahren ſehen läßt, bis auf dem ſiebenten Aphrodite ſelbſt die Liebenden vereint, die dann, geläutert und verklärt, auf dem achten in die Verſammlung der unſterblichen Götter einzutreten würdig ſind, wo ewige Jugend Kränze für unwandelbare Liebe windet. Ueber dieſen bedeutungsreichen Szenen ihres Daſeins, als ob ſie ſie in göttlicher Ruhe überſänne, ſitzt die entfeſſelte Pſyche in der anmuthigſten Stellung auf dem Globus, — das liebliche Köpfchen abwärts gegen die linke Seite geneigt, die eine Hand nachläßig in den Schooß gelegt, mit der an-

dern, über deren Arm die leichte Draperie geworfen iſt, das zarte Kinn unterſtützend, ſo daß der Zeigefinger nachdenklich die ſchwellende Wange berührt.

Man ſieht aus der ganzen Darſtellung, daß der Künſtler, im Geiſte des Apulejus, wie es unſtreitig für unſere jetzige Art zu fühlen und zu denken am paſſendſten iſt, halb der altgriechiſchen, naiven Auffaſſung, halb einer ſpäter beliebt gewordenen allegoriſchen Deutung ſich bequemte, ſo daß im Einzelnen keine Anſicht der andern Eintrag thut, im Ganzen aber doch der Haupteindruck durch die letztere beſtimmt wird. Der Charakter der Pſyche ſelbſt iſt ihm, nach meinem Gefühle, ſo gelungen, daß ich die ſeine den beiden mir bekannten Canovas unbedingt vorziehe: ſie iſt lieblich, ohne frivol, denkend, ohne kalt zu ſein; ein anmuthiges Mittelding zwiſchen Kind und Jungfrau. Auf den Basreliefs ſind die körperlichen Allegorien, wie ſie der unſchätzbare mythiſche Kunſtgebrauch geſtattet, auf's Gewandteſte benützt, und eine erſtaunlich reinliche und zarte Technik zum zierlichſten Erfolge in's Werk geſetzt. Mir ſagte die gefällige Anordnung des zweiten, die originale Auffaſſung des vierten, und die gefühlvolle Heiterkeit des ſiebenten, beſonders zu; das erſte und das dritte haben einen modernen Beigeſchmack, den unſere reinſten Künſtler kaum ganz werden abthun können, weil er uns mit der Mutterbruſt eingeflößt wird; das achte hat wohl der Raum in etwas beeinträchtigt. Der Eindruck aber, zu dem dieſes Kunſtwerk unſere Seele geſtimmt hat, ſoll der letzte bleiben, den wir von dieſer Kunſtausſtellung mitnehmen wollen. Möchte doch das Reine, — das Seelenhafte, wel-

ches darin vorwaltet, ſeine ſchöne, ſtille Wirkung nach und nach immer weiter und weiter auf empfängliche Gemüther verbreiten, daß die häßliche Luſt am Rohen, Schlechten, Gemeinen mehr und mehr verſchwinde, und die heilige Blume des Schönen einen heimatlichen Boden gewinne!

Iſt es nun noch nothwendig, die oben geſetzten Fragen zu beantworten? oder geht die Antwort aus der, in treuen Umriſſen ſummirenden Darſtellung hervor? Ich hoffe das letztere. Wir ſtehen im Ganzen, wie im vorigen Jahre; im Verhältniſſe der Fächer hat die Hiſtorie zugenommen, an Zahl und an Bedeutung; die ſchädlichſte Richtung im höhern Kunſtbezirke ſcheint in zwei Talenten ſich dem Rechten zuzunähern; wer ſich hervorthat, haben wir angemerkt; wodurch, gleichfalls; was zu wünſchen bleibt, — reduzirt ſich auf Weniges: ernſteres Studium von Seite der Künſtler, edlerer Sinn von Seite des Publikums; was zu thun bleibt? iſt eine müßige Frage; emſig fortfahren in unverdroſſenem Streben — die einzige und ewige Antwort. Wozu wir denn unſererſeits Alles, was Kräfte in ſich ſpürt, unabläßig aufzumuntern nicht ermüden; — Schaffende und Richtende auf den heiligen Spruch hinweiſend, der an der Spitze dieſer Zeilen ſteht.

IV.

Aphorismen.

Dies Erdenleben iſt ein Tagen,
Ein Kämpfen zwiſchen Nacht und Licht;
Was einzeln durch die Nebel bricht,
Läßt ſich nur aphoriſtiſch ſagen.

So Manches, zögſt du Konſequenzen,
Es würde Manchem nicht behagen;
Du mußt es aphoriſtiſch ſagen —
Der Leſer mag es ſelbſt ergänzen.

Zum Verſtändniſſe.

Aphorismen ſchreibt entweder Jemand, der auf vereinzelte piquante Einfälle ſich was zu gute thut; und das zeigt von Beſchränktheit. Oder Jemand, der ſeine Ausſprüche für Orakel hält oder gehalten wiſſen will; und das zeigt von noch größerer Beſchränktheit. Und doch — indem man dieſes weiß und ausſpricht — ſchreibt man Aphorismen. In der That, es ſollte doch dem Denkenden ſo ſchwer nicht fallen, neben jenen zwei Fällen viele und verzeihlichere zu erkennen; ja, auf den wunderſamen Wegen menſchlichen Denkens, die ſo ſchnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beſte Wiſſen doch nur aphoriſtiſch zu Tage gefördert werden kann; und etwa: daß Ergebniſſe irdiſchen Erkennens nicht mehr wahr ſind, wenn ſie nicht mehr aphoriſtiſch ſind. — Dem ſei nun wie ihm wolle; der Verſtändigbillige wird nicht verkennen, daß die Geburten des Momentes — bald Ahnung, bald Wiſſen, aber immer bedeutend — nicht ſtets in die Regiſter der Syſteme können eingetragen werden; daß die Ruhepunkte der philoſophiſchen Geſchichte eines Individuums meiſt mit Wenigem anzudeuten ſind, zu eigener Erinnerung und fremder Belehrung; — daß — doch

wozu? Ob etwas nothwendig oder willkührlich exiſtire, zeigt ſich bald, ohne Für- und Widerrede, an ſeiner Wirkung. — Daß der Schriftſteller das Publikum nicht nöthigen ſoll, ſeine Lehrjahre mitzumachen, iſt eine thörichte Forderung. Wann enden ſeine Lehrjahre? —

Wenn ſich Jene glücklich preiſen dürfen, die, wohl organiſirt, weiſe erzogen, ihre Ausbildung rein und ungetrübt zu Stande gebracht ſehen, wie eine Kriſtallbildung vor ſich geht, — ſo werden Jene, deren Entwickelung durch leiſe-kräftiges Untergraben in die Bahn geworfner Hinderniſſe, oder durch einen großen Impuls von Außen, wie durch ein befruchtendes Gewitter, gereift ward, mit einer wunderbaren Empfindung auf die denkwürdige Epoche ihres Lebens zurückblicken, da ihr Inneres aus dem Raupen- in den Schmetterlingszuſtand überging. Jene Periode der Wiedergeburt, jener Orient des Menſchentages, da das Bewußtſein erſt eigentlich praktiſch wird; die Erfüllung des *γνωθι σεαυτον*; denn dieſes Wortes ächte Deutung heißt: Erkenne Art und Maaß deiner Kraft, um ſie für die Menſchheit zu verwenden! — Einzelne Lichtſtrahlen aus jener Zeit werden Manchem, der eben in jenen Kriſen verweilt, erfreulich und förderlich ſein. So ſeien ſie denn ausgeſtreut!

Wiſſenſchaft.

Es iſt allerdings merkwürdig, daß in keinem Bereiche menſchlicher Beſtrebungen die Grundſätze des Wahren und Nothwendigen ſo allgemein geworden ſind, als in der Politik. Man erſtaunt, wenn man periodiſche und ſonſtige Schriften der Zeitgenoſſen lieſt, welche die höchſten Staatsintereſſen behandeln, — wie anerkannt und überall geltend man die letzten Ergebniſſe des Denkens, die Früchte bitt'rer hiſtoriſcher Erfahrungen findet. Eine andere Frage bleibt: ob dieſe Erkenntniſſe auch allenthalben innig verarbeitet, mit dem Leben verwachſen ſind? ob es nicht etwa bei Worten bleibt, während ganz andere Intereſſen das Handeln beſtimmen? Traurig, wenn man fände, daß gerade in dieſem Bezirke mit der Sprache der Weisheit, mit dem Urim und Thumim, die ſchauerlichſten Leidenſchaften und der tiefſte Egoismus ſich beſchilden, — ſo daß man ſich bekümmert fragen müßte: wann, ja ob je dieſer tödtende Zwieſpalt geſchlichtet werden ſolle?

Fichte nannte Glauben: Den Entſchluß des Willens, das Wiſſen gelten zu laſſen. Das iſt mir kein Glaube,

ſondern eine feige Reſignation, die ſchlimmer iſt, als eine herzhafte Verzweiflung. Mir iſt Glaube jene heiligende Anerkennung des Höchſten, deren ſich der reifende gute Menſch gar nicht erwehren kann. Zum Glauben bedarf er keines Entſchluſſes. Im Glauben iſt die Wurzel ſeines geiſtigen Daſeins, alſo auch ſeines Willens. Glauben iſt Seligkeit und Gnade.

Was iſt das für eine Welt geweſen, an deren Erbe die unſrige ſich nährt und aufrecht hält, die unſerm nüchternen Leben Würde, Bedeutung und edle Form verleibt! Wir überſehen, aus Gewohnheit, daß faſt Alles, was uns bildend, erhebend, ſprechend umgibt, nichts als der Schatten iſt, der jener entſchwundenen Prachtgeſtalt durch Jahrhunderte nachſchwebt. Die Embleme und Randſchriften unſerer Münzen, die Monumente und Epitaphien unſerer Großen, die in unſre Tempel und Palläſte hineingeflickten Säulen, der Gebrauch der römiſchen Sprache in juridiſchen und mediziniſchen Wiſſenſchaften, die Technicismen aus der griechiſchen entlehnt, womit jeder ſeine Gedanken, Erfindungen, Worte, zu ſchmücken glaubt, — was iſt alles das, als Sehnſucht nach jenem unwiederbringlichen, einzigen Zuſtande, in welchem ſich die Menſchheit, wie ein geſunder Jüngling, in der Fülle ihrer Vermögen empfand? Wenn irgend eine Emphaſe zu verzeihen iſt, ſo iſt es die, womit der fühlende Archäolog jeden Scherben, jeden überkruſteten Buchſtaben, jeden verwitterten Torſo aus jenen ewigen Tagen betrachtet und verehrt.

Rochefoucault hat weit mehr ſittliche Zartheit, als man gemeinhin glaubt, und man darf das abſprechende Urtheil über ihn Verläumdung nennen.

Seine zweideutigen Sätze ſind ehrlich gemeint; man muß ſie nur bis an's Ende ausdenken, oder nicht mißverſtehen.

Er zeigt das Egoiſtiſche, er lehrt es nicht.

Für Freundſchaft hat er Sinn.

Oft muß man für ſeine herkömmlichen Ausdrücke andere ſetzen: z. B. für „Größe" — „Berühmtheit;" für „Liebe" — „Leidenſchaft" u. dgl.

Er hat es überall auf das konventionelle Leben der Franzoſen, zumal das Hofleben, abgeſehen, was man berückſichtigen muß.

Durch Tiefblick in die Irrgänge des Herzens wird der gerade Weg nicht abgeſperrt, ſondern erleuchtet.

Gefährlich bleibt er, wie alle Lektüre, Solchen, die nicht würdig fühlen und nicht weiter, als das Buch ſagt, denken.

Die phyſiognomiſchen Fragmente bleiben ein denkwürdiges Phänomen. Sie beruhen auf der Erkenntniß des tiefſten und univerſellſten Naturgeſetzes; daß Weſen und Form, Urſache und Wirkung, ſich ewig entſprechen, und berühren Kunſt und Schöpfung mit unzähligen Lebensfunken, aus denen allenthalben Strahlenkreiſe ſchießen.

Lavater ſelbſt iſt der ſtudiumswürdigſte Menſch: Ahnung, Empfindung, Ertappung der bildenden Natur, fruchtbare Fingerzeige, große, ſcharfe Blicke mit ſeltſamen Ge-

ſichtstäuſchungen und einſeitiger Schwärmerei. — Als Autor, hiſtoriſch und techniſch angeſehn, iſt er Spezimen damaliger deutſcher Literatur; er ſtrebt überall nach dem wahrſten, kürzeſten, unmittelbarſten, und dabei poetiſch erhöhten Ausdrucke, und das mit entſchiedenem Erfolge.

Bei G. Pfitzer werden nicht Gräber mit Blumen überdeckt, daß man ſie nicht mehr ſehe; die Gräber ſtehen offen, und die Blüten liegen an den Rändern. Sein Gedicht: Hermes Pſychopompos iſt ein poetiſcher Gipfel und völlig unvergleichbar. Immermann's reiches, tüchtiges Gemüth iſt nicht mit äſthetiſchen Tiraden abzufertigen; hier liegt viel zu Grunde, und dem Verſtändniß eines Mannes zu lieb müſſen Zeit, Form und was ſonſt das Wohlgefallen bedingt, vergeſſen werden. Heine hat noch Manches in ſich auszugleichen, und wenn es ausgeglichen ſein wird, wird der lyriſche Blütenſtaub verweht ſein. An Platen ſahen wir die Manifeſtation des höchſten dichteriſchen Talents, das, wie eine Flamme, die den Stoff ſuchte, um ſich an ihm zu nähren, in den Aether hinaus leckte, und leuchtend, praſſelnd und ſehnſüchtig in ſich ſelbſt zurückkehrte, um zu verlöſchen. Ehrfurcht verdienen die Gedichte J. Mayrhofer's (Wien b. Volke 1824); der Geiſt verkörpert ſich in Geſchichte und Natur, den Schmerz muß die Darſtellung und das Ideal verſöhnen; als ein einziger Tropus erſcheint Kunſt und Welt, und wie der Sohn Aurorens, vom ewigen Strahl berührt, athmet ſie

die verhüllte Klage ihres Lebens hin — „die Seele mit den treuen, tiefen Klängen!“

Das Ganze der geiſtigen Bildung bezieht ſich auf drei große Objekte: Geiſt, Natur, Kunſt. Was außer dieſen Kreis fällt, gibt keine Wiſſenſchaft.

In die erſte Sphäre gehört Philoſophie, Matheſis u. ſ. w.; in die zweite Phyſiographie mit ihren Zweigen: Phyſik, Phyſiologie u. ſ. w.; in die dritte Aeſthetik, von der Philoſophie, dem Objekte nach, zu trennen. Die Betrachtung des Werdens, der Entwicklungen, iſt nur ein Theil jeder Wiſſenſchaft, keine eigene. Die Religion iſt keine Wiſſenſchaft.

Der Denkende wird dieſes Schema zu nützen wiſſen.

Es war dasſelbe Element im römiſchen Charakter, welches die Tugenden der Cocles, Regulus, Torquate u. dgl., und die Laſter der Nerone und Caracalla auf jenen Grad des Grotesken trieb, der uns unüberdenkbar bleibt, von dem aber im heutigen römiſchen Charakter noch genug rührende und erſtaunliche Spuren ſind (Cose grosse).

Auch war es dasſelbe Element im griechiſchen Leben, welches in die Dichtung Homers, in die Weisheit Sokrates, in den Heldenmuth Epaminondas, wie in Polyklets Gebilde jenes Maaß legte, ohne welches alles menſchliche Beginnen unvollendet bleibt oder in's Ungeheure verfließt (*Χαρις*).

Dieſe Grundzüge fördern beim Studium des Alterthumes. — Und läßt ſich eine ſolche Betrachtung nicht weiter verfolgen? Floß nicht die Weisheit und Thorheit der Egypter, die Weichheit und Sittlichkeit der Inder aus Einem Quell? Hier ſchließt ſich die Reflexion an das allgemein Menſchliche an.

„Inſtinkt" bezeichnet räthſelhaft etwas an ſich Klares. Wozu erklären wollen, was, wie das Daſein ſelbſt, allgemein giltig erſcheint? was iſt Inſtinkt? was iſt nicht Inſtinkt? Geht nicht ein (veniam verbo)! sensus communis durch die ganze Natur, von dem jener der Schwalbe, der Biene u. ſ. f. nur ein Theil iſt? wodurch hängt der dünkelhafte Menſch mit ſeiner Erde zuſammen? wozu ein individuelles Wort für einen generellen Begriff? Daß der Weſt Veilchen bewege, der Löwe auf ſeine Beute ſpringe, der Menſch ſich ſelbſt beſtimme, die Boa das Reh umſchlinge, der Fels ruhe, kryſtalliſire, verwittre, ſtürze, ſich löſe, — hier ſehe ich überall Ein Waltendes, Ein Gebot allwirkſamer Natur. Und warum ſoll die Schwalbe, der Biber allein davon ausgenommen ſein?

Und ſo iſt es mit hundert Problemen in der Naturlehre. Wir ſuchen unergründliche Kräfte für Erſcheinungen, die ſich ſelbſt begründen; wir beweiſen das Leben, das einzig der Beweis unſerer Beweiſe iſt.

Die ſogenannte völlige Unpartheilichkeit iſt ein Unding. Eklektiker bleibt jeder nach ſeiner Art; ſelbſt der

Dogmatiker. Ganz unparteiiſch aber iſt nur der Unwiſſende. Wozu auch ſoll jener Zwang, dem unter'm Schilde der Objektivität ihr euch unterwerft, frommen? Kenne Jeder das Beſte, und lege deſſen Maaßſtab an's Uebrige! Was wäre aus Winkelmann's Kunſtgeſchichte geworden, wenn er die ägyptiſche Kunſt der griechiſchen koordinirt hätte? Kein antiker Geſchichtſchreiber iſt unparteiiſch, jeder iſt, nach ſeiner Ueberzeugung, pragmatiſch. Aber die modernen ſuchen ängſtlich ſelbſt am Erhabenſten eine Schattenſeite, um nur unparteiiſch zu ſcheinen.

Der Dichter kann nur durch unmittelbare Mittheilung ſeiner Stimmung erheitern; die Gründe, die er angibt, um froh zu werden, ſind eben dieſelben, die den Hypochondriſten verdrießlich machen.

Die Philoſophen, wie die, welche ſich der Geſchichte widmen, nennen ſich nur inſofern Eingeweihte, als ſie ſich mit dem Unweſentlichen befaſſen: Der Schul-Philoſoph mit formaler Dialektik, der Schul-Hiſtoriker mit unfruchtbaren Exegeſen; jenen, die, den Leichnam der Wiſſenſchaft verlaſſend, aus ihrem Geiſte erzeugen und gebären, ſchreiben „die vom Fache" nur eine dilettantenmäßige, konventionelle Einſicht zu. Jene ſind die Fauſte, dieſe die Wagner. Wohl den Dilettanten, denn ſie lieben!

Der Lapidar-Styl repräſentirt den römiſchen Charakter. Iſt es nicht, wenn man die Annalen des Tacitus lieſt, als läſe man Epitaphien? Sein ganzes Werk iſt ein Epitaphium ſeines Volkes. Aus ihm kann Rom, Griechenland aus dem freundlichen Xenophon verſtanden werden.

Es iſt wahr, die lyriſche Kunſt iſt ein ſchönes Spiel. Aber auch das Spiel verlangt, um ſchön zu ſein, Bedeutung, Einſicht und Geſchmack. Was im Rhythmus liegt, will durch Liebe und Ernſt begriffen werden; es zu begreifen iſt ein Glück; dann ſchweben uns in trüben Stunden Chöre und Stanzen vor, die uns vom Grund aus erheitern und beleben.

Ueber ein treffliches Werk der Dichtkunſt kann es verſchiedene, aber nie entgegengeſetzte Anſichten geben. Recht mag Jeder haben, das Rechte hat Keiner, oder Alle zuſammen; denn ein ſolches Werk iſt ein Spiegel für alle Seelen.

Gerade in das, was Schubarth an Göthe's Werken, im Vergleich zu Homer und Shakeſpeare geringer findet, — daß ſie von unſerm beſchränkten Zuſtande ausgehen, und uns nur allmälig in einen reineren, idealen verſetzen, — gerade in das lege ich ihren größten Werth. Hierdurch werden ſie bildend, und befähigen uns erſt zum Genuſſe der reinſten Kunſtgebilde. Sie müſſen aber, wenn ſie ſo viel leiſten ſollen, gelebt und geliebt werden.

Man ſagt wohl, Geographie werde durch Geſchichte belebt. Ich weiß nicht, ob die friſche Gegenwart der Vergangenheit zum Leben bedarf; das aber iſt gewiß, daß die Geſchichte erſt durch Geographie, durch die Bezeichnung des Bodens, auf welchem ſie fußte und ſchritt, wahrhaft, körperlich und reizend wird. Darin begründet ſich der Vorzug vaterländiſcher Hiſtorie.

Man bemüht ſich in neueſten Tagen vielfach, die Kunſtgeſchichte durch ſorglich ausgearbeitete Künſtlerbiographien zu fördern. Dabei iſt nur zu wünſchen: daß das, was den beſprochenen Künſtler von den übrigen unterſcheidet, ſo wie das, was ihn mit ihnen verbindet, ſcharf nachgewieſen werde; und dann: daß man über die Geſtalt ſeines Innern, welche ſtets die ſeiner Gebilde bedingt, wie ſie ward und wechſelte, Aufklärung erhalte. Das Verzeichniß ſeiner Werke und der Orte, wo ſie ſich befinden, nehmen wir als Zugabe gerne an.

Es hält gar ſchwer, in den Verſuchen, ſeine Umgebung an der eigenen Fortbildung Theil nehmen zu laſſen, bei Geduld zu verbleiben. Sie wollen Alle wiſſen, ohne zu lernen; ſie empfinden etwas Unbeſtimmtes, kleben an Worten und Namen, verſetzen ſich in Gedanken auf den Gipfel, denken nie über das Verſchwiegene, bemühen ſich nicht um die Sache. Man hört dich an, fühlt ſich unterhalten, für und wider angeregt, tadelt und lobt, ſtatt zu denken, vergißt dich, und geht ſelbſtzufrieden den alten,

lieben Schlendrian. Wie oft, wenn ich, mit dem beſten Willen, das Erkannte, das Frommende, mittheilen wollte, ſah ich es abgewieſen, daß ich bitter lächeln mußte; wie oft, wenn ich Einzelnen bot, was ſie bedurften, ja was ſie begehrt hatten, und ſie erkannten es nicht; wie oft konnte ich meinen beſten Ergebniſſen nur dadurch nützliche Geltung verſchaffen, daß ich ſie, als nicht von mir ſtammend, unter der Firma irgend einer Autorität einführte; wie niederſchlagend ſind dieſe Erfahrungen!

Kraft iſt das Wirkſame. Und ſo iſt in menſchlichen Werken der Gehalt an Kraft das Weſentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Geſtalt entſprießt. Was aber gewährt Kräfte, als der Geiſt? Dahin muß unſer Blick gerichtet bleiben.

Wir meinen, Gott weiß was, gewonnen zu haben, und die Alten weit zu übertreffen, da wir die Geſchichte, wie wir's nennen, zur „Wiſſenſchaft" erhoben haben; d. h. da wir ihr Proömien vorangehn, Reſumée's nachfolgen laſſen, und die That-Ereigniſſe wie Mineralien in eine Lade, zwiſchen beſtimmte Fächer, gezwängt haben; ſtatt daß ſie, wie bei Thukydides und Tacitus, lebendig auf- und auseinander ſprießen, und eine wahre „Geſchichte" bilden.

Es gibt wenige Naturen unter den Schriftſtellern. Eine friſche, anmuthige, geſunde war Heinſe, mit frohem Inſtinkte überall den Kern ertaſtend, aus der Fülle des

Durchlebten verſchwenderiſch Leben mittheilend. Zu dieſen Quellen des Frühlings unſerer Literatur ſollten wir jetzt im Herbſt öfters wallfahrten; es ſind die rechten Geſundbrunnen für die Schwind- und Waſſerſucht unſerer Journaliſtik.

Abſcheulicher Grundſatz moderner Kritik: es müſſe Alles von der Licht- und Schattenſeite betrachtet werden; Lob ſei platt, Tadel zeige von Einſicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils; je impoſanter die Erſcheinung, deſto gewaffneter müſſe der unbeſtechliche Blick für die Schwächen ſein; u. was dgl. mehr iſt. O über den Areopagus! ſo werden wir weit kommen!

Der Dichter erwirbt ſich Lob, ſo lange er zu den Leidenſchaften der Menſchen ſpricht. Das Geläuterte wird keine Theilnahme finden.

„Da ſchweigt er nun, und ruht, und läßt ſie zieh'n."

Oft ſoll die Menge von Gründen ihre Kraft erſetzen; nach der Analogie von $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 1$. Doch, wie überall mathematiſche Gewißheit von lebendiger unendlich verſchieden iſt, ſo auch hier. Aus vielem Halbgewiſſen wird nichts Gewiſſes. Ungleiche Größen kann man nicht addiren. Man ſetzt bei jener Schlußweiſe dunkel den Satz voraus: „Es gibt nichts Qualitatives; die Qualität eines Ganzen iſt nur die Quantität ſeiner kleinſten Theile." Ein

wichtiger Irrthum, auf welchem alle atomiſtiſche Anſicht von den Dingen beruht; der Tod des Wiſſens.

Im Ganzen entſteht alles Irren aus der Zerſpaltung unſeres Weſens, unſerer Vermögen. In keinem Momente ſoll der Menſch ganz Wille, ganz Intelligenz u. ſ. w., immer ſoll er ganz Menſch ſein. Hier liegt die Differenz aller Philoſopheme. Die ächte Weisheit iſt ein allſeitiger Zuſtand.

Man kann nicht alles aphoriſtiſch, nicht alles ſyſtematiſch ſagen.

Alles was da iſt, iſt nur durch eine Kraft, die ihm innewohnt; das Leben dieſer Kraft iſt: Aeußerung; die Bedingung der Aeußerung: Thätigkeit, — aktive Metamorphoſe. Das iſt die Wurzel des Lebens. Wo Kraft des Einzelnen zu wirken aufhört, überläßt ſie das Objekt allgemeinen, löſenden, elementariſchen, — wir nennen's Vernichtung, paſſive Metamorphoſe: das iſt die Wurzel des Todes. Kräfte ſind die Kapitalien der Natur, Erſcheinungen ihre Intereſſen. Die göttliche Oekonomie verewigt jene, indem ſie dieſe opfert. Sie nachzuahmen, iſt Aufgabe des Menſchenlebens. Denn auch die Sterblichen ſind in dieſem Geſetze mitbegriffen. Zwiſchen der Allmacht und der Unmacht liegt das Streben — die reine menſchliche Thätigkeit, wodurch wir unſere Kraft ausſprechen, leben, da ſind. Trägheit übergibt uns den verneinenden Gewalten, dem Tode. Den Irrthum gleicht der Fort-

ſchritt aus, — wer ſich aber aufgibt, und ſagt: es iſt genug! — der iſt verloren.

Es iſt eine der falſchen gangbaren Vorſtellungen, daß das Genie, wie die Unſchuld, nichts von ſich wiſſe. Das Genie, eben weil es eins iſt, wird bald genug ſeinen Standpunkt, wie den der Andern gewahr; es kann ſich nichts verbergen, alſo auch ſich ſelbſt nicht; und überhaupt iſt das Genie Geiſt und Einſicht, und nicht, wie ſo Viele wähnen, eine wunderſame, überaus geſchickte Dummheit.

Die Schule ſpricht immer von einer unendlichen Möglichkeit und einer endlichen Wirklichkeit. Und doch iſt nur das Mögliche endlich, das Wirkliche aber unendlich.

Man kann ſagen, wenn man Wortſpiele liebt, daß all unſer Wiſſen Anthropologie iſt; die Philoſophie: philoſophiſche Anthropologie, die Naturwiſſenſchaft: phyſiſche u. ſ. w. Und es iſt nicht nutzlos, daß man dieß ſagen kann.

Es iſt gewiß, daß zuletzt alle Philoſophie in eine Identitätslehre zuſammenfließt. Der ächte, gründliche Dualismus iſt im Grunde identiſch mit dieſer Identitäts-Doktrin. Denn Analyſe und Syntheſe ſind ſo Eins wie Expanſion und Kontraktion. Wiſſenſchaft wäre nur dann vollendete Wiſſenſchaft, wenn ſie eines aus allem und al-

les aus einem erklären könnte. Dann wäre, wie im Universum, auch in ihr keine Lücke.

Geſchichte, will ſie was bedeuten, muß von der Kenntniß des einzelnen Menſchen und ſeiner Modifikation im Weltverkehr ausgehen. Je mehr ſie, wie ein guter Roman und ein wirkliches Ereigniß, aus Individuen ſich entfaltet, und dann, Zweige mit Zweigen verknüpfend, Kronen und Maſſen bildet, deſto fruchtbarer wird ſie ſein. Hierin liegt die allenthalben empfundene Bedeutung der Memoiren. Je mehr ſie gleich anfangs unter dem Vorwande von Ideen und Prinzipien, in die Wolken greifend, Maſſen ballt, deſto leerer läßt ſie uns. Alle Theorie muß Reſultat ſein, nicht aber Fundament. Der Menſch aber bleibt Wurzel, Stamm, Blüte und Frucht der Geſchichte.

Das Produziren, die eigentliche, freie, geiſtige Zeugung, bleibt, wie die leibliche, eine geheimnißvolle Operation erhöhter Momente. Nicht bloß vom Dichter gilt jenes est deus in nobis; — auch in der Wiſſenſchaft wird Jeder, der ſich ihr ganz und lebendig hingibt, dieſe Mittheilung von oben erfahren, vermöge welcher er zu ſchaffen befähigt wird. Denn auch die Wiſſenſchaft hat ihr poetiſches (ſchöpferiſches) Element.

Es iſt wenig Verſtand in der Beſchuldigung: Spinoza räume dem Verſtande zu viel ein (kalter Verſtan-

desmenſch u. dgl.); da wir Spinoza aus ſeinen Büchern beurtheilen, die von Dingen des Verſtandes handeln, ſo iſt das, als ſagte man: A hat den Fehler, beim Rechnen zu viel Arithmetik anzuwenden. Zum Verſtehen gehört Verſtand; und wenn hierin ein Fehler liegt, ſo wäre er unſern neuern deutſchen Weltweiſen zu wünſchen.

Den Gelehrten, die ſich vorzugsweiſe „wiſſenſchaftlich" zu ſein rühmen, fehlt meiſt der Begriff eines organiſchen Ganzen. Was ſie Syſtem nennen, iſt nur ein gut geordnetes Kompendium, ein Schulbuch im Kopfe; ſie verwechſeln innern und äußern Zuſammenhang. Dieſer beſteht oft ohne jenen; jener oft, ſcheinbar ohne dieſen.

Die, welche die Welt gebildet nennt, unterſcheiden ſich von den wahrhaft Gebildeten dadurch, daß jene die Aeußerungen, dieſe die Sache haben.

Daſein iſt das einzige, das ungeheure Geheimniß. Tauſende, mit ihrer erhitzten Phantaſie in Wundern wühlend, ahnen nie das eigentliche Wunder. Auf dieſem Begriffe ruht, in ihn verliert ſich alle Reflexion.

Die Idee der Kompenſation im ſittlichen wie im körperlichen All iſt groß und praktiſch; eine fortzeugende, unſchätzbare Geburt der Naturphiloſophie, ein Schema, welches dem Denker allenthalben als Geſetz vorſchwebt.

Keine Regel ohne Ausnahme? Das wäre mir eine ſaubere Philoſophie! Jede Regel iſt ohne Ausnahme; ſonſt iſt ſie keine Regel.

Will man aus der Exiſtenz von Iſomorphen mit differenten chemiſchen Beſtandtheilen einen Beweis gegen die tiefe Naturwahrheit, auf der die Möglichkeit einer Naturwiſſenſchaft beruht — gegen die Wahrheit ableiten: daß Form und Weſen ſich ewig typiſch entſprechen? Sind denn Edukte das Weſen einer Subſtanz, ſie ſei nun organiſch oder kryptobiot? Mit unſrer Chemie iſt es noch ſo eine Sache.

Die Theorie iſt nicht die Wurzel, ſondern die Blüte der Praxis.

Zum Lernen iſt das Intereſſe nöthig; zum Intereſſe der Glaube. Der Anfänger muß das Ueberlieferte vorerſt gläubig aufnehmen. Die Skepſis findet ſich ſchon ſelbſt ein.

Es gibt eine ewige, unumſtößliche Wahrheit. Sie, wie die deutſchen Philoſophen, aus etwas *vor ihr* beweiſen wollen, iſt Puppenſpiel. Wer ſie nicht, wo ſie ſich offenbart, anerkennt, hat keine Stimme im Reiche des Wiſſens. Irrthümer ſuchen ſich als „Anſichten" geltend zu machen. Freilich ſind wir alle nur Subjekte, Individuen; aber allen Individuen liegt ein gemeinſchaftliches Ur-Individuum zu Grunde, welchem die Wahrheit als

Objekt entſpricht. Wer nur die Dinge, wie ſie ſind, auffaßt, und ſein Tiefſtes an ihnen entwickelt, der hat die Wahrheit. Denn alles Lernen iſt ein Achtgeben auf die Entfaltung des Göttlichen in uns ſelbſt.

Wir nützen ſelten dadurch, daß wir Wahrheiten ausſprechen, Lehren ertheilen; weit öfter dadurch, daß wir anregen, Probleme hinſtellen, den Widerſpruch aufrufen, das Gefühl anſprechen. — Man kann wohl den Weg weiſen, — aber g e h e n muß Jeder ſelbſt.

Kunſt.

„Wie die Perſer der Sonne, ſo werden einſt die Völker der Kunſt huldigen.“

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens geſchmeckt hat, fühlt man ganz die Süßigkeit der Kunſt.

Kunſt iſt keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche; ſie ſpricht nicht das forſchende, nicht das fühlende Vermögen im Menſchen einzig an, — ſondern den Menſchen ſelbſt und ganz. Sie überliefert das Unausſprechliche, ſelbſt unausſprechlich; ein ächtes Geheimniß.

„Einem ächten Künſtler kann das Leben nie langweilig werden, denn es liefert Reſultate; ernſte oder heitere, gleichviel: ſie müſſen die Herrſchaft der bildenden und ordnenden Kraft anerkennen.“

Das Maleriſche iſt der Uebergang des Plaſtiſchen in's Muſikaliſche.

Was nicht das Innerſte des Menſchen befreit, iſt kein Werk der Kunſt, ſondern des Handwerks.

Man ſpricht ohne wahre Sachkenntniß, wenn man das Metier der Schauſpieler Kunſt nennt. Nicht jede Ausübung eines Talents, wozu Geiſt und Bildung gehört, macht den Künſtler, — nur die freie, ſchöpferiſche Manifeſtirung der Idee.

In der Kunſt, wie im Leben, beginnen wir empiriſch mit Nachahmung; bilden uns allmälig eine Manier (im guten Sinne); und gelangen endlich (wenn uns die Götter wohl wollen) zum Styl.

Styl iſt freie Ergebung des ausgebildeten Individuums an das allgemeine Geſetz. Religioſität.

Im Style verlieren ſich allmälig die Gegenſätze, oder vielmehr, ſie verbergen ſich. Es entſteht die antike Einfachheit: Reichthum der Motive bei Einheit des Reſultats.

Der Anblick des Firmaments wie der des Meeres oder ruhig hinfließender Ströme in weiten Ebenen gibt

uns das große Gefühl eines einfachen Zustandes, wo unendliche Bewegung zuletzt im Ganzen als Ruhe erscheint.

Die Phrase, man lege einem ächten Kunstwerke mehr unter, als es enthalte, ist hohl. Als ob ein wahres Kunstwerk nicht Alles enthielte! als ob man's je auserklären könnte! Die Kunst, wie die Natur, spricht an's Ganze der Menschheit, welches in den einzelnen Menschen vertheilt, und wie ein Lichtstrahl gebrochen ist. So mögen Winkelmann, Goethe, Herder, Lessing, Heinse und Feuerbach an dem Einem Laokoon forterklären.

Das Gute ist schwer zu wirken; das Wahre zu finden, kostet noch mehr Bemühung; kein Mensch hoffe, das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.

Kunstwerke wirken zur sittlichen Veredlung, indem sie das Beste in uns frei machen, unsern Standpunkt erhöhen, unser Inneres läutern. *Καθαρσις*. So werden wir besser, indem der Künstler bloß seinen eigenen Zweck im Auge hält, und die eigentliche, unmittelbare Moralisirung den Predigten, Müttern und Prügeln überläßt.

Gemeine Porträtmaler glauben zu veredeln, wenn sie auf eine vornehme Allgemeinheit hinarbeiten.

Alle Kunſt iſt Symbolik. Wenn ſie bedeutungslos bleibt, wird ſie Handwerk; wenn ſie allegoriſirt, wird ſie Philoſophie; das ſind ihre beiden Abwege.

In Beurtheilungen von Kunſtwerken heißt es gewöhnlich: der Künſtler hätte beſſer den oder jenen Moment gewählt! — Es frägt ſich aber, was er aus dem gewählten zu machen gewußt hat.

Die Kunſt kann nicht tröſten; ſie verlangt ſchon Getröſtete.

Gorgo-Meduſa, — der höchſte Kunſtbegriff.

Ein Werk bildender Kunſt iſt unvollkommen genug, wenn ſich deſſen Vorzüge durch Worte deutlich machen laſſen. Der Künſtler hat ſich dann ſeiner eigenſten Mittel begeben.

Die Stimmung, in welcher der Künſtler ſchuf, geht durch ſein Werk auf Andere über. Darum warte er die gute Stunde ab, glaube an ein höheres Walten, und wiſſe, daß er Organ iſt.

Der Maler, zumal der Oelmaler, muß nicht Kompoſition und Form allein im Auge haben; muß bedenken, daß er ohne Licht und Farbe nicht Maler wäre.

Die Natur iſt eine Sprache, von der wir ſelbſt nur Accente ſind: Häßlichkeit, Tod und Uebel verſtehen wir nicht. Die Kunſt iſt eine Sprache von Menſchen zu Menſchen. Hierin liegt viel.

Der Augenblick der Konzeption iſt der Augenblick der Begeiſterung. Wenn dem Geiſte ein ihm gemäßer Gegenſtand in gemäßer Geſtalt erſcheint, fühlt er eine ſinnliche Berührung. Man merkt es den Werken an, ob ſie dieſe Feuertaufe haben.

Kunſt iſt dem Weſen nach: Darſtellung des Göttlichen. Göttlich iſt das Wahre, Gute, Schöne. Die Werkzeuge unterſcheiden die Künſte. Auszuſprechen iſt keine; jede ſpricht ſich in Thaten aus: ein offenbar Geheimniß. Die höchſte Kunſt iſt die, wo die ganze Menſchheit Organ wird, und ihr Leben Darſtellung des Göttlichen.

Leben.

Die Trägheit iſt der wahre Teufel; die eigentliche Verneinung des Sittlichen. Fortwährend arbeitet die Indolenz mit müßiger Allmacht am Ruine des Einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, die Luſt und Mannheit gewähren, iſt aufzubieten gegen dieſen Erbfeind des Guten.

Bulwer erinnert irgendwo, daß, wenn man einmal eine Maxime für allgemein gültig erkannt habe, man ſich durch kein Privatmotiv je von ihr abwenden laſſen ſollte. Das iſt ſo tief wahr und praktiſch als jenes ſophokleiſche Wort: daß Jenem Alles übel bekomme, der ſeine angeborne Natur verlaſſe; denn das geiſtig Erworbene erweiſt ſich, nicht minder denn das Angeborne, als die wahre Natur des Menſchen. Geſetzt, ich habe erkannt, daß für mich das Spiel durchaus verwerflich iſt; nun tritt der Fall ein, daß ich einen Menſchen retten kann, wenn ich ſpiele; wenn ich nur dießmal ſpiele. Soll ich ſpielen? Nein.

Das Schlimmſte, was die Kränklichkeit unſerer Zeit mit ſich bringt, iſt, daß in ihr ſelbſt ein einlullendes Gefühl verborgen liegt, eine Süßigkeit, welche in den armen Kranken ſogar den Wunſch zu geneſen unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Geſundheit rege machen, ſo iſt zur Heilung der erſte Schritt gethan.

Wer das Große nie in ſeiner Manifeſtation an lebenden Menſchen geſehen hat, der hat nur davon geträumt. Bücher ſind nur ein ſchlechter Erſatz dafür.

Die unmittelbare Einwirkung des Menſchen auf den Menſchen iſt das einzige geiſtig Wirkſame; und nur was davon in ein Buch geheimnißvoll übergeht, verleiht dem Buchſtaben Werth. Der Sittliche verbreitet eine Atmoſphäre des Anſtandes um ſich her, der Begeiſterte entzündet, in der Nähe des Klugen ſchärft ſich das Urtheil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

Hat man nur einmal den Ton getroffen, aus dem mit einem gegebenen Individuum zu ſprechen iſt, ſo bildet ſich ein beſtimmtes Verhältniß. Der Ton, einmal angeſchlagen, klingt von ſelbſt immer wieder.

Vom Zentrum aus beginnt die Bildung, ſtrahlenförmig. Hat der erſte Radius die Peripherie erreicht, ſo entfaltet ſich ſein Nachbar, oder meiſt, nach dem Geſetze der Extreme, ſein entgegengeſetzter; und ſo einer nach dem andern, bis die Sphäre vollendet iſt: harmoniſche Ausbildung.

Es iſt in unſerer Natur, nebſt dem Streben nach Enträthſelung, etwas Träumeriſches, das auch befriedigt, ja ausgebildet ſein will.

Objektivität im geiſtigen Leben, Mäßigkeit im phyſiſchen, in beiden raſtloſe Thätigkeit ohne Haſt, — bedingen einen behaglichen Zuſtand.

Die Väter ſehen in ihren Kindern meiſt nur ihre Kinder. Was ſich in dieſen auch durch Zeit und Verhältniſſe oder von innen heraus entwickle, — für jene iſt es nicht vorhanden. Das macht nun oft die Söhne unwillig und unbillig. Es ſollte aber nicht. Den Aeltern gegenüber ſind wir nichts als Söhne; da iſt Liebe und Ehrfurcht an ihrem Platze.

Der Vorgeſetzte, der General, der Miniſter, der Monarch u. ſ. f. bedürfen der Selbſtverläugnung beſonders. Es iſt nicht zu vermeiden, daß ſie von Einigen gehaßt werden. Sie können ihrer Stellung nicht genügen, ohne

Manchen weh zu thun; und wie viele Menſchen gibt es, die eine ſolche Handlungsweiſe begreifen, wenn ſie darunter leiden?

Es iſt für den Arzt und Wiſſenden genug geſagt: wie man Geiſteskranke behandelt, ſo müßte man die meiſten Menſchen behandeln, wenn man ihnen helfen wollte. Mag es dem Unerfahrnen grell klingen!

Das Beſte iſt zu finden, wo es Niemand ſucht; Schätze der Einſicht in wenig geachteten Büchern, größere Schätze in Menſchen, die man kaum berückſichtigt. Wer nur recht ſucht, der wird finden; wer ſtrebt, wird erlangen; ſchweigend verſteht man ſich, wunderſam trifft man zuſammen; nicht das, was man ſich ſagen kann, nur das Erweckte bleibt Beſitz. Die ſtillen Erwerbniſſe verſchließt man vor der Menge, ſeltene Keime in jungfräuliche Erde ſenkend; und wer je ſolche Wege gegangen iſt, weiß, daß es weder Räthſel noch Träume ſind.

Man muß immer dasjenige treiben, wozu man ſich am wenigſten getrieben fühlt; das iſt: nach Zwecken, welche die Vernunft zur Vollendung des mangelhaften Individuums diktirt, ſich leiten und beſtimmen.

Es iſt wahr, man kann ſich keine andere Empfindung geben; aber man kann ſich durch einen kühnen Entſchluß in eine Situation bringen; da gibt ſich dann das

Empfinden von ſelbſt. Erſt will man, dann muß man, und dem wird die Palme, der müſſen will.

Die wenigſten Menſchen ſehen ein, daß es noch immer dieſelben Intereſſen ſind, welche die Welt zerſplittern und vereinen, wie vor zweitauſend Jahren; mutatis nominibus.

Menſchen von trägem Genie haben keine Vorſtellung von der Wolluſt, die das kühne Kombiniren gewährt; ſie ſind blind für den Faden, der, auch zwiſchen die bunteſten Enden der Dinge eingewebt, ſie verbindend Einer Farbe nähert. Aber oft ſehen Menſchen von allzuſchnellem Genie Fäden, wo keine ſind, und ziehen ein willkürlich Geſpinnſt über die Welt der Erſcheinungen und Gedanken, das ſie trübt und verſchleiert.

Die tiefſten Gefühle des Menſchen gehen allerdings erſt aus der Intelligenz hervor.

Das Aechte wird immer wieder hie und da — wenn nicht anerkannt, doch „anerfühlt," — und ſo ſei es genug! Nichts geht ſpurlos über die Erde, das Gute wie das Böſe. Alles iſt Saat im ewigen Acker.

Die Sehnſucht iſt ein Irrthum der Seele, welche die Kraft des Geiſtes verkennt. Denn der Geiſt allein vermag zu erſchaffen, was jene von Außen ewig vergebens

erhofft. Wer nach Liebe ſucht, wird ſie nicht finden; wer aber Liebe gibt, wird ſie wieder empfangen. Das verzärtelte Gemüth fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Erde, der nur im Geiſte und in der Wahrheit iſt.

Das wahre Unglück iſt dasjenige, welches den Geiſt ſich ſelbſt entfremdet, daß er, in Verhältnißbanden, ſich ſeiner Herrlichkeit ſchämt. Das Unglück als Schande zu empfinden, iſt das Vorrecht einer ſehr zarten, jungfräulichen Seele, die den Keim und das Verdienſt zur Seligkeit in ſich ſpürt.

Jeder lernt nur, was er im Tiefſten ſchon weiß; ſo daß man, im unmuthigen Momente, alles Schreiben für eitel erklären möchte: Denn wer Dich verſteht, braucht Dich nicht, und wer Dich brauchte, verſteht Dich nicht.

Das Leben des Menſchen erſcheint als ein geheimnißvoller Kreislauf, in welchem das Urſprüngliche, Einfache geläutert, vervielfacht endlich wieder zur Erſcheinung kommt, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, ſo wird man, was man war.

Leicht ſetzt ſich das einſeitige Beſtreben durch, indem es eine vereinzelte Kraft auf Koſten der andern bewegt, während das Aechte nur durch die allmächtige, aber unſcheinbare Harmonie der Kräfte gedeiht, die nur in den Händen der Vorſehung ruht.

Die Leere des Innern, da ſie eine Negation iſt, kann man nicht eigentlich empfinden; es gibt aber Momente, in denen ſich dieſes vacuum gleichſam verdichtet; und nun entſteht das Gefühl derſelben. Dieſes iſt der Anfang der Heilung, denn es erzeugt ein Streben.

Es gibt eine herrliche Konſequenz, die nicht das kümmerliche Ergebniß berechneten Selbſtzwanges iſt, ſondern das treue Bilden und Weſen einer ſtillen, klaren, in ſich einigen Natur.

Jede wahre Verehrung flößt mir wieder Verehrung ein. Denn, daß wir das Schöne und Rechte erfaſſen dürfen, iſt doch die höchſte Gnade, die uns wird.

Das Hoffen iſt aus dem Wünſchen und aus dem Vermuthen zuſammengeſetzt; beides aber deutet auf die Grenzen der menſchlichen Natur.

Wie im Auge ein Punkt iſt, der nicht ſieht, ſo iſt in jeder Seele ein dunkler Punkt, der den Keim des innern Verderbens enthält. Alles kommt darauf an, diesen Punkt in ſich durch ſittliche Klarheit zu begrenzen, daß er unſichtbar bleibe, ſo lange wir leben. Wird ihm Raum gewährt, ſo breitet er ſich aus, weiter und weiter, ein Schatten legt ſich über die Seele des Menſchen, und die Nacht des Wahnſinnes bricht endlich über den Unglücklichen herein.

Bis in's ſpäteſte Alter lernen (nicht auswendig, ſondern inwendig), das iſt Genießen, das iſt Leben. Da wächſt die Seele, in konzentriſchen Kreiſen, göttlichen Sphären zu.

Je beſcheidner, ja zaghafter man beginnt, deſto ſicherer, kräftiger werden bald die Schritte.

„Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichtes; dieſe aber ſind ſeliger.“

Armuth und äußerer Druck ſind nichts; aber fürchterlich iſt das Loos des Edlen, das ihn unthätig macht, und der Willkür der Gemeinen unterwirft.

Der Glaube gibt durch ſich ſelbſt, was er verheißt.

Die Verſchwendung, wie die Kraft, ſpielt mit Mitteln, die der Schwäche, dem Geize Zweck und Höchſtes ſind.

„Arroganz, die Karrikatur des Stolzes.“

Aechte Tugend iſt Stärke des Geiſtes; ihr Grund iſt Weisheit, ihre Erſcheinung Schönheit.

Wer ſtets in Ironie und Satyre ſich ergeht, gibt zu erkennen, daß er auf niederer Stufe ſteht; daß er mitleidet, unfähig ſich zu erheben.

Entwürdigender Ausſpruch: daß Liebe blind ſei! — Leidenſchaft (cupido) mag die Binde vor dem Auge haben,— aber nichts, im Himmel und auf Erden iſt ſehend, als die Liebe.

Göttliche Apathie und thieriſche Indifferenz werden ſo oft verwechſelt. Dieſe iſt der Zuſtand der Larve, jene des Schmetterlings.

Man iſt ſcharfſinnig im Leiden, weiſe in der Freude.

Ein Menſch ohne Liebe — eine Landſchaft ohne Himmel; ein Menſch ohne Streben, — eine Landſchaft ohne Fluß.

Wenn man gefehlt hat, ſo iſt man über Andere unwillig.

Man fürchtet, was man nicht verſteht.

Ueber etwas grübeln, und ſich etwas klar machen, — das iſt zweierlei.

Die Wahrheit eröffnet ſich uns nicht: wir müſſen uns ihr öffnen.

Gebundenes Feuer zeitigt Früchte.

Der ſteht hoch und am höchſten im Leben, der in gewiſſen Stunden ſich nach Schmerzen ſehnt.

Man lehrt am beſten, wenn man vergnügt, lernt am beſten, wenn man betrübt iſt.

Man hat noch nicht bestimmt, bei welchem Grade von Seelendisharmonie der Wahnsinn anfängt.

Ein gewisses Selbstgefühl macht besonders geschickt zum Umgange mit Menschen; und nichts erzeugt dieß Selbstgefühl gewisser, als der Umgang mit Menschen.

Auf Kultur kommt alles an. Kultur ist Angewöhnung zum Rechten. Wie der physische Mensch an alle Klima's gewöhnbar, so ist der geistige nach allen Seiten hin entwicklungsfähig.

Die Redensart: „Dieß oder Jenes erhebt uns über uns selbst" ist uneigentlich; es muß heißen: „zu uns selbst."

Das ist der Fels, an dem die Besten scheitern, daß sie aufhören zu lieben, wenn sie anfangen zu erkennen. Wohl Jenem, der Erkenntniß errungen, und Liebe bewahrt hat, — der die Welt, ihr zum Trotze, liebt!

Pläne sind die Träume der Verständigen.

Es ist nicht genug, sich als Objekt zu betrachten; man muß sich auch so behandeln.

Nur der Beseelte ist empfänglich: ohne Begeisterung wirkt man nicht; der Enthusiasmus hindert; es vernichtet der Fanatismus.

Das Geſchick iſt ſtumm; ihm gegenüber ſei es der Menſch.

Das Geſchick ſpricht durch Ereigniſſe; durch Thaten ſpreche der Menſch.

Die Kluft zwiſchen zwei Naturen iſt nicht auszufüllen; denn ſo hat es die Natur gewollt. Aber hier wird Liebe Pflicht, die nichts als Duldung iſt.

Schickſal und Zufall! Jenem unterwirf dich, dieſen unterwirf dir — und du biſt, was Menſchen ſein können.

Willſt du das Licht ſehen, ſo darfſt du nicht den Kopf hängen; aufwärts mußt du blicken, denn es kommt von oben.

Die Philoſophie lehre uns unſer Loos begreifen; die Religion lehre es mit Ergebung tragen; die Kunſt lehre es verſchönen.

Bei der Welt ſetzt man ſich in Reſpekt, wenn man tadelt, — bei Vernünftigen, wenn man billig iſt.

Weder Demokrit noch Heraklit iſt mein Mann. Es iſt in der Welt nichts zu belachen, nichts zu beweinen, — aber viel zu betrachten.

Univerſalgenie? Jedes wahre Genie iſt ein Univerſalgenie. Man hat mehr oder weniger Anlage zu dieſem oder jenem, aber man iſt ein Genie ein- für allemal.

Die Welt ſpürt die Ueberlegenheit eines tüchtigen Geiſtes; ſie gibt dieß Gefühl durch Kritteln zu erkennen, weil ſie ſich gern von der Uebermacht befreien möchte; allein nur Liebe und Anerkennung befreien wirklich.

Den wahren Werth Anderer erkennen, heißt ſeinen eigenen ausſprechen; denn nur der Würdige würdigt.

Die Unzufriedenheit iſt auch ein Element in der Komplexion des Menſchen; es iſt zu etwas da; man muß ihm ſeinen Wirkungskreis anweiſen.

Mit wenig Bemühung, im Rauſche des Momentes, wird das Ungeheure zur Welt geboren; raſtloſer Aufwand harmoniſcher Kräfte bringt nach langen Jahren das unſcheinbare Große hervor.

Inſtinkt iſt das Naturgeſetz unter dem Scheine des Willens; Wille iſt das Naturgeſetz mit Selbſtbewußtſein; Charakter iſt die ausgebildete Gewohnheit zu wollen.

Reue iſt Verſtand, der zu ſpät kommt.

Man hätte die Anlagen zu bilden, die Neigungen dagegen zu dämmen, und dabei ſtets die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt im Auge zu behalten.

Jeder Menſch will eigentlich jeden Andern anders haben; das iſt der Ausdruck für das gemeine Menſchenver-

bältniß. Jemanden nicht anders haben wollen als er iſt, heißt ihn lieben, und entſpringt aus Erkenntniß. Alle Menſchen haben wollen, wie ſie ſind, heißt die Menſchheit erkennen, und lieben. Es verſteht ſich, daß hier bloß vom Menſchlichen die Rede iſt, das dieſen Namen verdient. Der Höchſte läßt uns Alle gelten.

Was wäre das Große, wenn es vom Kleinen gefaßt werden könnte?

Die gemeinſten Sätze ſind noch nicht verſtanden genug, weil man ſie oft geleſen hat. Es wird Einem nichts geſchenkt; man muß eben Alles erleben, und dann erſt begreift man die Verkettungen.

Man hört immer vom Ideale; man ſchwärmt darüber und hält es ſich ſo erſt recht vom Leibe. Das wahrhafte Ideal des Menſchen aber iſt: ein geſunder Zuſtand, innen und außen.

Wenn uns das Schickſal anrührt, ſo beginnt erſt unſer Daſein. Der Finger des Unglücks deutet auf unſer Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erſcheint dem Denker ſchaal und unnütz. Mit was ein Jeder zu kämpfen habe, das unterſcheidet die tüchtigen Menſchen von einander.

Wo nichts mehr zu enträthſeln bleibt, hört unſer Antheil auf.

Alle Mittel, die geeignet ſind, dem Menſchen über die Steppen des Weltlebens zu helfen, müſſen liebevoll

gepflegt werden. Der Leichtſinn, dieſe liebe Göttergabe, gehört dazu.

Es iſt ein alberner Vorwurf: man überſchätze das Nahe, Bekannte; als wenn man im Stande wäre, das Ferne, das Unbekannte nach Verdienſt zu ſchätzen!

Das höchſte Glück, das du erfuhrſt, die tiefſten Schmerzen, die du litteſt, das iſt dein wahres Eigenthum. Du kannſt es nicht veräußern, nicht hinterlaſſen.

Rühme ſich Keiner ſeines Muthes, der allein auf Erden iſt!

Wie der Strom über die Leichname der Ertränkten ſeine Wogen hinwälzt, ſo lerne der Geiſt die Opfer des Herzens überfluthen, und, während ſie unten ruhen, oben das Licht des Himmels wiederſtrahlen.

Der Natur iſt ſo viel abzulernen: die Ruhe, die Unermüdlichkeit, die ſtete Produktion, die Dauer im Wechſel, die Grandioſität, die fortbildende Entwickelung.

Grandioſität iſt die Eigenſchaft, Alles im Großen und Ganzen, ohne Rückſicht auf's kleinliche Einzelne, zu wirken.

Ein Gefäß, bis an den Rand voll, läuft über, wenn ein Tropfen darauf fällt. Dann ſagen die Leute: Das Gefäß iſt von Einem Tropfen übergegangen!

Umändern kann ſich Niemand, beſſern kann ſich Jeder.

Die Mode ist ein interessantes Phänomen. Noch hat es kein Philosoph gehörig beleuchtet.

Oft genug hört man sein Echo in der Welt; selten einen verwandten, selbstständigen Anklang; seltener eine wahre, fördernde Beurtheilung.

Das Gefühl, auf sich zu beruhen, ist mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es ist das wahre Prometheusabzeichen.

Geringe Menschen sind stolz. Sie halten fest an ihrem idealen Besitz in der Sozietät, weil sie fühlen, daß sie ohne ihn nichts mehr sind. Große Charaktere wissen, daß ihnen Alles bleibt, wenn sie scheinen Alles geopfert zu haben.

Der Einseitige wird, auch bei großer Ausbildung, stets etwas Rohes behalten.

Harmonie ist nicht Gleichsetzung, sondern gehöriges Verhältniß. Das Niedere muß dienen, das Höhere herrschen. So muß die Vernunft der Phantasie gebieten, nicht beide dürfen gleiches Recht genießen.

Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Verhältnissen des Weltverkehrs. Man nennt sie Diskretion.

Daß die sozialen Zustände nicht wesentlich sind, macht sie nicht weniger nothwendig.

Was du dir ſelbſt glaubſt, glaubt dir Jeder.

Nichts iſt leichter, als außerordentlich zu ſcheinen: man braucht nur ſeine Bedürfniſſe zu verbergen; nichts ſchwerer, als es zu ſein: man muß den Bedürfniſſen der Menſchen entſagen.

Alles Gute liegt in der Beſchränkung des Subjektiven gegen das Objektive: Liebe, Weisheit, Aufopferung. Alles Böſe iſt Egoismus. Jenes erhält, dieſer verneint das Ganze, und würde für ſich die Welt zerſtören.

Aus dem Vergleichen und Unterſcheiden geht die Erkenntniß hervor.

Auf der Erkenntniß beruht die Freiheit.

Jeder, der ſich bildet, hat eine Epoche der Wiedergeburt; wohin er da geboren werde, das entſcheidet über ſein Schickſal.

Ein gebildeter Menſch iſt kein fertiger. Bildung iſt der Weg von Nichts bis zum Anfang. Man hat ſich orientirt, — nun heißt es wandern!

Es ſchauert Einen, wenn man die Spinnewebenfäden ſieht, an denen unſere innere Kultur, alſo unſer eigentliches Glück hängt.

Die Anlage zur Furcht wird durch Ausbildung des Denkvermögens oder des Stolzes bekämpft.

Mängel gehören so sehr zur menschlichen Natur, daß sie bei der Erziehung gar oft gehegt werden müssen, wenn ein Mensch das werden soll, was nur Er werden kann.

Der Zartheit ist die Geduld beigegeben, um sich zu erhalten; der Kraft bereitet die Ungeduld oft den Untergang.

Reine geistige Ein- oder Mitwirkung ist die höchste Wohlthat, die der Mensch dem Menschen gewähren kann.

Hypochondrie ist Egoismus. Am gewissesten wird sie durch Erweckung des Sinnes für die Welt und Menschheit geheilt.

Skeptizismus ist Schwäche. Man resignirt sich beim Gewahrwerden von Schwierigkeiten, die der Muthige mit Ausdauer bekämpft. Halbe Aerzte sind meist Skeptiker.

Es gibt mehr Dinge im Gehirne der Narren, als der Weise begreifen kann.

Wenn Menschen einander hassen, so kennen sie sich nicht.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.

Ein großer Impuls frommt mehr als tausend kleine.

Thätigkeit nach einem ernst durchdachten, tief empfundenen Zwecke, mit Ruhepunkten des Genusses, hebt und erhält die innere Lebenskraft.

Man erkennt, was Andre leiſten, und möchte ſich ſelbſt vorgreifen. Das iſt ein Kriterium unſerer Zeit.

Das Gute, Aechte, wenn es ruhig und unverdroſſen, ſich wiederholend fortlebt, gewinnt magiſche Kräfte, und endlich den gewiſſen Sieg. Unſere Waffe iſt die Offenbarung unſers innern Seins.

Religion iſt das tiefſte und letzte Bedürfniß des hochgebildeten Menſchen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und ſucht ſich dieß Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

„Es iſt leicht, da, wo die Geſellſchaft empfänglich iſt, etwas praktiſch hinzuſtellen. Geht es aber nicht an, ſo denkt man: Du wirſt im Stillen etwas machen, was die Andern nicht verhindern können, und was noch Andere erfreut und in Geſinnung und Streben befeſtigt.“

Edle Erinnerungen ſind der Stoff, woraus unſer Gemüth die Poeſie unſeres Lebens geſtaltet.

Das Beſte läßt ſich durch Worte nicht mittheilen. Es offenbart ſich das Mark der Dinge dem ſtillen, durchdringenden Geiſte durch treue Hingebung an die Gegenwart; der Geiſt des Lebens dem Guten durch Umgang und ſtrebendes Zuſammenſein mit den Beſten, die, in Liebe und verſchwiegenen Thaten, eine große, ewige Gemeinde bilden.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Kritik und Literatur 9

Die Kritik 11

Die Leser 29

Moderne poetische Literatur 35

1. Lyrik 39

2. Epos 47

3. Drama 55

Epilog 61

Die Alten als Bildungsgrundlage 63

Scott und Bulwer 72

II. Goethe 81

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten 83

Die größten Dichter Persiens (Zum west-östlichen Diwan) 117

Einwirkungen Goethe's (Rahel, Bettina) 144

Goethe und Schiller 231

Seite

III. Kunſt 241

Elemente der künſtleriſchen Kompoſition 243

Natur und Styl in der Malerei 249

Die Wiener Kunſtausſtellung im Jahre 1836 257

IV. Aphorismen 279

Zum Verſtändniſſe 281

Wiſſenſchaft 283

Kunſt 300

Leben 305

36

Princeton University Library
32101 064144015